Zwei Cents.

Sonntagpost

Zwei Cents.

No. 44 (16 Seiten.) Chicago, Sonntag, den 4. November 1900. Zwölfter Jahrgang.

Telegraphische Depeschen.

(Spezialdepeschen-Dienst der „Sonntagpost“.)

Ausland.

In bösem Licht.

Neue Korruptions-Beschuldigungen gegen die Berliner Kriminalpolizei.—Der ausscheidende Kanzler Hohenlohe erhält eine schmeichelhafte Adresse vom Bundesrath. — Man hofft auf Wiedergenesung der Kaiserin Friedrich. —Aber das Befinden des greisen Feldmarschalls Blumenthal ist höchst bedenklich. — Die chinesischen Wirren. — Die Angabe über den Selbstmord eines „Oberboxers“ als Zweck-Ente bezeichnet. — Der Kaiser erlegt Wildschweine. — Briefwechsel des Walzerkönigs soll erscheinen. — Allerlei.

Berlin, 3. Nov. Großes Aufsehen machen neuerliche Enthüllungen über angebliche Korruption der Berliner Kriminalpolizei! Kaiser Wilhelm ist, wie es heißt, sehr zornig über die Geschichte und hat den Polizeipräsidenten Windheim beauftragt, eine strenge Untersuchung vorzunehmen. So haben also die Berliner seit längerer Zeit wieder zum ersten Mal über etwas Anderes zu reden, als über die allgemeine hohe Politik, und sie sind sehr gespannt darauf, was bei der amtlichen Untersuchung herauskommen wird. Freilich ist dies nicht die erste Skandal-Sensation, welche in dieser Beziehung aufgekommen ist; aber man hatte geglaubt, daß seit Madais Zeiten und namentlich in den letzten paar Jahren doch Vieles besser geworden sei. Wie immer, nützen die Sozialisten die Geschichte am eifrigsten aus.

Die Abschieds-Kundgebungen für den Fürsten Hohenlohe, der jüngst aus dem Reichskanzler-Amt schied, sind noch immer nicht zu Ende. Neuerdings hat auch eine Delegation des deutschen Bundesrathes dem Fürsten Hohenlohe eine sehr herzlich gehaltene Adresse überreicht, worin besonders die ausgezeichneten Beziehungen erwähnt werden, welche stets zwischen ihm und seinen Kollegen im Bundesrath bestanden hätten. Diese Adresse wurde vom bairischen Bundesraths-Mitglied Grafen Lerchenfeld überreicht.

Noch immer hat das Interesse an den chinesischen Angelegenheiten nur wenig nachgelassen, trotzdem die deutschen Nachrichten darüber nur spärliche Nahrung für dasselbe bieten. Neuerdings hat das deutsche Amt des Auswärtigen von Scheng, dem bekannten chinesischen Taotoi in Shanghai erfahren, daß Hsü Tsching Tschang (Mitglied des chinesischen Rathes des Auswärtigen und einer derjenigen, deren Bestrafung für die „Boxer“-Gewaltthaten von den Mächten verlangt wird) keineswegs, wie berichtet wurde, Selbstmord begangen habe, sondern wohl und munter sei und allem Anschein nach keinen Augenblick an Selbstentleibung gedacht habe. Diese Selbstmord-Geschichte war offenbar eine der vielen chinesischen Enten, welche man auffliegen läßt, um die Verbündeten zu täuschen; sie wird wohl noch lange nicht die letzte sein.

Der, nach Verübung von Unterschleifen verschwundene Militär-Zahlmeister Wild in Darmstadt hat anscheinend auch Gelder eines Garantiefonds unterschlagen, dessen Direktor er war. Man hat noch keine Idee, wohin sich der Flüchtling gewendet hat.

Die Agrarier, bescheiden wie immer, haben neuerdings die Forderung gestellt, daß die Regierung die Tabakzölle verdopple. Uebrigens grämen sich die Agrarier sehr über die Angriffe auf den, ihnen so wohlwollenden Reichs-Staatssekretär des Innern, Grafen v. Posadowsky-Wehner, in Verbindung mit der bekannten 12,000-Mark-Affäre.

Hr. Otto Zembsch, der bisherige deutsche Gesandte in der südamerikanischen Republik Peru, ist als Gesandter nach San Domingo versetzt worden, und sein Nachfolger in ersterer Eigenschaft wird Hr. v. Prollius werden. Ein Abschieds-Bankett der deutschen Kolonie in Lima legte Zeugniß dafür ab, welche Werthschätzung Hr. Zembsch bei den dortigen Deutschen genießt.

Das Befinden der deutschen Kaiserinwittwe Friedrich, welche bekanntlich seit längerer Zeit sehr leidend ist, und deren Ableben man, wie berichtet, eine Zeitlang nahe bevorstehend glaubte, bessert sich jetzt doch bedeutend. Seit zehn Tagen hat die Patientin keinen Rückfall mehr gehabt, und stärker als je hofft man auf ihre Wiedergenesung.

Andererseits macht die wankende Gesundheit des greisen Feldmarschalls v. Blumenthal, eines der letzten Paladine aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges, den Kaiser sehr besorgt. Der Feldmarschall ist jetzt etwa 90 Jahre alt, und jede Gesundheitsstörung mag bei ihm einen verhängnißvollen Ausgang nehmen.

Keine Familien-, Staats- und sonstigen Angelegenheiten können übrigens den Kaiser abhalten, sich den Freuden der Jagd hinzugeben. Auf einer heutigen Jagd erlegte er drei Wildschweine, und die Kaltblütigkeit, mit welcher er diesen Bestien gegenübertrat, soll die Bewunderung seiner Umgebung erregt haben.

Aus Wien wird gemeldet, daß Adele Strauß, Wittwe des berühmten Walzerkönigs Johann Strauß, nun ebenfalls beabsichtigt, den Briefwechsel ihres Gatten zu veröffentlichen.

Die Boeren thätig.

Britische Angaben über Südafrika-Kämpfe.

London, 3. Nov. Lord Roberts berichtet in einer von gestern datirten Depesche aus Johannesburg über nicht weniger, als acht, an verschiedenen Punkten stattgefundene Gefechte, welche nach seiner Darstellung sämmtlich unwichtig, aber gleichwohl für die Thätigkeit der Boeren bezeichnend waren.

General Kitcheners britische Streitmacht überraschte nach einem Nachtmarsch das Lager Schoenmans zu Steenkampsberg und marschirte dann weiter nach Schalkburgers Lager zu Rooikranz. Indeß wurden die Briten verhindert, den Boeren zu folgen, die sich nordwärts zogen.

Nach Angabe von Gefangenen, die sich in den Händen der Briten befinden, sollen sich die Verluste der Boeren im Kampfe mit General Barton, am 25. Oktober, auf 140 Todte, Verwundete oder Vermißte belaufen haben.

Rom, 3. Nov. Elf Boeren, welche aus Venedig in Mailand eintrafen, wurden dort verhaftet. Die Ursache der Verhaftungen ist unbekannt; aber dieselben riefen große Aufregung hervor.

In beständiger Besorgniß.

Die spanische Regierung fürchtet jeden Augenblick einen wirklichen Karlisten-Aufstand.

Madrid, Spanien, 3. Nov. Man glaubt, daß der Karlisten-Aufstand die Sympathie hervorragender Persönlichkeiten habe, welche nicht offen mit dieser Bewegung in Verbindung getreten sind, und die Regierung ist über diesen Punkt sehr besorgt.

Bis jetzt haben die Aufständischen oder Putschmacher freilich nichts bezweckt; aber ihre Pläne scheinen den Behörden völlig unbekannt zu sein, und letztere hegen die Befürchtung, daß der Aufstand plötzlich eine organisirte Form annehmen, und daß ein Schlag geführt werden könnte, welchem eine allgemeine Erhebung zugunsten von Don Karlos auf dem Fuß folgen werde.

Eine Depesche vom Generalkapitän von Katalonien meldet, daß zu Piera wieder eine Karlistenbande von 25 Mann aufgetaucht ist. Viele Andere sind, wie schon erwähnt, in schwer zugänglichen Gebirgsgegenden.

Paris, 3. Nov. Der Vertreter des spanischen Kron-Prätendenten Don Karlos in Frankreich, Graf Urbain de Maille, sagte in einem Interview heute:

„Ueber das, was jetzt in Spanien vorgeht, weiß ich nichts, als was die Zeitungen sagen. Ich kann jedoch versichern, daß Spanien gründlich karlistisch ist. Tiefe Unzufriedenheit mit der Regierung herrscht im ganzen Lande. Diese Unzufriedenheit ist gerechtfertigt, besonders durch den Stand der Finanzen. Ich glaube nicht, daß der jüngste Ausbruch von Don Karlos ermuthigt wurde, sonst würde dieser eine Proklamation erlassen haben. Hätte Don Karlos die Initiative ergriffen, so wären Armeen aufgebracht worden, wo jetzt blos Banden herumziehen.“

Viele spanische Soldaten, die früher in Cuba und den Philippinen-Inseln dienten, sollen unter den Empörern sein, desgleichen eine Anzahl Streiker.

Kein Kompromiß.

Der Vatikan bleibt in seiner Haltung gegenüber dem Quirinal fest.

Rom, 3. Nov. Die Beziehungen zwischen dem Papst und der italienischen Regierung werden immer gespannter, und es wird berichtet, daß der Vatikan bald wieder Veranlassung nehmen werde, öffentlich zu erklären, daß die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes der einzige Weg zur Wiederherstellung der Harmonie in Italien sei. In wohlunterrichteten Kreisen herrscht kein Zweifel darüber, daß Papst Leo sich auf keinerlei Kompromiß einlassen, und daß auch Leos Nachfolger, wer immer er sein mag, auf diese Haltung beharren wird.

Des Mikado Geburtstag

Wurde gestern in Japan gefeiert.

Yokohama, 4. Nov. Der Geburtstag des Mikado wurde gestern in ganz Japan als Nationalfest gefeiert. Der Mikado nahm eine Truppen-Revue in Tokio vor. Rußland schickte einen Extra-Abgesandten, um die Geburtstags-Glückwünsche des Zaren zu übermitteln.

Braucht das Geld anders!

Der Sultan vermehrt seinen Harem.

Wien, 4. Nov. Eine Depesche aus der türkischen Hauptstadt Konstantinopel meldet:

Der Sultan hat seinen Harem kürzlich um mehrere Frauenzimmer vermehrt und dadurch seine Ausgaben für denselben beträchtlich gesteigert. Man nimmt daher an, daß die Zahlung der amerikanischen und sonstigen Schadenersatz-Ansprüche noch weiter hinausgeschoben werde!

Wollen die Köpfe sehen!

Ohne das glauben die auswärtigen Vertreter nicht an die „Boxer“-Hinrichtungen.—Prinz Tuan der „Meistbegehrte“.

Berlin, 4. Nov. Graf Waldersee, Befehlshaber der verbündeten Streitkräfte in China, berichtet, daß die deutsche Flagge jetzt über der großen chinesischen Mauer weht, nach einem heftigen Kampf zwischen einer deutsch-britischen Streitmacht und den Chinesen. Dieser Kampf fand am 29. Oktober statt, als die Truppen bei der Annäherung an die Mauer auf unerwarteten Widerstand stießen. Die Chinesen behaupteten ein Thor mit großer Entschlossenheit. Schließlich aber wurde dasselbe erstürmt, und 50 der Vertheidiger wurden getödtet. Fünf Geschütze wurden erbeutet. Der Verlust der Verbündeten bestand in 1 Todten und 7 Verwundeten.

Der Gouverneur der deutschen Ansiedelung Kiao-Tschau meldet die Erstürmung eines Dorfes, das von einer starken Abtheilung Chinesen besetzt gehalten war. Die Deutschen hatten dabei nur 2 Verwundete, während der Verlust der Chinesen schwer war.

Shanghai, 3. Nov. Eine Depesche aus Peking besagt:

Der chinesische Hof ist gewillt, irgend etwas zu thun, um den Prinzen Tuan vor Hinrichtung zu retten; denn die kaiserliche Dynastie befürchtet, daß seine Tödtung ein furchtbarer und unheilbarer Schlag für das Ansehen der Dynastie sein würde. Die auswärtigen Vertreter aber bestehen darauf, daß Tuan sterben müsse, da gerade er der Haupt-Anstifter der Boxer-Greuelthaten gewesen sei.

Paris, 3. Nov. Die französische Regierung billigt es entschieden, daß die Vertreter der verbündeten Mächte in China verlangen, die Köpfe der Beamten zu sehen, deren Hinrichtung mitgetheilt wird. Man erinnert sich, daß die Mandarinen, welche an dem Massakre von Tien Tsin schuld hatten und zum Tode verurtheilt wurden, sich Stellvertreter beschafften, die an ihre Stelle geköpft wurden, und man fürchtet, daß, wenn es sich um noch wichtigere Persönlichkeiten handelt, die chinesische Regierung erst recht sich auf diesen „Substitut-Schwindel“ verlegen werde.

Shanghai, 4. Nov. Es wird mitgetheilt, daß die chinesische Kaiserinwittwe das Edikt des Kaisers, durch welches das Salär des Prinzen Tuan gesperrt wird, widerrufen hat.

Eine englisch-deutsche Streitmacht von 1500 Mann holte die Chinesen an der Grenze von Schansi ein. Letztere leisteten hartnäckigen Widerstand, bis sie von bengalischen Kavalleristen umgangen wurden. Die Verbündeten hatten keine Verluste.

Wiedergefunden!

Ein Theil der gestohlenen Vatikan-Werthpapiere.

Rom, 3. Nov. Nachforschungen, welche in Genua, Mailand und Florenz vorgenommen wurden, führten zur Entdeckung eines großen Theils der Werthpapiere, die aus dem Vatikan gestohlen worden waren; die wiedergefundenen Papiere sind Besitz-Urkunden im Gesammtwerth von 220,000 Franken.

In Genua wurden ein Mann und eine Frau verhaftet, und in deren Wohnung fand man einen Theil der Papiere, während andere bei zwei Geldwechslern beschlagnahmt wurden. Alle Betreffenden versichern, sie hätten die Papiere in gutem Glauben gekauft. Einer der in Genua Verhafteten ist eine hervorragende Persönlichkeit in der dortigen klerikalen Partei.

Stadtraths-Skandal.

Diesmal in dem schönen Neapel.

Rom, 3. Nov. Die italienische Regierung steht im Begriff, eine gründliche Untersuchung der Transaktionen des Stadtrathes von Neapel zu veranstalten. Die Mehrheit der Mitglieder jenes Stadtrathes wird der Bestechlichkeit und allgemeiner Unehrlichkeit in vielen Fällen beschuldigt. Sozialistische Blätter waren die ersten, welche Enthüllungen darüber brachten. Die Auflösung des Stadtrathes scheint unvermeidlich zu sein.

Sieht kriegerisch aus.

Afghanische Truppen machen mobil.

Paris, 3. Nov. Ueber St. Petersburg trifft folgende Nachricht ein: Eine Depesche aus Taschkend bestätigt, daß die Sachlage an der afghanischen Grenze sich von Tag zu Tag kriegerischer gestaltet. Der Emir von Afghanistand vollendet jetzt die Mobilmachung seiner Infanterie und Kavallerie. Auch die loyalen Hügel-Stämme schließen sich den afghanischen Streitkräften an, und die Regulären sowie die Hilfstruppen rücken nach der russischen Grenze vor.

Große Abtheilungen afghanischer Truppen sind zu Schaman konzentrirt, am Endpunkt der Queta-Eisenbahn.

Graf Castellanes Schulden.

Die Gläubiger sind mit der Noblesse der Goulds zufrieden.

Paris, 3. Nov. Die Gläubiger des Grafen Boni Castellane, Gattin von Anna Gould, freuen sich sehr über eine Kabeldepesche aus Amerika, wonach ihre Ansprüche ohne Weiteres vollständig von der Gould-Familie gedeckt werden sollen. In allen Tonarten werden jetzt die amerikanischen Goulds hier gepriesen.

Straßenbahn-Streik.

Diesmal auf der Insel Jamaica.

Kingston, Jamaica, 3. Nov. Der Ausstand der Angestellten der hiesigen Straßenbahn, welche einer canadisch-amerikanischen Gesellschaft gehört, hat einen bedenklichen Umfang erreicht, und der Straßenbahn-Dienst stockt fast vollständig. Nur wenige Waggons laufen unter Polizeischutz. Man fürchtet einen Angriff auf die Baulichkeiten der Straßenbahn, und eine starke Polizeimacht ist zu ihrem Schutz aufgeboten worden.

Noch mehr Minister gehen.

Die Kabinetsveränderungen in Norwegen

Christiania, 3. Nov. In der heutigen Sitzung des norwegischen Staatsrathes wurden die Abdankungen der Minister Holst, Nysom, Loechen und Thilesen angenommen.

Der frühere Minister Konow wurde, wie man erwartet hatte, zum Landwirthschafts-Minister ernannt. Oberstleutnant Stang wurde Landesvertheidigungs-Minister Aaarstad Finanzminister, und Hauptmann Sparre Mitglied des Staatsrathes, der seine Sitzungen in Stockholm abhält.

Inland.

Lassen Onkel Sam kalt.

Die Annäherungen südamerikanischer Republiken. — Uebrigens stellt das Staats-Departement eine Untersuchung an.

Washington, D. C., 3. Nov. Die Angabe, daß südamerikanische Republiken ein Bündniß gegen die Ver. Staaten planten, wird von den Beamten des Staatsdepartements als unbegründet bezeichnet, und anscheinend beunruhigt sich die amerikanische Regierung gar nicht über die Geschichte. Indeß wird zugegeben, daß mehrere Umstände vorhanden sind, in denen ein phantasiereicher Kopf eine Bestätigung jenes (bekanntlich nicht zum ersten Mal aufgetauchten) Gerüchtes finden könnte. Diese Umstände sind:

1) Das neuerliche Zusammentreffen der Oberhäupter der verschiedenen südamerikanischen Staaten behufs Erörterungen von Methoden zur weiteren Hebung ihrer betreffenden Länder.

2) Der bevorstehende Zusammentritt des spanisch-amerikanischen Kongresses in Madrid, von dem man in manchen Kreisen behauptet, daß er eine kommende Vereinigung der Lateinisch-Amerikaner gegen die „Angelsachsen“ verkünde.

3) Die Thatsache, daß die Oppositionsparteien in Argentinien, Brasilien und anderen südamerikanischen Republiken, in ihren Versuchen, zur Macht zu gelangen, auch die Beschuldigung erhoben haben, daß die betreffenden Staatsverwaltungen zu liebedienerisch gegenüber den Ver. Staaten seien.

4) Die Thatsache, daß viele Zeitungen Südamerikas Artikel bringen, welche eine feindselige Sprache gegen die Ver. Staaten führen.

Das amerikanische Staatsdepartement fand es angezeigt, diese verschiedenen Umstände sorgfältig untersuchen zu lassen, kam aber zu der Ansicht, daß nichts in denselben ist, worüber sich die Ver. Staaten zu beunruhigen brauchen.

Der ursprüngliche Zweck des Zusammentreffens der südamerikanischen Staatsoberhäupter war, Mittel zu erörtern zur Herstellung innigerer Handelsbeziehungen zwischen den verschiedenen Staaten. Im Laufe der Verhandlungen traten aber auch die Streitigkeiten zwischen Chile einerseits und Peru und Bolivia andererseits in den Vordergrund; es handelt sich dabei um die eroberten Provinzen Tacna und Arica, welche Peru zurück haben will, während Bolivia wegen seines Verlangens, einen offenen Weg nach der Meresküste zu erhalten, ebenfalls an dieser Frage interessirt ist. Argentinien ist geneigt, gegen Chile Partei zu nehmen wegen seines Grenzstreites mit Chile im Süden, und die chilenische Republik fürchtete, es könnte eine Koalition gegen sie gegründet, und sie dadurch gezwungen werden, jene Provinzen zurückzugeben. Es wurden Versuche gemacht, auch die Ver. Staaten zu veranlassen, zu dieser Angelegenheit Stellung zu nehmen; indeß antwortete die amerikanische Regierung, daß die Ver. Staaten nichts mit dieser Sache zu schaffen haben könnte.

Jetzt wird verkündet, daß in dieser Frage eine Einigung erzielt werde, ohne daß es zu einer Erniedrigung einer der betheiligten Parteien komme.

Was die feindseligen Artikel gegen die Ver. Staaten in verschiedenen südamerikanischen Blättern anbelangt, so ist festgestellt worden, daß dieselben aus deutschen (!) Quellen kommen und lediglich auf den Versuch zurückzuführen sind, den Handel von den Ver. Staaten nach Deutschland abzulenken.

Und was den in Madrid zusammentretenden Kongreß betrifft, so versichern die Beamten des amerikanischen Staatsdepartements, daß, selbst wenn es wahr wäre, daß es zu einem, gegen die Ver. Staaten gerichteten Einverständniß zwischen Spanien und den südamerikanischen Republiken kommen sollte, dieses nicht aggressiven Charakters sein könnte, weil es weder in militärischer, noch in finanzieller Beziehung etwas zu bedeuten hätte. Sollte es aber lediglich ein Schutzbündniß sein, so wäre es gegenstandslos, und die Ver. einigten Staaten sind nicht geneigt, sich aggressiv gegen ein solches zu verhalten.

Kampagne-Kehraus.

Die republikanischen Monstre-Paraden in New York und anderwärts.—Prof. Moore prophezeit stellenweise schlechtes Wahltag-Wetter.

New York, 3. Nov. Die Republikaner sagen, sie seien mit dem Erfolg der heutigen „Gutgeld-Parade“ sehr zufrieden, trotzdem dieselbe, wie schon erwähnt, verregnet wurde. An ungeheurer Massenentfaltung ließ dieselbe jedenfalls nichts zu wünschen übrig, obgleich die Demokraten sagen, ein sehr großer Theil der Mitmarschirenden sei nur gezwungen mitgegangen und werde nicht im republikanischen Sinne stimmen. Es fehlte nicht an demokratischen Gegenkundgebungen an der ganzen Route der Parade; doch kamen dieselben wenigstens für das Ohr nicht viel zur Geltung, da in der Parade-Linie fortwährend ein betäubendes Getöse vollführt wurde.

Nahezu sieben Stunden lang waren der Broadway und die Fünfte Avenue, von der Battery bis hinauf nach der 40. Straße, von den Marschirenden besetzt, in Linien von je 16 Mann Tiefe und mit 3 bis 5 Schritt Abstand. Mittels eines „Cash Registers“ wurden die Marschirenden, während sie an der großen Revue-Tribüne vorüberzogen, gezählt, und diesem Instrument zufolge betrug ihre Zahl etwas über 100,000 Mann. Man hatte vor einer Woche sogar von 135,000 Mann gesprochen; so hoch kam es zwar nicht, doch war die Parade in vielen Beziehungen eine der bemerkenswerthesten, welche New York je gesehen hat, und alle Gesellschaftsschichten waren mehr oder weniger stark darin vertreten. Der Regen wirkte natürlich einschränkend auf die Zahl der Zuschauer und verdarb auch die Wirkung der Dekorationen. 200 Musikkapellen wurden für die Parade engagirt.

Gouverneur Roosevelt, der republikanische Vizepräsidentschafts-Kandidat, welcher an der Worth Str. seine Stellung an der Spitze der Parade einnahm, erhielt eine Begrüßung, auf die irgend ein siegreicher Zäsar stolz hätte sein können.

Aehnliche Paraden im Interesse des republikanischen Wahlzettels fanden heute in verschiedenen anderen Großstädten des Landes statt, so besonders in Cleveland und in Pittsburg, und dieselben hatten besseres Wetter, als die New Yorker.

New York, 4. Nov. Als Gegenkundgebung gegen die republikanische Parade am Samstagnachmittag rückte Abends Tammany Hall in großen Schaaren aus. Jeder Assembly-Distrikt in der Stadt New York hatte seine eigene demokratische Parade und seine eigenen Massenversammlungen. Nahezu 500 Redner sprachen in diesen verschiedenen Versammlungen, während allenthalben ein Lichtmeer von Feuerwerkskörpern die Luft erfüllte.

Indianapolis, 4. Nov. Die „Indianapolis Preß“ glaubt auf Grund parteiloser Schätzungen, daß der Saat Indiana eine Pluralität von 13,930 Stimmen für McKinley abgeben, und daß Debs 6000, und der prohibitionistische Präsidentschaftskandidat, wie gewöhnlich, etwa 21,000 Stimmen erhalten werde.

Cleveland, 3. Nov. Die Zahl der aktiven Theilnehmer an der heutigen republikanischen „Prosperitäts-Parade“ wird von Sekretär John H. Blood, welcher die Arrangements leitete, auf mindestens 50,000 geschätzt. Ungefähr 50,000 Fremde aus dem nördlichen Ohio waren in der Stadt, Etwa 200,000 Menschen wogten in den Straßen der Binnenstadt. Während der ganzen Zeit des Umzuges stockte das Geschäftsleben sogut wie vollständig.

Auch Mark Hanna's 1000 Angestellte an den Docks und Erz-Abladestellen von Ashtabula, O., marschirten mit in der Parade.

Pittsburg, Pa., 3. Nov. Die republikanische „Prosperitäts-Parade“, welche heute Nachmittag hier stattfand, war einigermaßen durch Verwirrung gekennzeichnet; doch beeinträchtigte dies ihre imposante Wirkung nicht. Hunderte von Marschirenden langten nicht an der, für sie bestimmten Stellung an und kamen daher in Wegfall, indeß wurden sie kaum vermißt. Der Umzug begann Mittags und endete im Abenddunkel. Fast alle Gewerbe des westlichen Pennsylvanien waren in der Parade reichlich vertreten. Unter den Dekorationen war die Goldfarbe am auffälligsten. Die Straßen waren dicht gedrängt von Zuschauern, doch erhielt die Polizei leidlich die Ordnung aufrecht. Es kamen keine nennenswerthen Unfälle bis zum Abend vor; dann wurde ein Marschierler, der sich auf dem Heimweg befand, Namens Reagan, von einem Straßenbahnwagen in Allegheny überfahren und augenblicklich getödtet.

Wheeling, W. Va., 3. Nov. Die heißeste Wahlkampagne in der Geschichte West-Virginiens kam heute Abend zum Abschluß, und beide große Parteien beanspruchen den Staat. Die unabhängige „Wheeling News“ behauptet auf Grund eigener Erhebungen, die Republikaner würden den Staat zwar gewinnen, aber eine beträchtlich geringere Mehrheit haben, als im Jahre 1896. Die Staatslegislatur dürfte bei [illegible] Abstimmung sehr knapp stehen, und da die Demokraten die Mehrheit der Senatoren haben, deren Mandate noch weiter giltig sind, so wird bei gemeinschaftlicher Abstimmung wahrscheinlich Elkins als Bundessenator durchfallen.

Philadelphia, 3. Nov. Der frühere Bundessenator Quay, dessen Kampf um Wiederwahl einen so bösen Faktionskrieg hervorgerufen hatte, ja den schlimmsten in der Geschichte Pennsylvaniens, war heute Abend in der „Academy of Music“ dahier der Gegenstand einer imposanten Kundgebung. Etwa 5000 Personen hörten seine Rede zugunsten von McKinley und Roosevelt; er vertheidigte die Gebietsmehrungs-Politik.

Havana, 3. Nov. Man fühlt hier beträchtliches Interesse an den Präsidentenwahlen in den Ver. Staaten, und viele Cubaner, welche das Bürgerrecht in den Ver. Staaten erwarben, haben sich dorthin begeben, um zu stimmen. Man glaubt, daß in Havana etwa $50,000 auf das Wahlresultat gewettet worden sind.

Washington, D. C., 3. Nov. Der Ober-Chef des Bundes-Wetteramtes, Willis L. Moore, macht folgende Voraussagungen bezüglich des Wetters am Wahltage:

„Die Herbstregen haben jetzt eingesetzt, und es ist daher zu erwarten, daß ein beträchtlicher Theil der Ver. Staaten am Wahltag schlechtes Wetter haben wird. Indeß kann ich vor Sonntagnacht nicht genau angeben, welche Staaten davon hauptsächlich betroffen werden; doch erwarte ich kein schönes Wetter für New York und das Ohiothal, wenigstens nicht für beide Gegenden zugleich. Dies ist vorläufig nur meine ungefähre Meinung, und sie mag sich vor Sonntagnacht noch den Umständen nach ändern.“

Vom Fußball-Felde.

Siege der Harvard-Studenten und der Flottenkadetten.

Soldiers Field, Cambridge, Mass., 3. Nov. Die Harvard-Fußballspieler überraschten heute Nachmittag, indem sie die Pennsylvania-Spieler mit 17 gegen 5 schlugen. Nur in der zweiten Hälfte des Spiels waren die Letzteren vorübergehend im Vortheil. 19,000 Menschen wohnten diesem Spiel bei, das in beiden Hälften je 35 Minuten dauerte.

Princeton, N. J., 3. Nov. In einem aufregenden Spiel auf dem Universitätsfelde wurden die Princeton-Spieler von den Gästen aus der Cornell-Universität besiegt, und zwar mit 12 gegen 0. Cornell war übrigens in der Vertheidigung viel stärker, als im Angriff. Princeton spielte ungewöhnlich schlecht.

Annapolis, Ind., 3. Nov. Die Flottenkadetten-Spieler siegten heute Nachmittag über Washington und Jefferson mit 18 gegen 0. Während des ganzen Spiels regnete es, und das Feld war schlammig genug!

West Point, N.Y., 3. Nov. In einem der aufregendsten Spiele der Saison wurden die Westpointer von den Yale-Fußballspielern besiegt, ohne einen inzigen Vortheil errungen zu haben.

Post-Einnahmen.

Bericht des Postverwaltungs-Auditors.

Washington, D. C., 3. Nov. Der Bericht des Auditors vom Postamts-Departement für das Rechnungsjahr, das am 30. Juni 1900 ablief, ist soeben erschienen. Derselbe ergibt, daß die gesammten Einnahmen dieses Departements in dem abgelaufenen Rechnungsjahr $102,354,579 betrugen, und die Ausgaben $107,249,298. Sonach ist ein Defizit von $4,894,119; dasselbe ist immerhin verhältnißmäßig klein.

Der Betrag verkaufter Marken, Marken-Kouverte, frankirter Zeitungs-Umschläge und Postkarten belief sich auf $94,093,699.

Große Lohnherabsetzung.

Deshalb streiken Maschinengießer in Akron.

Akron, O., 3. Nov. Fünfzig Maschinengießer in der Fabrik der „Aultman Miller Co.“ sind an den Streik gegangen, weil ihre Löhne um 50 Prozent beschnitten worden waren. Die Firma hat keine Erklärung abgegeben.

Muthmaßliches Wetter.

Zwei schöne Tage verheißt Onkel Sams Laubfrosch.

Washington, D. C., 3. Nov. Das Bundes-Wetteramt stellt folgendes Wetter für den Staat Illinois am Sonntag und Montag in Aussicht:

An beiden Tagen schön.

Lebhafte westliche und dann nordwestliche Winde.

(Ueber das etwaige Wetter am Wahltag siehe an anderer Stelle.)

Fünf Jahre Zuchthaus

Erhält ein gemietheter Brandstifter.

Dallas, Tex., 3. Nov. Der Brandstiftungs-Prozeß gegen Hiram P. Erwin, welcher hier große Sensation machte, endete mit der Verurtheilung des Angeklagten zu 5 Jahren Zuchthaus. Erwin bekannte, daß er Eigenthum niedergebrannt habe, auf welchem $15,000 Versicherung ruhte, und daß die Besitzer ihn zur Begehung des Verbrechens gedungen hätten.

Dampfernachrichten.

Angekommen.

Liverpool: Tauric von New York.
Hamburg: Nubia von New Orleans.
New York: St. Paul von Southampton; Etruria von Liverpool; La Touraine von Havre; Deutschland von Hamburg; City of Washington von [illegible]
Marseille: Victoria von New York.

Viele Opfer!

Das Grubenunglück bei Phillippi.

Cincinnati, 3. Nov. In Spezialdepeschen aus Phillippi, W. Va., wird versichert, daß bei dem, schon erwähnten heutigen Explosions-Unglück in der Berryburg-Kohlengrube mindestens 32 Arbeiter auf der Stelle getödtet, und über 100 verletzt worden seien.

Die betreffende Grube, Eigenthum der „Southern Coal & Transportation Co.“ ist noch eine neue, und man glaubte, daß sie vorzüglich angelegt und mit den bestmöglichen Sicherheits-Vorkehrungen ausgestattet sei. Vertreter der Eigenthümer meinen, nur Fahrlässigkeit seitens irgend einer in der Grube befindlichen Person könne die Katastrophe verschuldet haben. Im Uebrigen weiß man noch gar nichts Positives über die Veranlassung des Unglücks. Der materielle Schaden für die Grube selbst soll nur ein geringer sein.

Detroit, 3. Nov. Nach späteren Nachrichten aus Phillippi, W. Va., hat es sich herausgestellt, daß die Katastrophe in der Berryburg-Kohlengrube, 80 Meilen von Phillippi, wirklich durch Fahrlässigkeit eines Sprengladungs-Losbrenners verursacht worden ist, welche zur Entwicklung des gefürchteten Grubengases oder „schlagender Wetter“ führte. Es wären noch viel mehr Arbeiter umgekommen, wenn das Unglück sich nicht um Mitternacht ereignet hätte, zu welcher Zeit die Mehrheit der Leute nicht in der Grube war.

Es scheint sich zu bestätigen, daß die Zahl der sofort Getödteten nicht mehr, als 10 beträgt; aber drei der vielen Verletzten werden ebenfalls nicht mit dem Leben davonkommen.

Das Ereigniß ist ein sehr unglückseliges für jene Bevölkerung, welche sich soeben erst von einer Blattern-Epidemie erholt hatte.

Phillippi, W. Va., 4. Nov. Je weiter die Aufräumungs-Arbeiten in der Berryburg-Kohlengrube fortschreiten, desto schlimmer erscheint die Katastrophe. Man hat noch vier Mann an die Oberfläche befördert, aber ein Dutzend Andere sind noch unten und wohl sämmtlich todt. Fast alle bis jetzt herauf beförderten Leichen sind schrecklich verstümmelt. Die Hinterbliebenen verursachen viele herzzerreißende Szenen.

Häßliche Gerüchte über die Ursache des Unglücks sind im Umlauf! Noch verhältnißmäßig die gelindeste Erklärung ist die, daß die Unerfahrenheit des Gruben-Aufsehers Ollie Marks, der sich unter den Schwerverletzten befindet, die Katastrophe verschuldet habe. Staatsanwalt C. S. Murphy ist nach Berrysburg abgereist, um eine Untersuchung vorzunehmen. Der Luftfächer soll abgedreht worden sein, gerade als seine Thätigkeit am meisten bedurft wurde.

Alle dortigen Gruben waren erst seit kurzer Zeit im Betrieb und hatten schon viele Mißlichkeiten durchzumachen: erst eine Ueberfluthung, dann ein Streik, dann ein Brand der Stallungen, wobei 26 Pferde umkamen, — und jetzt dieses schwere Unglück! Die meisten Arbeiter waren erst wenige Wochen hier und kannten einander kaum.

Die Effektenbörse.

Meistens lebhafte Geschäfte und steigende Preise.

New York, 3. Nov. Der Effektenmarkt war bei der heutigen Eröffnung ruhig und regelmäßig, entwickelte aber bald größere Stärke und Belebtheit. Der Umsatz wurde einigermaßen durch die allgemeine Erwartung beeinflußt, daß der wöchentliche Banken-Ausweis eine bedeutende Zunahme der Ueberschuß-Reserve ergeben werde; indeß herrschte auch eine vertrauensvollere Stimmung betreffs des Ausganges der Wahlen, die sich auf neuerliche Berichte von allen Seiten gründete. London lieferte eine höhere Preisliste, und auswärtige Häuser kauften mäßig im hiesigen Markt. Das Interesse war ganz besonders gut über die verschiedenen Abtheilungen hin vertheilt, und es herrschte sogut wie keine Ausnahme von der allgemeinen Richtung der Preise.

Sämmtliche Stahlindustrie-Papiere waren auffällig fest. Das Steigen in dieser Gruppe war von der Erklärung begleitet, daß die jetzigen Einnahmen dieser Industrie sich nach den Wahlen bedeutend erhöhen würden.

Auch die Eisenbahn-Liste war merkwürdig stark; einen ermuthigenden Einfluß übte der außerordentlich hohe Gewinn, welcher von der St. Paul-Bahngesellschaft berichtet wurde. Die „Grangers“ (Papiere der Eisenbahnen in den westlichen Landwirthschafts-Staaten) waren besonders stark, desgleichen alle Pacific- und die Atchison-Bahnaktien.

Unter den höher stehenden Industrie-Papieren waren Zucker- und „American Tobacco“-Effekten entschieden stark.

Der thatsächliche Bericht der Banken war eine Enttäuschung. Trotzdem wurde der Effektenmarkt nur wenig dadurch beeinträchtigt. Die Neigung war auch weiterhin eine thätige und gut vertheilt.

Eine für Samstag ziemlich ungewöhnliche Erscheinung bildete ein weiterer lebhafter Niedergang in „Sterling Exchange“, bis zu einem Punkt, welcher weitere Importirungen von Gold in nächster Woche unvermeidlich erscheinen ließ.

Lokalbericht.

Mit Geprassel.

Das Feuerwerk der Kampagne ist verraucht.

Bryans letzter Tag in Chicago.

Vorläufig haben noch beide Seiten gewonnen.

Die Leiter der beiden großen Parteien haben ihre Kampagnearbeit gethan. Sie haben die Hauptquartiere, welche von den Ausschüssen in Chicago aufgeschlagen worden sind, zum Theil bereits verlassen, zum Theil rüsten sie sich zur Abreise. Soweit und so gut sie es verstanden haben, die Wählerschaft aufzurütteln und ihr Interesse an der übermorgen stattfindenden Wahl anzufachen durch das gedruckte und das gesprochene Wort, haben sie diese Aufgabe erfüllt. Sache der Bürger ist es nun, am Dienstag zu entscheiden — „welches von zwei Uebeln ihnen das Kleinere dünkt".

Senator Hanna, der republikanische Generalissimus, faßt sich in seiner Beurtheilung der Lage sehr kurz. „Ich bin über den Ausfall der Wahl vollkommen beruhigt," sagt er.

Henry C. Payne von Milwaukee, der zweite Vorsitzende des republikanischen Nationalausschusses, läßt sich eingehender über den Gegenstand vernehmen: „Präsident McKinley," erklärt er, „wird wiedergewählt werden, mit einer größeren Anzahl von Elektoralstimmen, als er im Jahre 1896 erhalten hat. Er wird nicht nur sämmtliche Staaten erobern, die sich vor vier Jahren für ihn erklärten, sondern noch 22 Elektoralstimmen dazu erhalten, die 1896 für Bryan fielen. Er mag noch sonstige Gewinne machen, sicher aber ist, daß er die 21 Stimmen der Staaten Kansas, Wyoming, South Dakota und Washington erhalten wird, nebst der einen Stimme, welche vor vier Jahren von California für Bryan abgegeben worden ist. Der einzige zweifelhafte Staat ist Kentucky. Wir mögen dort siegen, das infame Goebelgesetz aber mag es den Gegnern ermöglichen, uns die Frucht des Sieges vorzuenthalten."

Chef Jones vom demokratischen Generalstab läßt sich die Sicherheit der feindlichen Führer vorläufig nicht anfechten. Er schien sich eines neidenswerthen Gleichmuths der Seele zu erfreuen, als er gestern versicherte: „Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß Bryan am nächsten Dienstag erwählt werden wird. Ich glaube, daß er eine überwältigende Mehrheit des Elektoralvotums erhalten wird. Nachdem ich nun das Feld genau überschaut habe, kann ich wohl versichern, daß ich noch nie zuvor in meinem Leben auf etwas so unbedingt vertraut habe, wie darauf, daß die demokratische Partei am Dienstag einen glänzenden Wahlsieg erringen wird. Ich habe neulich an die Herren Croker und Maguire in New York das Ersuchen gerichtet, mir genau zu schreiben, was sie über die Lage in jenem Staate dächten. Ich schrieb ihnen, daß ich ihre ehrliche, ungefärbte Meinung wünschte. Sie haben nun Beide geantwortet, und Beide schreiben, sie seien sicher, daß New York sich für Bryan erklären werde. Ich glaube, das ist ihr aufrichtiges, auf gute Informationen gestütztes Urtheil. Lokale Berichte aus verschiedenen Theilen des Staates bestätigen dasselbe. Einmal liefen aus dem östlichen Theile des Staates ungünstige Berichte ein, spätere Nachrichten aber meldeten, daß die Lage sich weit günstiger gestaltet hätte. Im Ganzen also: ich bin hinsichtlich New Yorks beruhigt. — Die Berichte aus New Jersey nahmen mir fast den Athem. Unsere Freunde dort hegen die feste Zuversicht, daß sie den Staat für Bryan erobern werden. Ich selber hatte das nicht für wahrscheinlich gehalten, aber es sieht wirklich so aus, als würden sie Recht behalten. Aus Ohio und West Virginien laufen sehr günstige Meldungen über die demokratischen Aussichten ein. Ich glaube, wir werden in diesen beiden Staaten siegen. Die Verhältnisse in Illinois waren nie günstiger als jetzt. Sie haben sich besonders in den letzten Tagen sehr gebessert. Aus Californien berichten der Vorsitzer des Staatsausschusses und Mitglied Tarpey vom Nationalkomite übereinstimmend, daß der Staat mit 10,000 Stimmen Mehrheit für Bryan herauskommen werde. Daß Utah für Bryan stimmen wird, ist unzweifelhaft. Kurz, ich halte Herrn Bryans Erwählung für gewiß, und auch Herr Bryan selber hofft zuversichtlich auf Sieg."

* * *

Herr Bryan hat gestern in Chicago noch ein Mal Triumphe über Triumphe gefeiert. Zu Zehntausenden drängten sich seine Anhänger zu den Versammlungen, in denen er sprach. Im Schlachthausrevier, in der Gegend von Maxwell- und Union-Straße, am Seeufer jubelten große Schaaren ihm zu, und selbst in der Vorstadt Harvey, deren Bevölkerung in überwältigender Mehrheit republikanisch gesinnt ist, wurde ihm von der demokratischen Minderheit ein sehr herzlicher Empfang zutheil. In South Chicago vermochte das Calumet-Theater, wo der Präsidentschafts-Kandidat seine Rede hielt, dem Ansturm von begeisterten Bryaniten kaum Stand zu halten, und als der gefeierte Mann dann gegen 10 Uhr Abends nach der unteren Stadt zurückkehrte, da dröhnte und prasselte, zischte und sprühte ihm daselbst aus den Reihen einer vieltausendköpfigen, sich wie unsinnig geberdenden Menge ein Enthusiasmus entgegen, der keine Grenzen zu kennen schien. Die demokratische Partei-Organisation mit ihren unerschrockenen Rotten war ausmarschirt und zeigte, was für einen unglaublichen Lärm man machen kann, wenn Einem außer vielen starken Lungen und willigen Kehlen auch noch alle nur möglichen künstlichen Hilfsmittel zu freier Verfügung stehen.

Gestern Vormittag war Herr Bryan gefeierter Ehrengast bei einem vom Iroquois-Klub veranstalteten Frühstück. Hundert und zwölf angesehene Chicagoer Demokraten tafelten dort mit ihm. Der Vorsitzende, Richter Dunne — um zu zeigen, bis zu welchem Grade der Spalt überbrückt ist, welcher vor vier Jahren durch die Währungsfrage in der Partei verursacht wurde — forderte diejenigen von den Anwesenden, welche vor vier Jahren für McKinley oder für Palmer gestimmt hätten, auf, die rechte Hand zu erheben. Drei und fünfzig Hände streckten sich empor, darunter sechs von Herren, die am Tische der Klubbeamten und Redner saßen! — Indem Richter Dunne darauf Herrn Bryan vorstellte, nannte er denselben „einen zweiten Thomas Jefferson".

Herr Bryan sagte darauf: „Wenn man mich in dieser Weise komplimentirt, so läßt das den Umfang meines Schädels nicht anschwellen, denn ich weiß, es ist das vom Vorsitzenden nur eine gute Art, sich selbst zu komplimentiren, weil er in mir den Reflex seiner eigenen Ideen sieht. Ein Mann hat in unserer Welt nur wenig zu bedeuten, wenn er nicht für große Prinzipien eintritt. Ich weiß, daß was mir auch an gutem Willen entgegengebracht wird, mir nicht als Individuum gilt, sondern als dem zeitweiligen Vertreter einer großen Partei, welche für Ihre Prinzipien einsteht. — Es freut mich, daß wir in dieser Kampagne die Mitwirkung von Vielen haben, die vorher gegen uns gewesen sind. Ich table dieselben nicht schroff und habe das auch nicht gethan, als sie uns verließen, denn ich glaube, die große Mehrheit von ihnen ging von uns, weil sie ehrlich glaubte, daß das Land gefährdet sei. Ich stimmte in dieser Hinsicht nicht mit ihnen ein. Ich glaubte nicht, daß meine Erwählung dem Lande Gefahr gebracht haben würde, und ich kann Sie gegenwärtig versichern, daß wir jetzt nicht vor der nunmehrigen Krisis stehen würden, falls ich erwählt worden wäre. — Ich glaube, daß die Wahlfrage von heute eine bedeutungsschwerere ist, als selbst die von 1860. Damals hatte man zu entscheiden, ob wir zwei Republiken haben sollten statt einer; jetzt fragt es sich, ob wir eine Republik haben sollen, oder keine. — Ich kann nicht erwarten, daß im Falle meiner Erwählung meine Amtsführung eine fehlerfreie sein wird, denn etwas Vollkommenes gibt's ja auf Erden nicht; aber ich verspreche Ihnen: falls ich erwählt werden sollte, so werden wir vier Jahre haben, während deren kein Bürger hier im Lande und kein Ausländer daran zweifeln soll, daß die Unabhängigkeits-Erklärung das Grundgesetz dieser Republik bildet."

* * *

James L. Monaghan, der als Vorsteher vom Kampagnebureau des Kongreßabgeordneten Lorimer fungirt hat, will nicht glauben, daß es Herrn Burke vom demokratischen County-Komite mit seiner Behauptung ernst ist, daß Lorimer nicht wiedererwählt werden würde. Er hat deshalb dem genannten Herrn auf das Ergebniß eine Wette von $5000 angeboten, doch ist dieselbe von der anderen Seite nicht angenommen worden. $5000 sind eben viel Geld, und Herr Burke ist ein besonders wegen seiner Vorsicht bekannter Mann.

Mayor Harrison hat die übliche Proklamation erlassen, daß am Dienstag wegen der Wahl alle Schanklokale von 6 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags geschlossen sein sollen. Auch die städtischen Bureaux, ausgenommen natürlich die der Feuerwehr, der Polizei, des Gesundheitsamtes und des Elektrizitäts-Departements, bleiben übermorgen geschlossen.

Die Richter Carter und Hanecy, welche sich vor sechs Monaten wegen der republikanischen Gouverneurs-Kandidatur, die ihnen schließlich Herr Yates weggeschnappt hat, so bitter befehdeten, hielten gestern Abend in einer Wahlversammlung an der Ecke von W. Madison Str. und Oakley Ave. Kampagnereden zum Besten desselben Herrn Yates. Herr Yates selber stellte sich gestern noch in aller Eile Wählern in Harvey, in Blue Island, in Grand Crossing und in Pullman vor. Sein Gegenkandidat Alschuler war mit Herrn Bryan in South Chicago und nahm dann mit diesem zusammen an der Ecke von Jackson Boulevard und State Str. die Revue über die große Parade der Parteigenossen ab. Herr Bryan ist nach Schluß der Feierlichkeit nach Omaha weitergereist, wo seiner noch einige Ovationen harren, ehe er sich nach Lincoln begibt, um dort das Wahlergebniß abzuwarten. Die Herren Alschuler und Yates sind heute bereits in ihren Wohnorten: Jacksonville, bezw. Aurora, und ruhen von den Strapazen des Wahlfeldzuges aus.

Des Wasserdiebstahls beschuldigt

Unter der Anklage, dem Städtchen Cicero Wasser gestohlen zu haben, wurde gestern der bei Oak Park ansässige Ackerbürger Peter Baugh und sein Arbeiter Jakob Steinberg verhaftet. Sie wurden dingfest gemacht, als sie auf einem mit vollen Wasserfässern beladenen Wagen nach Hause fuhren, und sie gaben zu, einen Hydranten angezapft zu haben, behaupteten jedoch, sich dabei keiner Schuld bewußt gewesen zu sein. Der Wasserdiebstahl ist von Farmern jener Gegend angeblich seit zwei Monaten betrieben worden.

* Dr. Emil G. Hirsch, der Rabbiner des Sinai-Tempels, Ecke Indiana Ave. und 21. Straße, wird dort heute Vormittag um ½11 Uhr einen Vortrag über den weltberühmten deutsch-englischen Sprachforscher Max Müller halten, dessen Ableben vor einigen Tagen berichtet wurde.

Geriebener Schwindel.

Vier New Yorker sind ihm zum Opfer gefallen.

Der Verüber nannte sich Dr. Joseph Schmitz.

Einem geriebenen Gauner scheinen vier New Yorker zum Opfer gefallen zu sein, die nach Chicago kamen, um, wie sie glaubten, gut bezahlte Stellungen antreten zu können, in Wahrheit aber nur, um eine bittere Enttäuschung zu erleben. Der sie ihnen bereitet, nannte sich Dr. Joseph Schmitz, und die Detektives Thompson und Stible von der Zentralstation würden gerne doppeltes Honorar für eine kleine Konsultation bei ihm entrichten. Die Namen der Opfer sind: William Manzer, Henry Reuder, Gustav Hasachmann und Dr. Theodor Kraemer, ein Apotheker, der zuletzt Nr. 152 Eldridge Str., New York, wohnte.

Wie Dr. Kraemer gestern der Polizei meldete, machte er vor einiger Zeit in New York die Bekanntschaft von Dr. Schmitz, der bald darauf nach Chicago reiste, und vor Kurzem Kraemer brieflich mittheilte, daß er zum Superintendenten und Chefarzt des Irrenasyls in Blue Island ernannt worden sei. Wenige Tage später erhielt Kraemer ein zweites Schreiben von Schmitz, der sich dabei eines Briefbogens mit dem Kopf „Irrenasyl von Blue Island" bediente, worin ihm mitgetheilt wurde, daß Kraemer vom 1. November an bei einem Monatsgehalt von $75 und freier Station zum ersten Apotheker der Anstalt ernannt worden sei. Da Kraemer nicht sofort antwortete, erhielt er ein Telegramm von Schmitz mit der Aufforderung, unverzüglich nach Chicago zu kommen. Daraufhin packte Kraemer seine Siebensachen und reiste ab. Vorher benachrichtigte er Dr. Schmitz telegraphisch von seinem Kommen, wie die Polizei annimmt, zu nicht geringem Mißbehagen desselben, da Schmitz erwartet hatte, daß Kraemer erklären würde, nicht sofort kommen zu können. In diesem Falle hätte, so glaubt die Polizei, Schmitz den Versuch gemacht, eine möglichst hohe Summe für die Gefälligkeit, Kraemer die Stelle offen zu halten, herauszuschlagen. Als Kraemer hier eintraf, erwartete ihn Schmitz in Begleitung von Reuder, Manzer und Hasachmann am Bahnhofe, und geleitete ihn nach dem Hause Nr. 109 Locust Str., wo sie Alle vorläufig Quartier nahmen. Kraemer hatte bald erfahren, daß Reuder und seine Genossen, alle früher als Buchbinder in New York beschäftigt, ebenfalls auf das Versprechen lohnender Anstellung an der Irrenanstalt von Blue Island nach Chicago gekommen seien, sowie, daß sie Dr. Schmitz höhere Beträge eingehändigt hätten. So will ihm Manzer $100, und Reuder, der gleich mit seiner Frau und zwei Kindern hierher übersiedelte, $210 dafür gegeben haben, daß er ihnen die in Aussicht gestellte Anstellung verschaffe. Es fiel Dr. Kraemer auf, daß Schmitz Alles versuchte, um auf diplomatische Weise aus ihm herauszubekommen, wie viel Geld er bei sich habe. Kraemer hatte jedoch schon Lunte gerochen, und wich allen derartigen Fragen ebenso diskret aus, als sie gestellt wurden. Am Donnerstag forderte Schmitz das New Yorker Quartett auf, ihn in die Stadt zu begleiten, wo er Möbel für das Empfangszimmer in der Irrenanstalt zu Blue Island kaufen wolle. Die Gesellschaft bestieg einen Straßenbahnwagen, unterwegs wurde Schmitz jedoch plötzlich krank und mußte absteigen, nachdem er mit seinen Gefährten verabredet hatte, sie später an einem bestimmten Platz in der Stadt zu treffen. Kraemer und seine Gefährten fanden sich denn auch prompt zur festgesetzten Zeit an dem bestimmten Platze ein, wer aber nicht kam, war der Herr Direktor der Irrenanstalt von Blue Island. Nach stundenlangem vergeblichem Harren kehrten Kraemer und seine Schicksalsgefährten, denen es jetzt grausam zu dämmern begann, nach ihrem Quartier an der Locust Straße zurück, wo sie erfuhren, daß Schmitz kurz nach ihrem Weggang zurückgekehrt sei, seinen Koffer gepackt und weggeschafft habe. Seither ist von ihm auch nichts mehr zu sehen gewesen, und Kraemer erschien alsbald in der Zentralstation, wo er sein Leid klagte. Nachforschungen ergaben, daß in Blue Island eine solche Anstalt gar nicht existirt, deren Direktor Schmitz gewesen sein wollte, und die Polizei theilt die Ansicht Kraemers, daß er und seine Schicksalsgefährten die Opfer eines geriebenen Schwindlers geworden sind.

Lehrerinnen beklagen sich.

Ihr Gehalt, das am Freitag fällig war, erhalten sie erst morgen.

Unter den Lehrerinnen der hiesigen Volksschulen herrscht Verstimmung, weil sie ihr Oktobergehalt, das Freitag fällig war, erst morgen erhalten werden, und sie behaupten, daß die $480,000, welche vom Schulrath allmonatlich ausbezahlt werden, nur deshalb einige Tage länger, als es der Fall sein sollte, in der Bank bleiben, damit diese Summe um so länger zwei Prozent Zinsen trage. Auch über die Stimmzettel, welche Schulrathssekretär Legner für die am Dienstag stattfindende Wahl von Trustees für den Lehrer-Pensionsfonds herstellen ließ, halten die Lehrerinnen sich auf. Die Wahl soll nach dem australischen System stattfinden, auf jedem Wahlzettel soll jedoch die betr. Lehrerin den Namen der Schule angeben, an welcher sie thätig ist. Damit ist nach Ansicht der Lehrerinnen der geheime Charakter der Abstimmung zerstört, da aus der Handschrift leicht nachgewiesen werden könne, wer einen bestimmten Wahlzettel abgegeben hat. Wahrscheinlich werden die Schulvorsteher die Wahlzettel in der oben bezeichneten Weise auszufüllen haben.

Geschäftszunahme.

Der Postmeister hat wieder über solche zu berichten.

Vorsteher McGann bleibt bei seinen Millionen-Forderungen.

Baumeister gegen den geplanten Aufbau für's Countygebäude.

Die lokale Postverwaltung hat es gestern fertig gebracht, mit sämmtlichen Drucksachen zu räumen, die ihr von den Wahlausschüssen zum Versandt übergeben worden waren. Sämmtliche verfügbaren Arbeitskräfte wurden zu diesem Zwecke in den Dienst gespannt, und der Postmeister versichert, wenn er die Daten über das während der Kampagne von hier aus verschickte Material bekannt gebe, werde man staunen. — Superintendent Schloßmann vom Postanweisungs-Departement berichtet für den Monat Oktober einen Umsatz von $6,126,505, der sich auf 396,273 Anweisungen vertheilte. Die Zunahme im Umsatz im Vergleich zum Oktober vorigen Jahres belief sich auf $1,525,166 und die in den Anweisungen auf 76,070.

Die städtische Gesundheitspolizei ist vom amerikanischen Bühnenverband bringend ersucht worden, den gesundheitsschädlichen Zustand der Chicagoer Bühnen und besonders der Ankleidezimmer zu untersuchen. Dr. Reynolds hat angeordnet, daß dieser Aufforderung mit allem Nachdruck Folge gegeben werden soll.

Die Wahlkommission hat für die 1127 unter ihrer Jurisdiktion stehenden Wahlbezirke zusammen 1,014,300 reguläre Stimmzettel drucken lassen, 900 für jeden Bezirk. Die Zettel messen 26 bei 22½ Zoll. Um die Zettel rechtzeitig in die Hände der Wahlbeamten gelangen zu lassen, beschäftigt die Wahlbehörde zur Zeit 275 Mann.

Stadtschatzmeister Ortseifen und Hilfs-Schatzmeister Hohenadel sind entrüstet darüber, daß man gewagt hat, sie eines Einverständnisses mit den Wucherern zu beschuldigen, welche früher auf Grund von Ueberschreibungen auf die Gehälter zahlreicher städtischer Angestellten Beschlag zu legen pflegten. Gerade die Heren Ortseifen und Hohenadel haben das gerichtliche Verfahren eingeleitet, durch welches diesem Uebelstand vorderhand abgeholfen worden ist.

Vorsteher McGann vom städtischen Departement für öffentliche Arbeiten erklärt, er denke nicht daran, sich bei der Ausarbeitung seiner Voranschläge für die nächstjährigen Betriebskosten seiner Abtheilung übertriebene Sparsamkeit zur Richtschnur zu machen, wie der stadträthliche Finanz-Ausschuß es empfiehlt. Es sei die Vornahme von Verbesserungen zum Kostenbetrage von vielen Millionen Dollars eine unbedingte Nothwendigkeit. Das werde er in seinen Voranschlägen darlegen und zu begründen suchen, und dann erwarte er, daß man Schritte thun werde, um die Stadt endlich zur Aufnahme einer entsprechenden Anleihe zu ermächtigen. Nur so sei daran zu denken, daß in absehbarer Zeit die vielen Mißstände beseitigt werden könnten, welche gegenwärtig der Stadt zur Schande gereichten und sie in den Augen der Welt zum Spott und zum Gelächter machten.

Die „Chicago Bridge and Iron Works" reichten gestern mit $1768 die niedrigste Offerte für die Eisenarbeit ein, welche noch an der neuen Saugstation der Wasserwerke zu besorgen ist. Die „McEwen Building and Manufacturing Co." verlangt für dieselbe Arbeit $3500.

Auf Anweisung der Zivildienst-Kommission hat Herr McGann den Straßen-Inspektor Hart bis auf Weiteres vom Dienste suspendiren müssen. Hart ist angeschuldigt, die Zivildienst-Ordnung verletzt zu haben, indem er von anderen städtischen Angestellten Geldbeträge für Kampagnezwecke verlangte. Hart war für gestern Nachmittag zu einem Verhör vor die Kommission geladen worden, hatte sich aber nicht eingestellt, weshalb die Herren Lindblom und Ela beschlossen, seine Suspendirung anzuordnen. Kommissär Ludwig stimmte gegen die Maßregel und nannte dieselbe eine „grobe Willkür".

Arbeiter des Wasseramts sind jetzt in Packers' Avenue nördlich von der 40., und in der 39. Straße östlich von Ashland Ave. mit der Bloslegung der Leitungsröhren beschäftigt. Da die Röhren in der Packers' Avenue zwölf und die in der 39. Straße gar vierzehn Fuß unter der Straßenoberfläche liegen, so geht die Arbeit nur langsam von statten.

Tüchtige Baumeister, die über ihre Ansicht betreffs des vom County-Architekten in Vorschlag gebrachten und von Herrn Healy, dem Geschäftsführer der Countyverwaltung, so eifrig befürworteten Planes zur Erhöhung des Countygebäudes befragt worden sind, erklären sich ganz entschieden gegen denselben. Sie erklären es erstens einmal für zweifelhaft, daß das Gebäude, welches sich ohnehin schon stark gesenkt hat und gegenwärtig sehr windschief dasteht, die ihm zugedachte weitere Last zu tragen vermögen würde; zweitens haben sie vom fachlichen Standpunkt gegen den Aufbau einzuwenden, daß dieser die Symmetrie zwischen dem Countygebäude und der Stadthalle in häßlicher Weise stören würde; drittens halten sie dafür, daß der verlangte Betrag von $500,000 sich zur Ausführung des Planes als viel zu klein erweisen würde. Aus diesen drei Gründen, meinen die Herren, sollten die Wähler die Erlaubniß zur Aufnahme der Anleihe, um welche sie am Dienstag angegangen werden sollen, mit großer Entschiedenheit verweigern.

* * *

Richter Hanecy hat gestern den Besitzanspruch abgewiesen, welchen die Eheleute Richard W. und Anna R. Kean, auf Grund von Valentine'schen Landanweisungen, die sich in ihren Händen befinden, auf das städtische Bibliotheks-Grundstück an der Michigan Ave. geltend zu machen versuchen. Die fraglichen Valentine-Anweisungen sind seiner Zeit von der Bundesregierung an Thomas B. Valentine ausgestellt worden, als Entschädigung für 15,000 Acker Land in Sonoma County, Cal., welche dem Valentine noch von der mexikanischen Regierung überlassen worden waren, und welche die Bundesregierung einzog, nachdem Californien an sie abgetreten worden war. Die Anweisungen sollten den Besitzer ermächtigen, sich beliebiges Bundesland auszusuchen, über das noch nicht anderweitig verfügt war. Als solches Land haben dann die Erben Valentines und die Keans, die einen Theil der Anweisungen an sich gebracht hatten, die Fort Dearborn-Reservation am Seeufer ausgewählt, obgleich dieselbe schon im Jahre 1839 an die Stadt Chicago abgetreten worden war. Die Anwälte der Scrip-Inhaber haben diesen nämlich die Versicherung gegeben, daß der General-Anwalt der Ver. Staaten keine Befugniß gehabt hätte, jene Uebertragung vorzunehmen. Richter Hanecy hat nun diese Auffassung in Bezug auf das Bibliothek-Grundstück für irrig erklärt. Der Anspruch der Valentine'schen Erben auf das Seeuferland nördlich von Madison Str. harrt noch im Kreisgericht der Erledigung. Gegen die Entscheidung des Richters Hanecy werden die Keans Berufung einlegen.

Zwischenfälle.

Während sich gestern Abend der demokratische Klub der 24. Ward auf dem Wege nach seiner Sammelstelle für die Parteiparade befand, gerieth an der N. Clark nahe Superior Str. der Wagen mit Feuerwerkskörpern in Brand, welchen er mit sich führte. Dem Kutscher blieb nichts übrig, als die Sielen des Pferdes zu durchschneiden, und dieses so zu befreien. Der Wagen wurde dann umgestürzt und verbrannte, während die Feuerwerkskörper unter dem freudigen Johlen der Menge, die sich rasch um ihn angesammelt hatte, verpufften.

Ein verdächtiges Zusammentreffen ist es, daß die Fensterscheiben des republikanischen Hauptquartiers der 15. Ward gestern Abend gerade zur selben Zeit „von unbekannter Hand" eingeworfen wurden, als das demokratische Kontingent des Bezirks auf dem Weg zur Parade an dem Platze vorbeikam.

Der Hamilton-Klub neckte gestern Abend die demokratischen Demonstranten, als diese an seinem Lokale an der Madison Str. vorbeikamen, indem er mittels eines Stereoptikons allerlei scherzhafte Kampagnebilder auf eine über die Straße gespannte Leinwand werfen ließ. Die entrüsteten Demokraten durchschnitten schließlich die Stricke, von denen die Leinwand straff gehalten wurde, doch ließ der Klub den Schaden ausbessern, und das lustige Spiel nahm dann seinen Fortgang.

Beruhigendes Mittel.

Vor Kurzem wurde der Böhme Joseph Urbanek verhaftet, weil er sich höchst sonderbar benommen hatte, und alsdann nach dem Detention-Hospital geschafft, um auf seinen geistigen Zustand hin untersucht zu werden. Da die Aerzte ihn für geistig normal erklärten, ließ man ihn laufen. Am Freitag Abend trieb er es aber schlimmer als je zuvor, worauf die Nachbarn die Polizei benachrichtigten. Gestern wurde Urbanek Richter Sabath vorgeführt, der ihm als Beruhigungsmittel eine Geldstrafe von $25 und die Kosten verschrieb.

Vorläufig angenommen.

Bundesrichter Kohlsaat hat angeordnet, daß das auf $5050 lautende Angebot von Henry G. Brenner auf das Waarenlager der Chicago Iron & Braß Bed Co. angenommen werde, im Fall morgen Vormittag keine günstigere Offerte gemacht wird. Die Gesellschaft wurde im letzten Juni auf Antrag einer Anzahl von Gläubigern für bankerott erklärt. Sobald das Waarenlager verkauft ist, sollen die Aktionäre eine Dividende erhalten.

In seinem Beruf umgekommen.

Auf einem der Rangirgeleise zwischen Taylor und 12. Str. ist gestern Abend der Weichensteller Daniel Maher durch einen Zug der Lake Shore & Michigan Southern-Bahn überfahren und getödtet worden. Der Verunglückte hat Nr. 3809 Wentworth Avenue gewohnt.

Vertagten sich.

Nach einer kurzen Sitzung am Vormittag konnten um 5 Uhr gestern Nachmittag die Oktober-Großgeschworenen sich endgiltig vertagen. Die Großgeschworenen berietheu insgesammt 330 Fälle und in 250 derselben wurden Anklagen erhoben. Fälle von Bedeutung lagen der letzten Grandjury nicht vor.

* Wie alljährlich wird auch heuer wiederum der „Schwabenverein" am 10. Nov. in Brands Halle, Ecke Clark und Erie Straße, den Geburtstag Schillers festlich begehen. Diese Feier gestaltet sich stets zu einer recht genußreichen und dürfte sich auch in diesem Jahre wieder zahlreichen Besuches zu erfreuen haben. Die Festrede wird der bekannte Dichter Conrad Nies halten.

* Professor C. A. Paeth vom Chicagoer theologischen Seminar wird morgen, Montag, Abend in der North Leavitt Str.-Kongregational-Kirche (Pastor C. A. Dettmer) einen Vortrag halten, und zwar über „Goßner." Die Kirche befindet sich an der Ecke von N. Leavitt Str. und Haddon Ave., einen Block südlich von Division Str. Der Eintritt ist frei. Alle sind herzlich willkommen.

Vor dem Kadi.

Eine „Heilkundige" als Diebin. — Von dreißig Anklagen freigesprochen. — Des Mordversuchs beschuldigt.

Frau H. S. Arns, die in dem Gebäude Nr. 1 Van Buren Straße eine „elektrische Heilanstalt" betreibt, ist von Richter Prindiville zum Prozeß festgehalten worden. Sie soll Alexander Jacobson, 8648 90. Straße, in einer Schank- und Speisewirthschaft an der Ecke von State und Van Buren Straße die Taschenuhr gestohlen haben.

Charles Coey ist von Polizeirichter Quinn von dreißig auf Diebstahl und Hehlerei lautenden Anklagen freigesprochen worden. Man hatte ihn verhaftet, weil in seinem Laden dreißig gestohlene Fahrräder aufgefunden worden waren. Er wies jedoch nach, daß er sich mit dem An- und Verkauf gebrauchter Bicycles befaßte.

Der Handlungsreisende Charles Kreuter wird sich am 13. d. Mts. vor Polizeirichter Duggan auf die Anklage des versuchten Mordes zu verantworten haben. Er brachte angeblich vor einigen Wochen in einer Schänke in dem Hause 1148 W. 63. Str. dem Albert E. Arndt, 6546 S. Morgan Str., mehrere Messerstiche bei.

Ein gewisser Edward J. Bernard ist verhaftet und von Gee Sing als einer der beiden Männer identifizirt worden, die ihn am vorigen Mittwoch in seiner Wäscherei, 149 De Koven Str., marterten und beraubten. Er wird morgen dem Polizeirichter Dooley vorgeführt werden. Am Tage nach dem Raubanfall hatte Sing zwei Männer Namens Sol Weber und James Murnagh als die Thäter bezeichnet.

Allzu gesinnungstüchtig.

Ein ganz gesinnungstüchtiger Demokrat, so recht ein Demokrat nach dem Herzen von „Bob" Burke, scheint William Sweeney zu sein, der gestern Richter Eberhardt unter der Anklage des thätlichen Angriffs und Widerstands gegen die Staatsgewalt vorgeführt wurde. Sweeney hatte am Freitag Abend den Honigseim eingesogen, der in der Waffenhalle des 2. Regimentes von Bryans Lippen träufelte, und derselbe hatte ihn in einen solchen Rausch demokratischer Begeisterung versetzt, daß es nur natürlich war, daß er einem Fremden mit der Faust in's Gesicht schlug, der nach Schluß der Versammlung die Frechheit hatte, zu behaupten, daß Bryans Erwählung den Anbruch einer Zeit der schweren Noth für das Volk der Ver. Staaten bebeute. Der in bürgerlicher Kleidung Dienst thuende Polizist Thomas Murphy legte sich in's Mittel, worauf Sweeney sich anheischig machte, ihm alle Knochen im Leib zu zerschlagen. Da Murphy keine Lust hatte, auf die freundliche Offerte einzugehen, zog er mit einer Hand sein Schießeisen, während er mit der anderen Sweeney am Kragen zu fassen bekam, der darauf still wie ein Lamm sich zur Station führen ließ. Der Richter verschob die Verhandlung auf kommenden Donnerstag.

Fröhliches Stiftungsfest.

Eines der schönsten und erfolgreichsten Feste, welche der Rheinische Verein je gegeben hat, war sein gestriges 10. Stiftungsfest, das er in Yondorf's Halle an Halsted Straße und North Ave. beging. Das außerordentlich reichhaltige Programm brachte Vorträge der Harugari-Liedertafel, vom Schubert-Damenchor, Freier Sängerbund und Liedertafel Vorwärts. Der zweite Theil bestand aus der Aufführung des Schwankes „Robert und Bertram", wobei die Rollen in Händen von Theo. Zons, Emil Kloepfel, Frau Kloepfel und John Cremer lagen. Ein Ballvergnügen beschloß das schöne Fest, um dessen Gelingen sich hauptsächlich die folgenden Ausschüsse verdient gemacht hatten: Arrangements-Komite: Peter Seyl, Präs.; Henry Schäfer, Sekr.; John Stark, Anton Klein, Wm. Köhnen; Empfangs-Komite: Christ. Eisenhut, Joe Rasch, Hub. Esser; Ball-Komite: Rudolph Ende, Wm. Höller, Henry Becker.

Turner als Minstrels.

In Muellers Halle an North Ave. und Sedgwick Str. gaben gestern Abend die Minstrels des Turnvereins LaSalle ihr drittes großes „Jubilee", das sich eines vorzüglichen Besuches erfreute und außerordentlich erfolgreich verlief. Als „Interlocutor" fungirte Al. Hahn, als „Tambos" Wm. Feyder, Otto Feyder und Wm. Meyer, als „Bones" H. Brown, Wm. Hink und H. Peters, während die übrige Gesellschaft aus den folgenden Turnern bestand: A. Becker, Al. Umenhofer, Wm. Hoarschke, F. Ihrcke, O. Ihrcke, C. Lemon, J. Kuck, O. Schroeder, E. Rothe, C. Clemme, H. Schuerhoff, Wm. Klein, L. Bohmann, W. Oeft, R. Lauer, Wm. Went, E. Colander, G. Loetz, G. Riemers. Da auch namhafte professionelle Kräfte zugezogen worden waren, so verlief die Veranstaltung, die mit einem Tanzkränzchen schloß, außerordentlich genußreich.

Schmuckes neues Gotteshaus.

Die erste hier erbaute Kirche der Gemeinde christlicher Wissenschaft, an Grove und Chicago Ave. gelegen, wird am nächsten Sonntag eingeweiht werden. Der große Saal, in welchem die Gottesdienste stattfinden, ist mit 421 bequemen Klappstühlen ausgestattet, deren Zahl, wenn nöthig, auf 600 erhöht werden kann. Gebäude und Grundstück kosten $23,000. Die Gemeinde besteht erst seit fünf Jahren, und versammelte sich zuerst in einem Privathaus.

* Dr. Emil G. Hirsch wird morgen, Montag, Nachmittags um halb 3 Uhr beginnend, vor dem „Council of Jewish Women" wieder einen Vortrag über Jüdische Literatur und Geschichte halten.

Jury in Berathung.

Das Schicksal von Lloyd J. Smith mag sich schon heute entscheiden.

Um 8 Uhr gestern Abend zogen sich die Geschworenen in dem zweiten, vor neun Tagen eröffneten Prozeß gegen Lloyd J. Smith, der Uebertretung des Lagerhaus-Gesetzes angeklagt, zurück, um über das Schicksal des Angeklagten zu entscheiden. Richter Holdom instruirte die Geschworenen dahin, im Falle sie noch während der Nacht sich auf einen Wahrspruch einigten, denselben zu versiegeln und hierauf ihr Hotel aufzusuchen. Das Verdikt soll dann heute Vormittag 9 Uhr im Gerichtssaal verlesen werden.

Der Gerichtssaal war gedrängt voll, als gestern Vormittag Anwalt Patrick O. O'Donnell das Plaidoyer der Vertheidigung eröffnete. Seine Argumentirung ging der Hauptsache nach dahin, daß Smith das angebliche Verbrechen nicht mit verbrecherischer Absicht beging, wenn er dasselbe überhaupt begangen habe. Das Lagerhaus-Gesetz sei vor mehr als dreißig Jahren erlassen worden, und der Handel habe sich seither so ungeheuer vergrößert, daß eine strikte Durchführung des Gesetzes direkt unmöglich sei.

In der Ansprache, welche Ex-Richter Wing, Smiths zweiter Vertheidiger, an die Geschworenen hielt, bezeichnete er das Lagerhaus-Gesetz als einen todten Buchstaben, und die Thatsache, daß sein Klient auf Grund der angeblichen Uebertretung des Gesetzes in Anklagezustand versetzt wurde, als Gräberschändung. Dan Hogan, der Staatsbeamte, welcher mit der Aufgabe betraut ist, auf die Durchführung des Gesetzes zu achten, habe den Geschworenen selbst erklärt, daß die Besitzer von Getreidespeichern seit 30 Jahren das Gesetz vollständig ignorirten. Nur aus politischen Gründen sei die Anklage gegen Smith erhoben worden, und er hätte dies durch Zeugen beweisen können, wenn ihm diese Beweisführung vom Richter nicht verboten worden wäre.

Hilfs-Staatsanwalt Barnes schloß die Plaidoyers mit einer Erörterung über das Lagerhaus-Gesetz, dessen Uebertretung Smith angeklagt ist. Bei dieser Gelegenheit wies Barnes auch den von Anwalt Wing, dem Vertheidiger von Smith, auf Staatsanwalt Deneen gemachten Angriff zurück und erklärte, das Volk werde Deneens Vorgehen am nächsten Dienstag an der Wahlurne gutheißen.

Nachdem Hilfsstaatsanwalt Barnes seine Ansprache beendet, verlas der Richter die langathmigen Instruktionen, welche vom Staatsanwalt und dem Vertheidiger verfaßt worden waren, und schickte die Geschworenen in ihr Berathungszimmer, nachdem er sie speziell davor gewarnt hatte, sich in irgend einer Weise von außerhalb beeinflussen zu lassen; auch ertheilte er den Gerichtsdienern, welche mit der Bewachung der Geschworenen betraut worden sind, strenge Weisung darüber, wie sie sich der Jury gegenüber zu verhalten hätten.

Will's nie wieder thun.

Louis Mosson, der Junge, welcher kürzlich Selbstmord begehen wollte, weil seine Schwestern ihn seiner nicht eben wohlgestalteten Gesichtszüge wegen zu verspotten pflegten, stand gestern vor Richter Sabath. Auf Verwendung seiner Mutter ließ dieser den thörichten Knaben laufen, nachdem er hoch und heilig gelobt hatte, künftighin mit der Visage zufrieden sein zu wollen, die ihm der Schöpfer mit auf dem Lebensweg gegeben hat.

Kurz und Neu.

* Während der demokratischen Parade gestern Nacht machten Taschendiebe reiche Beute unter der großen Volksmenge. Samuel L. Davis, Nr. 2291 Randolph Str., wurde um seine Uhr nebst Kette beraubt. Später wurde ein Kerl verhaftet, der nach Ansicht der Polizei den Diebstahl verübte. Er nannte sich James Murphy.

* Die Polizei fahndet auf John Flave, welcher bislang als Hausknecht in der Wirthschaft von John Hick, Grand Ave. und Morgan Str., beschäftigt war. Wie Hick behauptet, gab er am Freitag dem Flave ein $100 enthaltendes Kouvert mit dem Auftrag, das Geld in der Milwaukee Ave. Bank zu deponiren. Flave hat dies nicht gethan und ist seither verschwunden.

* W. C. Lundy ist hier auf einen in New York erwirkten und auf Unterschlagung lautenden Haftbefehl hin in Gewahrsam genommen worden. Er war hier bei Reid, Murdoch & Co., Südostecke Lake und Market Str., beschäftigt. Der Gefangene schützt Unkenntniß der Anklage vor. Ein New Yorker Beamter wird morgen eintreffen, um ihn abzuholen.

* Frau E. Bush, welche an der N. Western Ave. ein Kosthaus betreibt, machte gestern die traurige Entdeckung, daß die Summe von $200, das Resultat jahrelangen Sparens, aus der Schublade verschwunden war, in der sie das Geld aufbewahrte. Da gleichzeitig auch einer ihrer Kostgänger unsichtbar geworden ist, so lenkt sich der Verdacht der Thäterschaft auf diesen.

* Die zur evangelischen Synode von Nordamerika gehörenden Gemeinden in Chicago und Umgegend werden das Reformationsfest am nächsten Sonntag um 3 Uhr Nachmittags in der Zentral-Musikhalle, Südostecke State und Randolph Straße, feiern. Pastor J. Zimmermann aus West Burlington, Iowa, der Präses der Synode, und Pastor C. Schaub aus Mokena, Jll., der Präses des Nord-Illinoiser Distrikts, haben die Festpredigten übernommen. Zum Dirigenten ist Lehrer Michael und zum Organisten Prof. Scheerer ausersehen worden. Der Eintritt ist frei. Die Kosten sollen durch eine Kollekte gedeckt werden.

Lokalbericht.

Gesellige Freuden.

Eine lange Liste zur Auswahl für Freunde des deutschen Liedes.

Auch der Humor wird bei diesen Veranstaltungen zu seinem Rechte kommen.

Wie man sich heute bei der „Harmonie", den Schleswig-Holsteinern, der „Harugari-Liedertafel", dem Baiern-Sängerbund, Schönhofen-Edelweiß-Männerchor und anderen Vereinen amüsiren kann.—Auch die nächste Zeit bringt viele gesellige Genüsse.

Der Schleswig-Holsteiner Sängerbund veranstaltet heute in der Wicker Park-Halle, Nr. 501—507 West North Avenue, unter Leitung seines Dirigenten O. Gerasch, ein Herbst-Konzert nebst Ball. Mit den Vorkehrungen für das Fest, welches um 3 Uhr Nachmittags seinen Anfang nehmen soll, wurden die Herren August Lüders, Jacob Jensen, Wilhelm Schröder, John Schultz, Christ Siemsen, Sophus Dabelstein, Jens L. Christensen, Fritz Schümann, John Harms, Ad. Off, Joachim Reimers, F. Kruse, Jacob Meyer, John Stange und August Schröder beauftragt. Um 7 Uhr Abends wird jedem Festtheilnehmer Gelegenheit geboten werden, in der Halle ein feines Abendbrot für 35 Cents pro Person zu erhalten. Der Eintrittspreis wurde auf 25 Cents die Person festgesetzt:

Nachstehendes Programm wird zur Durchführung kommen:

1. Marsch, „Prinz Karl" . . . . Eilenberg — Orchester.
2. Fest-Ouverture . . . . Leutner — Orchester.
3. „Wie hab' ich sie geliebt" . . . . . Möhring — Schleswig-Holsteiner Sängerbund.
4. Selektion: „Zigeunerin" . . . . Balfe — Orchester.
5. a) „Glückliche Liebe" . . . . Otto
b) „Wenn alle Brünnlein fließen" . . Baldamus — Schleswig-Holsteiner Sängerbund.
6. „Der Wanderer" . . . . Feska — Tenor-Solo: Herr J. Struwe.
7. „Kavallerie-Attacke" . . . . Lueders — Orchester.
8. Ouverture zu „Schöne Galathee" . . . . Suppe — Orchester.
9. a) „O Wald, wie ewig schön bist Du", . . . Beschnitt
b) „Wunsch" . . . . Witt — Schleswig-Holsteiner Sängerbund.
10. Walzer, „Dorfschwalben" . . . . . Strauß — Orchester.
11. „Landerkennung" . . . . Grieg — Männerchor mit Orchesterbegleitung. Schleswig-Holsteiner Sängerbund.
12. „Nord und Süd", komisches Quartett, gesungen von den Herren John Harms, Dirigent, Aug. Hennings, Christ. Siemsen, M. Rosenboom und Wilhelm Schroeder.

Heute gibt der Gesangverein Harmonie in der Lincoln-Turnhalle sein diesjähriges Herbst-Konzert, verbunden mit Ball, zur Feier seines elften Stiftungsfestes. Die Leistungen des festgebenden Vereins sind hinreichend bekannt, doch ist zu erwähnen, daß außer einem 60 Stimmen starken Chor die begabte Sängerin Frl. Alvina Ernst, der bekannte Baritonist Hermann Dietz und der Violin-Virtuose Wm. Konrad mitwirken werden. Nachstehendes hochinteressante Programm wird zur Ausführung kommen:

- Ouverture „Raymond" . . . . Thomas — Harmonie Orchester.
- „Abschied hat der Tag genommen" . . V. E. Neßler — Harmonie
- Romanze aus der Op. „Fra Diavolo" . . . Auber — Bariton-Solo — Hr. Herm. Dietz
- a) „Unter'm Lindenbaum" . . . . . W. Sturm
b) „Wie die wilde Ros' im Wald" . . F. Mair — Harmonie
- a) „Ave Maria" (Sopran-Solo) . . . . Schubert — Frl. Alvina Ernst
- Paraphrase „Loreley" . . . . Nesvadba — Orchester
- Andante und Scherzo „Capriccioso" . . F. David — Violin-Solo: Herr Wm. Konrad
- „Des Liedes Heimath" für Solo, Chor und Orchester . . . . J. Padle — Hr. Herm. Dietz, Harmonie und Orchester
- „Ah Perfido" (Konzert-Arie) . . . . Beethoven — Frl. Alvine Ernst
- „Hell in's Fenster scheint die Sonne" . . E. Kremser — Harmonie — Begleitung Hr. Max Heinrich — Dirigent . . . . Henry v. Oppen.

Anfang der Festlichkeit punkt 8 Uhr Abends.

Der Baiern-Sängerbund hält heute Nachmittag in Folz' Halle, Ecke North Avenue und Larrabee Str., ein Herbstkonzert mit Ball ab. Jeder, der Gelegenheit hatte, eine Festlichkeit dieses Vereines mitzumachen, weiß, welch gemüthliches Treiben dort herrscht. Auch bei dieser Gelegenheit hat ein rühriges Komite dafür gesorgt, daß den Besuchern einige genußreiche Stunden geboten werden. Die Liedertafel Freiheit, der schwäbische Sängerbund und der Arbeiter-Liederkranz werden mitwirken, und der Nordseite Athletenklub wird sich in Kraftübungen produziren. Aus besonderer Gefälligkeit werden fünf Herren und Damen zwei komische Szenen aufführen und Prof. Frey wird ein Cello-Solo vortragen. Für die Bewegung der Lachmuskeln werden auch die Herren Wenig, Deichman und Huber mit ihren Soloszenen und Duetten sorgen. Herr Kral hat ein Baritonsolo übernommen. Zum Schluß gelangt zur Aufführung die urgelungene komische Szene „Der Müller und sein Kind", oder „Die lebenden Mehlsäcke", aufgeführt von Frau B. Schmied sowie den Herren J. Schmied, J. Moser und Huber.

In Schoenhofens Halle, Ecke Ashland und Milwaukee Ave., veranstaltet heute die Harugari Liedertafel unter Leitung ihres tüchtigen Dirigenten J. A. Kern ein Herbst-Konzert, für welches das folgende Programm aufgestellt worden ist.

1. Ouverture zur Oper „Stradella" . . v. Flotow (Orchester.)
2. Der liebe Herrgott hält die Wacht, Chorlied . . . . Walden (Harugari Liedertafel.)
3. Postillon-Lied . . . . Adam (Herr Herm. Dietz.)
4. Im Wald bin i g'sessen, Chorlied . . . Schmidt (Harugari Liedertafel,)
5. Fantasie aus „Carmen" . . . . . . Bizet (Orchester.)
6. „Waldharfen", für Chor, Tenor-Solo und Orchester . . . . Schulz — Herr Louis Brück, Harugari Liedertafel und Orchester.
7. Ouverture zu Fra Diavolo . . . . . Auber (Orchester.)
8. Der Einsiedler an die Nacht, Chorlied . . Kern (Harugari Liedertafel.)
9. Fantasie aus Gounod's „Faust" . . . . Alard (Violin-Solo, Hr. H. Nürnberger.)
10. Was i hab, Chorlied . . . . Bohm (Harugari Liedertafel.)
11. Rheinweinlied . . . . Ries (Herr Herm. Dietz.)
12. Die Ersatz-Reserve von Knüppelsdorf. Humoristische Szene . . . . Simon (Herren Louis Brück, D. B. Winkelmann, [illegible])

Ein reichhaltiges und fesselndes Programm hat der Nassauer Krankenunterstützungsverein für sein heutiges Konzert aufgestellt, das um sieben Uhr Abends in Jungs Halle, Ecke Ashland und Lincoln Ave., seinen Anfang nimmt. Der aus den Herren Joseph Becker, John Jung und John Hefner bestehende Festausschuß hat nichts unversucht gelassen, um etwas Großartiges zustande zu bringen. Das Programm hat folgenden Wortlaut:

- Marsch . . . . Orchester
- Ouverture . . . . Orchester
- „Das erste Söhnchen" oder „Vaterfreuden", Kouplet, P. J. Nebgen
- „Der Eckensteher Nante im Verhör", Posse mit Gesang in 1 Aufzug.—Ein Aktuar (Fritz Zimmermann); ein Gerichtsdiener (Anton Geißler); Eckensteher Nante (P. J. Nebgen).—Zeit: Vergangenheit; Ort: Berlin.
- „Silver Stream" . . . . Kornet-Solo
- „Ein fideles Leichenbegängniß", Soloszene, A. Geißler
- „Der Trinker", Soloszene . . . . Anton Geißler
- Ouverture . . . . Orchester
- „Der Stiefelputzer Strobel in Berlin" F. Zimmermann
- „Schulze, der feine Mann", Kouplet . . V. Schäffer
- „Nimmt einer sich ein Weib", Soloszene, A. Geißler

Sein fünftes Stiftungsfest wird heute Nachmittag der Schoenhofen Edelweiß-Männerchor in der Vorwärts-Turnhalle, 12., nahe Halsted Str., mit Konzert und Ball in würdiger Weise begehen. Das Arrangementskomite hat keine Mühe gescheut, um jedem Besucher des Festes gerecht zu werden. Die Badische Sängerrunde, die Concordia Liedertafel und die Gesangsektion des Westseite-Turnvereins haben ihre Mitwirkung zugesagt. Die Glanznummer wird der Massenchor „O Schutzgeist alles Schönen" sein. Dirigent Berndt hat die Leitung des gesanglichen Theils übernommen. Die Festbehörde besteht aus den Sängern Hagenbucher, Holzcamp, Arnold, Strauch und Rathmann. Es ist ein ungewöhnlich reichhaltiges und fesselndes Programm aufgestellt worden. Der Eintrittspreis ist sehr niedrig.

Das erste Stiftungsfest, verbunden mit Konzert und Ball, feiert heute der Damenchor Virginia in Schmidts Halle, Ecke Clybourn Ave. und Leavitt Str. Nach der Zusammenstellung des Programms und den Leistungen in den Proben unter der Leitung des Dirigenten Carl Wolfskeel zu urtheilen, steht den Besuchern ein seltener Genuß bevor. Namentlich werden die Vorträge des festgebenden Vereins, sowie des rühmlichst bekannten gemischten Chores Edelweiß, von Brands Liedertafel und des Kornetbläsers John B. Hoffmann dem Konzerte einen besonderen Reiz verleihen. Ein eifriges Komite war seit Wochen mit den Vorarbeiten beschäftigt. Dem Konzert folgt ein flotter Ball, zu dem Wolfskeels Parlor Orchester aufspielen wird. Das Fest beginnt um drei Uhr Nachmittags.

Der „Jahrmarkt zu Peking", den der Teutonia Turnverein in seiner Halle, Ecke von 53. Str. und Ashland Ave., veranstaltet hat, gelangt heute Nachmittag und Abend mit folgendem Programm zum Abschluß:

- Freiübungen . . . . Erste Knabenklasse
- Lampion-Reigen . . . . Mädchenklasse
- Gesellschafts-Freiübungen . . . Zweite Knabenklasse
- Lied . . . . Katzenbergers Damenchor
- Pyramiden . . . . Zöglinge
- Japanischer Reigen . . . . Damenklasse
- Stockschlogen . . . . Englewood Turnverein
- Chinesen-Tanz . . . . Aktive des Vereins
- Keulenschwingen . . . . Johnson-Truppe

Ihr achtes Stiftungsfest begeht heute die Plattdeutsche Gilde Freiheit No. 27 in Yondorfs Halle, Nordostecke North Ave. und Halsted Str. Gleichzeitig findet die Fahnenweihe statt. Die Festlichkeit nimmt ihren Anfang um drei Uhr Nachmittags. Die Vorkehrungen liegen in bewährten Händen, sodaß ein Erfolg unausbleiblich erscheint.

Der Soziale Turnverein wird am nächsten Mittwoch Abend in seiner Halle, Ecke Belmont Ave. und Paulina Str., eine geistig-gemüthliche Versammlung abhalten. Auf dem Programm stehen musikalische und deklamatorische Vorträge, eine Bühnenaufführung, ein Vortrag von Jakob Willig über „Majoritätsherrschaft" und ein Tanzkränzchen. Der Eintritt ist frei.

Der Deutsche Krieger-Verein von Chicago, der im Herbst vorigen Jahres das erste Vierteljahrhundert seines Bestehens gefeiert hat, beabsichtigt, am 10. Nov. d. J. sein 26. Stiftungsfest zu begehen. Das Arrangementskomite hat alles Mögliche aufgeboten, um die Feier des 26. Geburtstages derjenigen des 25. würdig zur Seite zu stellen. Die Kameraden Alex Massee (Vorsitzer), Dr. Gaul, P. Seurig, Wm. Jende, John Arendt, Carl Fischer, Dr. Schukat, Wm. Schulz, L. Tanzer, L. Plötz, H. Klein und Andere bemühen sich, den Gästen und Kameraden einen hohen Genuß zu bereiten. Das Fest wird aus einem ausgezeichneten Konzert mit Solo-Vorträgen, unter freundlicher Mitwirkung von Frau Katzenberger und Herrn H. Dietz, aus Reden und aus einem Ball bestehen. An demselben Abend erfolgt die Uebergabe der von Kaiser Wilhelm II. dem Zentralverband der deutschen Kriegervereine von Chicago und Umgegend verliehenen Fahne an den gastgebenden Verein, bei welcher Gelegenheit wahrscheinlich der deutsche Konsul die Festrede halten wird.

Am nächsten Sonntag veranstaltet der Turnverein Lincoln in seiner Halle, zur Feier seines 15jährigen Bestehens eine theatralisch-musikalisch-gymnastische Abendunterhaltung mit Ball. Der erste Theil des vielversprechenden Programms wird aus Kunstturnen der besten Turner des „Lincoln", Floretfechten und musikalischen Vorträgen bestehen. Den Glanzpunkt des Abends wird die Aufführung des zweiaktigen Lustspiels „Humoristische Studien" bilden. Die besten dramatischen Kräfte des Vereins wirken mit und aus besonderer Gefälligkeit der beliebte Komiker und Turner Julius Nathanson. Das Stück ist von zwerchfellerschütternder Wirkung und durch Gesangseinlagen gewürzt. Das vollständige Programm ist folgendes:

1. Ouverture . . . . Harmonie-Orchester
2. Ansprache Turner Hermann Michel, erster Sprecher des Vereins.
3. Violin-Solo . . . . Herr John Berz
4. Florett-Fechten, Turner Aug. Hoffmann und Wm. Wiedmayer.
5. Kunstturnen am Reck, Aktive des Turnvereins „Lincoln".
6. Orchester.

„Humoristische Studien", Lustspiel in zwei Akten von Lebrun. Aufgeführt von Mitgliedern des T.-V. „Lincoln". Personen: Gottlieb Müller, ein reicher Privatmann (Herr Rud. Weidmann); Gretchen, dessen Tochter (Frl. Hulda Weidemann); Fritz, dessen Neffe, Jurist (Herr Louis Schneider); Brauser, Theologe (Herr Hugo Müller); Kalinsky, Faktotum (Herr Jul. Nathanson); Krebs und Sauger, Wucherer (Herr Hugo Schubel); ein Kellner (H. W. Kenne). — Regie: Rudolf Weidemann — Ort der Handlung: Eine Universitätsstadt.

Am nächsten Sonntag, den 11. November, wird der Schiller-Frauenverein in der Nordseite-Turnhalle, 259 N. Clark Str., einen Ball veranstalten. Dieser Verein hat im Abhalten von Vergnügungen noch immer Geschick gezeigt und dadurch sich in weiten Kreisen beliebt gemacht.

Der Schwäbische Frauenverein feiert Sonntag, den 18. November, in Yondorfs Halle, Ecke North Ave. und Halsted Str., sein drittes Stiftungsfest, verbunden mit Fahnenweihe und Schillerfeier. Das Komite hat keine Mühe gescheut, um dieses Fest zu einem Glanzpunkt der Saison zu machen. Die einzelnen Nummern in dem Nachmittags-Konzerte werden alles Dagewesene übertreffen. Den Hauptpunkt bildet natürlich die Fahnenweihe; der Verein wird zugleich seinen großen Landsmann Schiller in erhebender Weise ehren, wobei Hilfsbibliothekar Gauß die Festrede halten wird. Ein kleines Lustspiel wird von mehreren Mitgliedern des Vereins unter der bewährten Leitung der Frau Minna Schmidt zur Aufführung gelangen. Auch die Gesangssektion des Schwäbischen Frauenvereins, welche von Herrn Berndt dirigirt wird, wird ihr Bestes versuchen und mit den beliebtesten Komikern abwechseln. Doch hat das Komite nicht allein auf's Allerbeste für die geistigen Genüsse Sorge getragen, sondern auch Alles aufgeboten, um dem innern Menschen in derselben Weise gerecht zu werden. Dabei steht ein extra feines Souper obenan, verbunden mit den auserlesensten Nationalgerichten, welche von den Vereinsschwestern selbst zubereitet werden. — Der Verein versammelt sich jeden zweiten und vierten Dienstag im Monat in Yondorfs Halle.

Heutige Nachmittagskonzerte.

Die dieswinterliche Saison der Sonntagnachmittagskonzerte, welche unter den Auspizien der Chicago Turngemeinde in der Nordseite-Turnhalle stattfinden, wird heute eröffnet. Herr Bunge, Dirigent des aus vierzig tüchtigen Musikern bestehenden Orchesters, wird sich auch in diesem Winter alle nur erdenkliche Mühe geben, um den Besuchern dieser Konzerte gediegene musikalische Genüsse darzubieten. Es steht zu hoffen, daß auch in der diesjährigen Saison diese Konzerte gebührend unterstützt werden, schon deshalb, weil das Orchester Tüchtiges leistet und weil die Auswahl der Programme auch den höchstgehenden Ansprüchen genügen dürfte. Das Programm für das heutige Eröffnungs-Konzert lautet folgendermaßen:

1. Eröffnungs-Marsch, „The American Flag", Michaelis
2. Ouverture, „Ruy Blas" . . . . . Mendelssohn
3. „Aufforderung zum Tanze" . . . . Weber — Orchestrirt von Hector Berlioz.
4. „Scenes Napolitaines", Orchester-Suite, Massenet
5. Ouverture, „Tannhäuser" . . . . . . Wagner
6. Polonaise aus „Mignon" . . . . Thomas — Frl. Nilson.
7. „Blauäugig Mägdelein" . . . . Bunge
8. Paraphrase auf Koschat's Lied „Verlassen", Kretschmer
9. Potpourri, „Popular Georgia" . . . . Boettger
10. Walzer, „Bei uns z'Haus" . . . . . . Strauß
11. Quartett aus „Rigoletto" . . . . Verdi
12. Marsch, „The Picadore" . . . . Sousa — Gesangssolistin: Frl. Nilson (Sopran).

Bemerkt sei, daß die Turnhalle im Laufe des Sommers einige Verbesserungen erfahren hat. Die Dekorationen und Ventilationen sind ganz neu.

Der Gesangverein Frohsinn wird, von heute ab, an jedem ersten Sonntag im Monat ein Nachmittagskonzert in der Südseite-Turnhalle, 3145 State Str., veranstalten. Es werden sich diese Konzerte jedenfalls zum Sammelpunkt der Deutschen der Südseite gestalten, da die Leistungsfähigkeit des Vereins unter der vortrefflichen Leitung des Dirigenten Hans Biedermann allgemein anerkannt wird. Für das heutige Eröffnungskonzert ist das folgende Programm vorbereitet worden:

1. Col. Moulton-Marsch . . . . Brooks
2. Ouverture zu „Wilhelm Tell" . . . . . Rossini
3. Chor mit Orchesterbegleitung, „Der Deutsche in der Fremde" . . . . Pache
4. „Wiener Madl'n," Walzer . . . . . . Ziehrer
5. Tenor-Solo, „An der Weser" . . . . . Pressel — Herr Otto Schroeder.
6. „Kavallerie-Attacke" . . . . Lueders
7. Potpourri aus „Der Fechtmeister" . . DeKoven
8. Chor mit Orchesterbegleitung:
a) „Hoho, du stolzes Mädel" . . . . Baldamus
b) „Wirthstöchterlein" . . . . . . Baldamus
9. Konzert-Polka für zwei Trompeten . . Barlow
10. „Die Schmiede im Walde", musikalisches Charakterstück . . . . Michaelis
11. Doppelquartett und Chor a capella: „My Old Kentucky Home" . . . . Foster
12. „Dance of the Nighthawks" . . . . . . Gurney
13. „The Man Behind the Gun", Marsch . . Sousa

Haar spalten. Während die medizinische Profession über wissenschaftliche Theorien Haar spaltet, leiden täglich Tausende unter den gewöhnlichsten Uebelständen, Kopfweh und Unverdaulichkeit. Man gelangt da unwillkürlich zu dem Resultat, daß wir zu viel Theorie und zu wenig praktisches Wissen haben. Unterdessen bleibt Forni's Alpenkräuter Blutbeleber die Arznei der Massen. Er bringt nicht nur Linderung, sondern Heilung. Um weitere Auskunft wende man sich an Dr. Peter Fahrney, 112—114 So. Hoyne Ave., Chicago, Jll.

Kurz und Neu.

* Die „Amerikanische Medizinische Gesellschaft" veranstaltete gestern Abend anläßlich von Dr. Christian Fengers 60. Geburtstag zu Ehren dieses bekannten Chirurgen im Auditorium ein Bankett, an welchem gegen 500 Aerzte theilnahmen, von denen viele zu dieser Feier von weit her nach Chicago ge[kommen waren.]

Deutsches Theater.

Heute Abend gelangen drei Einakter zur Aufführung.

Seit Jahren hat die Direktion des Deutschen Theaters in jeder Saison ihren Gästen einen Einakterabend dargeboten. Fast immer war derselbe mit der Benefizvorstellung für die Direktoren verbunden. Das Publikum unterhielt sich dabei vortrefflich. Die besten Kräfte der Gesellschaft wirkten in diesen Einaktern mit, und die Auswahl der Stücke erwies sich zumeist als eine vortreffliche. Diese Vorzüge werden voraussichtlich auch dem auf den heutigen Sonntag angesetzten Einakter-Abend anhaften. Um jeder Geschmacksrichtung gerecht zu werden, hat die Direktion ein Drama, ein Lustspiel und einen Schwank für diesen Abend gewählt. Mit dem einaktigen Drama „Abschied vom Regiment" ist Otto Erich Hartleben auf dem Spielplan vertreten; mit dem einaktigen Lustspiele „Abu Seid" Oskar Blumenthal, und mit dem Schwank „Endlich allein" der weniger, wie die beiden vorgenannten, dem hiesigen Publikum bekannte Schriftsteller Friedrich Gast-Triesch. Der vollständige Spielplan, nebst Rollenbesetzung, für den heutigen Theaterabend lautet wie folgt:

„Abschied vom Regiment."

- Ernst Griesfeld, Hauptmann . . . Ludwig Lindikoff
- Olga, seine Frau . . . . Margarethe Paschke
- Gustav v. Prandau, Premierleutnant . Ewald Bach
- Feldmann, Hauptmann . . . . . . Herm. Werbke
- Stein, Hauptmann . . . . . . Wilhelm Blumenau

Ort der Handlung: Eine kleine Garnison. Regie: Hermann Werbke.

„Abu Said."

- Abu Said . . . . August Meyer-Eigen
- Ibrahim, ein Teppichwirker . . . . Herm. Werbke
- Fatme, seine Tochter . . . . Else Remy
- Jussuff, ein junger Poet . . . Wilhelm Blumenau
- Achmed, ein Schriftgelehrter . . . Theodor Pechtel

Der Schauplatz stellt das Innere eines reichen orientalischen Hauses dar. Regie: August Meyer-Eigen.

„Endlich allein."

- Arnold Wögerich . . . . Julius Donat
- Litta . . . . Trude Lobe
- Binse . . . . Theodor Pechtel
- Eine fremde Dame . . . . Paula Wirth
- Ein fremder Herr . . . . Hermann Werbke
- Der Zimmerkellner . . . . . . Wilhelm Blumenau
- Das Stubenmädchen . . . . Else Remy
- Der Lohndiener . . . . Fritz Lindner
- Hausknechte.

Die Handlung spielt Mitte Dezember in einem eleganten Wiener Hotel. Regie: Hermann Werbke.

„Aelplerleben".

Unter obigem Titel hat Herr John Oswald, Dirigent des „Schweizer Männerchor" in Milwaukee, ein dreiaktiges Singspiel verfaßt, mit dessen Aufführung er in unserer Nachbarstadt einen so durchschlagenden Erfolg erzielt hat, daß er sich entschlossen hat, damit auf Reisen zu gehen. Zahlreiche Ortschaften in den Staaten Wisconsin und Michigan hat er bereits besucht, und überall haben er und die kernfrischen Mitglieder seines Personals sich in die Herzen des Publikums gejodelt. Hier in Chicago sollte das Werk nun die Feuerprobe bestehen, und Herr Oswald beabsichtigte zu dem Zweck, hier ein größeres Theaterlokal zu miethen. Das ist ihm leider nicht gelungen, und da abgeschlossene Vereinbarungen mit Schweizervereinen im Osten es ihm für's Erste unmöglich machen, sich hier längere Zeit aufzuhalten, so muß er sich damit begnügen, das Stück am kommenden Sonntag in Müllers Halle, Ecke Sedgwick Str. und North Ave., zur Aufführung zu bringen. Die Mitglieder der hiesigen Schweizerkolonie und Freunde der Aelpler und ihrer bald jauchzenden, bald schluchzenden Gesänge sollten nicht versäumen, der Vorstellung beizuwohnen.

Zum Besten eines jüdischen Altenheims.

Vielumfassende Vorbereitungen werden in hiesigen israelitischen Vereinskreisen für den großen Bazaar getroffen, welcher vom 22. Dezember bis zum 1. Januar zum Besten eines Heims für bejahrte orthodox-gläubige Juden veranstaltet werden soll. Wie Hr. J. Negrescour, Leiter des Bazaars, bekannt gibt, sind bereits Waaren im Gesammtwerthe von $5,000 von bekannten Geschäftsleuten der Stadt für den Bazaar geschenkt worden, und viel mehr werthvolle Geschenke stehen noch in Aussicht. Herr Negrescour erwartet, daß die Waarenausstellung des Bazaars bei der Eröffnung einen Werth von $20,000 repräsentiren wird.

* Unter der Leitung des schwedischen Schauspielers Ch. Brussell wird heute Abend in der Nordseite Turnhalle das Lustspiel „Peter Olson och Hans Kering" — Peter Olson und seine Gattin — zur Aufführung gebracht. Die Darsteller sind Dilettanten aus hiesigen schwedischen Vereinskreisen. Das Bühnenwerk entstammt der Feder des fruchtbaren Schriftstellers Gustaf von Geijesterstams und wird drüben auf schwedischen Bühnen viel gegeben. Es erlebt hier seine erste Aufführung.

„Theosophie."

Ein Herr C. W. Leadbeater aus London, der als eine Kapazität ersten Ranges auf dem dunklen Gebiete der „Theosophie" gerühmt wird, ist nach Chicago verschrieben worden und wird hier nun öffentliche Vorträge über seine vorgebliche Wissenschaft halten. Für die, welche auf nächsten Sonntag und auf Sonntag, den 2. Dezember, in der „Recital-Hall" des Auditorium-Gebäudes stattfinden werden, sind beziehentlich als Themata angesetzt: „Einige falsche Vorstellungen über den Tod" und „Träume".

Die Brandenburger agitiren.

Der Verein der Brandenburger hält heute in Gehrkes Halle, 588 N. California Ave. (nahe der Division Str.), eine Agitationsversammlung ab. Die Sitzung beginnt um 2 Uhr Nachmittags. Das Programm enthält Ansprachen, musikalische Vorträge und ein Tanzkränzchen.

* Die Coroners-Geschworenen überwiesen gestern Anton Dahinski unter der Anklage, am 2. Oktober den Maschinisten Alfred Vail erschossen zu haben, den Großgeschworenen. Dahinski behauptet, in Nothwehr gehandelt zu [haben.]

Die Blumenausstellung.

Am Wahltage werden die Blumenfreunde im Auditorium ihre Auswahl unter den „Kindern der Flora" treffen können.

Auf die gestern Abend beendigte Pferdeausstellung folgt am nächsten Dienstag die Blumenausstellung. Während sich für schöne Pferde vornehmlich die Glücklichen begeistern, welche auch die nöthigen Moneten besitzen, um sich solche edlen Thiere halten zu können, finden an schönen Blumen alle Menschen Gefallen. Deshalb wird die Blumenausstellung im Auditorium voraussichtlich auch mehr von Vertretern des Mittel- und des Arbeiterstandes, wie von Angehörigen der „exklusiven Kreise" der Chicagoer Geldaristokratie, besucht werden. Die hiesige „Horticultural Society" ist auch in diesem Jahre die Veranstalterin. Ihr Verwaltungsrath hat die anerkennenswerthe Neuerung eingeführt, daß diesmal auch „Dilettanten unter den Blumenzüchtern" die Ausstellung beschicken dürfen. Verlockende Preise haben die Gärtner veranlaßt, das Beste und Werthvollste aus ihren Gewächshäusern zu senden und für den Wettbewerb schon lange vorher Vorkehrungen zu treffen. Da darf man sich denn auf ganz besondere Ueberraschungen gefaßt machen. Herr Martin A. Ryerson hat seltene Blumen aus Süd-Afrika importirt und in seinem Treibhaus für die Ausstellung sorglich pflegen lassen. Auch wird er sich an dem Orchideen- und Chrysanthemen-Wettbewerb mit Prachtexemplaren betheiligen. Die verwittwete Frau George Pullman hat hochragende Palmen, vielblättrige Fernen und andere dekorative Blattpflanzen als ihren Beitrag in Aussicht gestellt. Zwei dieser Palmen- die eine von der Gattung „Howea Celmoreana," die andere eine „Sabai Umbraculsera," sollen die schönsten ihrer Art sein, die noch je hier öffentlich gezeigt worden sind. Ein Elchhorn-Fernenbaum, von der Gattung „Platycerium Alcicorne," der aus dem Pullman'schen Konservatorium morgen nach dem Auditorium geschafft wird, soll das respektable Alter von 200 Jahren aufzuweisen haben. Besonders zahlreich und verschiedenartig wird diesmal wohl die „Rosenblüthe" zur Entfaltung gelangen. Ist doch von Herrn C. D. Peacock ein kostbarer silberner Pokal für denjenigen Blumenzüchter als Preis ausgesetzt worden, welcher die zwölf schönsten Exemplare einer neuen Rosengattung ausstellt. Neue Arten von „American Beauties", wie auch von der „Hebriden-Theerose" sind sogar von Züchtern aus Philadelphia und aus Woods Holl, Mass., für diese Preisbewerbung hergeschickt worden. Für den Aussteller der schönsten Chrysanthemen hat die „Chrysanthemum Society of America" ebenfalls einen kostbaren Pokal als Preis gestiftet. Ferner sind werthvolle Preise für die geschmackvollste Blumendekoration der Logen des „Auditorium", und für die elegantesten Tafeldekorationen ausgesetzt worden. Außer verlockenden Geldpreisen sind ein silberner Tafelaufsatz, im Werthe von $125, und Vasen, jede $90 werth, zu gewinnen. Als Preisrichter werden fungiren: P. O'Mara, Präsident der „Society of American Florists", John A. May, Rosenzüchter, und Emil Büttner von Park Ridge. Die Preise der Tafeldekorationen werden von einem Damenausschuß vertheilt werden, an dessen Spitze Frau J. J. Gleßner steht. Die Preisvertheilung findet am Freitag Abend, den 9. November, statt. Der Schluß der Ausstellung ist auf nächsten Samstag Abend festgesetzt worden. Mit den Vorbereitungen wurden von Herrn Chadwick, dem Präsidenten der Horticultural Society, nachverzeichnete Ausschüsse betraut: Für Annahme und Begutachtung der Pflanzen: C. J. Stromback, Superintendent der Blumenzucht im Lincoln Park, und Andrew McAdams; für Annahme und Begutachtung von Schnittblumen: Ernst Wienhöber und J. B. Deamund; für Plazirung der Ausstellungsgegenstände: Edgar Sanders und W. N. Rudd; für Entgegennahme der Sendungen von außerhalb der Stadt wohnhaften Floristen: C. C. Vaughan, G. L. Grant, P. J. Hausworth, C. A. Samuelson, Edgar Sanders, M. Baker und J. Smythe. — Haußners Orchester wird während der Ausstellung Nachmittags und Abends konzertiren. In einer reichgeschmückten Verkaufsbude werden Schnittblumen feilgeboten werden, deren Ertrag den Hilfsbedürftigen in Galveston zugewendet werden soll. Die Eintheilung der Thätigkeit, welche die Preisrichter zu entfalten haben, ist wie nachstehend festgestellt worden:

Dienstag — Klassen 1 bis 57: Chrysanthemen, Orchideen, Geranien, Pflanzen und Blumenstücke.

Mittwoch—Klassen 58 bis 76: Rosen und Tafeldekorationen.

Donnerstag—Klassen 77 bis 112: Nelken und Blumen-Schaustücke.

Freitag—Klassen 112 bis 119: Blumen-Arrangements, Veilchen und Spezialgegenstände der Ausstellung.

Samstag — Klassen 120 bis 131: Schößlinge von Chrysanthemen, Nelken und besondere Neuheiten.

Konzert im „Rienzi".

Im Wintergarten des Herrn Gasch wird das Orchester unter Signor P. Capones Leitung heute Nachmittag und Abend das nachstehende Programm zur Ausführung bringen:

1. Marsch, „A Jersey Review" . . . . . Whitney
2. Walzer, „Les Baineurs" . . . . . . Waldteufel
3. Ouverture, „Oberon" . . . . Weber
4. Berceuse, „Jocelyn" . . . . Godard
5. Selection, „Aida" . . . . Verdi
6. Barcarolle, „Italienne" . . . . Czibulka
7. Potpourri, „Creme de la Creme" . . . . Tobani
8. Konzertstück, „Das Erwachen des Löwen" . . . . De Kontski
9. Selection, „Rigoletto" . . . . Verdi
10. Ouverture, „Morgen, Mittag und Abend in Wien" . . . . Suppe
11. Walzer, „L'Estudiantina" . . . . . Waldteufel

Turner in Berathung.

Die Tagsatzung des Turnbezirks „Chicago" ist im Gange.

Zwanzig Vereine vertreten.

In der Halle des Turnvereins „Voran", Nordostecke Division Straße und California Ave., nahm gestern Abend die Tagsatzung des Chicagoer Turnbezirks ihren Anfang.

Die Delegaten wurden vom „Voran" unter Vorantritt von dessen Trommler- und Pfeiferkorps von der Aurora-Turnhalle abgeholt. Sie wurden von Karl Ziehn, dem ersten Sprecher des „Voran", im Heim dieses Vereins willkommen geheißen und dort bewirthet.

Die Tagsatzung wurde in Abwesenheit des protok. Sekretärs vom korrespondirenden Schriftwart Fritz Czolbe eröffnet. Otto Greubel wurde zum temporären Vorsitzenden und Paul Pause zum temporären Schriftwart ernannt. Ersterer ernannte seinerseits Samuel Rautenberg (LaSalle), John Mentzer (Almira), Balthasar Rau (Sozialer), Karl Frank (Garfield) und Geo. Landau (Aurora) zu einem Ausschuß für Prüfung der Mandate. Darauf wurden die Berichte des protokollirenden Schriftwarts, des Bezirksturnwarts und des Ausschusses für geistige Bestrebungen entgegengenommen und zurückgelegt, um den zuständigen Komites überwiesen zu werden. Das Mandatprüfungs-Komite organisirte sich mit Landau als Vorsitzendem und Rautenberg als Schriftwart und berichtete, daß folgende Turner zu Sitz und Stimme in der Tagsatzung berechtigt seien:

Vorwärts — M. Cobelli, Georg Pfeiffer, Otto Greubel, Wilhelm Zoeller, Rudolf Schrader, F. Neumann und L. Schaefer; Ersatzmänner: F. Danziger, E. Petri und H. Kraft.
Voran — A. Papp, G. Felz, Adolf Schaeffer u. Peter Hildebrandt; Ersatzmänner: E. Schütz und A. Legel.
Teutonia — Simon Luegau, Albert Preiß, Wilhelm Weschmann und Louis Vogelsanger; Ersatzmänner: J. Klein und Fred Bitolsky.
Südseite-Turnerschaft — Theodor Mueller, C. Buehler, John Koelling und R. Burgler; Ersatzmänner: G. Gebhardt und J. Petersen.
Sozialer — Emil Groener, Dr. Heinrich Hartung, Paul Pause, Balthasar Rau, R. Blum, Geo. Wachnert, Leopold Saltiel und A. Mocering; Ersatzmänner: William Knackstaedt, Gustav Stultze und Wilhelm Meier.
La Salle — Samuel Rautenberg, Franz Gerlich, Max Rosenfeld und Wilhelm Fischer; Ersatzmänner: J. Ohrecke und Karl.
Aurora — Georg Landau, Heinrich Becker, Hermann Fasholz, Otto Dreisel, Ferdinand Rhein, Leopold Neumann, Heinrich Kaiser sen. und Heinrich Eckert. Ersatzmänner: Wilhelm Fischer, Karl Noeßler und Max Liedermann.
Gut Heil — Adolf Mittag und G. F. H. Ehlers; Ersatzmänner: Kremmel und Otto Schulz.
Garfield — A. Seeger, Christian Carsten, C. W. Kuehne, Karl Frank und John Gundermann; Ersatzmänner: J. Boening und T. Voigt.
Freiheit — Hugo Neumann, A. Siegmund, B. Schmidt und C. Markmüller; Ersatzmänner: G. G. Steffens, J. Havel und F. Kejas.
Almira — F. A. Mielke, John Mentzer, W. Schoppenauer sen. und M. Hoffmann; Ersatzmänner: Christian Ulz und E. Ederly.
Lincoln — H. Michel, August Hoffmann, C. Alvin, P. Kluge, M. Schmidt und Arthur Clauffen; Ersatzmänner: Georg Waldemann, Otto Meier und C. Rogeler.
Westseite — Alfred Wild, Georg Meyer, Karl Ziegler und Theodor Jeschke; Ersatzmänner: Otto Runde, Adolf W. Wendt, Karl Herzog und Julius Hildebrandt.
Elgin — Paul Boettcher, Emil Fink, Karl Dedlow und Fritz Gebert; Ersatzmann: Mock.
Harlem — Georg Viola.
Schweizer — Frank Deiß, Gustav Blenn, Otto Liebermann und Paul Rutishausen; Ersatzmänner: W. Frick, W. Toggenburger, Emil Wirth und Ambrosius Hammel.
Grand Crossing — A. Meißner, J. Schneider und F. Gremp; Ersatzmänner: A. Benfeldt, L. Mauk und Georg Viola.
Eiche — R. Wassermann, Karl Stengel, Peter Hell, Josef Grundhoefer und Albert Lejeune; Ersatzmänner: Otto Aicher und Karl Kemmer.
Fortschritt — H. Suhrstaedt, F. Wege, Emil Schulz, P. Engelhardt und Karl Hettich; Ersatzmänner: H. A. Suhrstädt und Christian Hettich.
Einigkeit — Wilhelm Schridde, R. Lautenberger, H. Witt und G. Klein; Ersatzmänner: R. Waak, Wilhelm Knoth und M. Schreiner.

Ferner meldete der Ausschuß, daß folgende Vereine noch nicht vertreten waren: Columbia, Südseite, South Chicago, Joliet, La Salle, Jll., Germania (Freeport, Jll.) und Deutscher (Grand Rapids, Mich.) Diese sieben Vereine besitzen zusammen siebzehn, die repräsentirten zwanzig 91 Stimmen. Der Bericht wurde einstimmig angenommen.

Darauf wurde Otto Greubel zum ersten Vorsitzenden, Paul Pause zum zweiten Vorsitzenden, Liebermann zum ersten Schriftwart und Lautenbach zum zweiten Schriftwart erwählt. Liebermann lehnte ab; an seiner Stelle wurde Lautenbach erwählt. Felz wurde zum zweiten Schriftwart auserkoren. Sodann wurden folgende Delegaten zu einem Ausschuß für Zusammensetzung der stehenden Komites ernannt: Fischer (La Salle), Eckert (Aurora), Saltiel (Sozialer), Pfeiffer (Vorwärts), Wassermann (Eiche), Viola (Harlem), Engelhardt (Fortschritt), Schridde (Einigkeit), Hoffmann (Almira), Siegmund (Freiheit) und Kuehne (Garfield). Dieser Ausschuß erwählte Pfeiffer zum Vorsitzenden und Saltiel zum Schriftwart und einigte sich auf folgende Komites:

Finanzkomite — Hugo Neumann (Freiheit), M. Hoffmann (Almira), Heinrich Eckert (Aurora), C. O. Kuehnert (Garfield) und A. Meißner (Grand Crossing).
Komite für Bezirks- und Bundesangelegenheiten — Paul Schmidt (Freiheit), Samuel Rautenberg (La Salle), Karl Stengel (Eiche), Wilhelm Schridde (Einigkeit), Ferdinand Rhein (Aurora), Dr. Heinrich Hartung und Balthasar Rau (Sozialer), Georg Pfeiffer (Vorwärts), F. Engelhardt (Fortschritt), Georg Meyer (Westseite), Karl Frank (Garfield), John Koeling (Südseite-Turnerschaft) und Herman Michel (Lincoln).
Technisches Komite — Rudolf Schrader (Vorwärts), M. Cobelli (Vorwärts), Emil Groener (Sozialer), Robert Burger (Südseite Turnerschaft), Louis Vogelsanger (Teutonia), Gustav Blenn (Schweizer), Otto Dreisel (Aurora), Hermann Fasholz (Aurora), Aug. Papf (Voran), Franz Gerlich (LaSalle), Arthur Clauffen (Lincoln), John Mentzer (Almira), Georg Pfeiffer (Freiheit), Chr. Carsten (Garfield), A. Mittag (Gut Heil), Hellmuth Witt (Einigkeit), Franz Wege (Fortschritt), Joseph Grundhoefer (Eiche), Georg Viola (Grand Crossing und Harlem), Paul Boettcher (Elgin) und A. Wild (Westseite).
Rubrizirungs-Komite — C. Schoppenbauer, sen. (Almira), Peter Hildebrandt (Voran), G. F. H. Ehlers (Gut Heil).
Komite für geistige Bestrebungen — C. Alvin (Lincoln), John Neumann (Vorwärts), Leopold Saltiel (Sozialer), Leopold Neumann (Aurora), Gustav Klein (Einigkeit) und Karl Dedlow (Elgin).

Der Bericht des Komites wurde einstimmig gutgeheißen.

Ferner wurde ein Antrag angenommen, wonach die noch nicht vertretenen Vereine ihre Repräsentanten in den verschiedenen Komites selbst auszuwählen haben. Darauf trat Vertagung bis heute Vormittag um zehn Uhr ein. Auf die Geschäfts-Sitzung folgte ein Kommers nebst Tanzkränzchen.

* Als gestern Abend Christopher Marchas, Nr. 212 Rinn Str., Evanston, wohnhaft, in der Küche seines Hauses einen Gasolinofen in Brand setzen wollte, explodirte derselbe, wobei Marchas schmerzhafte, aber nicht gefährliche Brandwunden an den Händen [illegible]

Die englische Bühne.

Im Studebaker-Theater wird den Besuchern in dieser Woche eine Doppelvorstellung dargeboten. Gilbert und Sullivans köstliche Operette „Pinafore" wurde hier schon oft gegeben. Selbst auf der Auditorium-Bühne wurde sie vor etwa acht Jahren mit großartiger Ausstattung und guter Rollenbesetzung — Helene von Dönhoff spielte und sang die Hebe ganz vorzüglich — herausgebracht. Neu dürfte hier aber das einaktige Singspiel „Zehn Mädchen und kein Mann" sein, dessen Musik der nunmehr verstorbene Operettenkomponist Suppe geschrieben hat, als er noch mitten in seiner regsten Schaffenskraft stand. Er war damals noch Kapellmeister am Josephstädter Theater in Wien und komponirte gleichzeitig Quartette, Ouvertüren und Lieder, von denen namentlich die letzteren wegen ihrer leicht ins Ohr fallenden Melodien und ihrer leichten Singbarkeit große Verbreitung fanden. Damals entstanden auch die Einakter „Zehn Mädchen und kein Mann," „Flotte Bursche" und „Die schöne Galathea." Seine größeren Operetten, „Fatinitza," „Boccaccio," „Donna Juanita" und Andere, hat er erst später geschrieben, nachdem er die musikalische Leitung des „Theaters an der Wien," des vornehmsten Operettentheaters der österreichischen Kaiserstadt, übernommen hatte. Mit der Musik der kleinen Bühnenwerke hat Suppe weit Gemüthvolleres geschaffen, wie mit seinen großen Operetten, die wohl prickelnde und melodiöse, aber nur wenige innige, dem Hörer zu Herzen dringende Weisen enthalten. Wegen der mehr leichtflüssigen, flotten Musik, die er in der zweiten Periode seiner künstlerischen Schaffenszeit schrieb, wurde Suppe auch der „österreichische Offenbach" genannt. Die komischen Situationen des Vaters der zehn heirathsfähigen Töchter, der sich abmüht, um seine Mädels unter die Haube zu bringen, sind nicht wenig danach angethan, um diesem interessanten deutschen Bühnenwerk auch auf der englisch-amerikanischen Bühne Eingang zu verschaffen. Die Leitung der „Castle Square Opera Company" hat dadurch, daß sie den Text ins Englische übersetzen ließ und nun die Operette in gediegener Rollenbesetzung zur Aufführung bringt, einen Schritt nach der rechten Richtung hin gethan, den sie sicherlich nicht zu bereuen haben wird. Reginald Roberts und die Damen Josephine Knapp, Gertrud Quinlan und Blanche Chapman haben die Hauptrollen inne. In „Pinafore" werden Frl. Maude Lillian Berri als Josephine, Frl. Gertrud Quinlan als Hebe, Frl. Maude Lambert als Lady Buttercup, Frank Moulan als Sir Joseph Porter, William Pruette als Dick Deadeye, wie auch Miro Delamotte in der Partie des Ralph Rackstraw, und Edwin Clarke als Kapitän Corcoran voraussichtlich neue Lorbeeren ernten. Morgen Abend gelangen anläßlich der 500. Vorstellung der Castle Square Opera Company in Chicago hübsche Souvenirhefte zur Vertheilung, welche auch mit Photographien der ersten Kräfte dieser Gesellschaft ausgestattet sind. Für die nächste, am 12. November beginnende Woche ist die Operette „The Merry Monarch", dessen Titelpartie früher eine Paraderolle von Francis Wilson war, in Vorbereitung.

Powers Theater hat für diese Woche an Nat. C. Goodwin, dessen Gattin Maxine Elliott und an dem neuen Lustspiel „When We Were Twenty-One" derartige Attraktionen gewonnen, daß der Zuschauerraum sich vermuthlich während der ganzen ersten Woche dieses Gastspiels als zu klein erweisen wird. Der Titel des Stückes ist bezeichnend für dessen Inhalt. „Als wir erst 21 alt waren, da waren wir auch zu tollen Streichen aufgelegt", soll Thackeray einem Freunde geantwortet haben, der in seiner Gegenwart die Behauptung aufstellte, Jugend habe keine Tugend. Daraufhin soll Thackeray sein unvergängliches Gedicht „Die schönen Tage, da wir erst 21 alt waren" geschaffen haben. Durch diese Thackeray-Anekdote ist der Schauspieler H. V. Esmond zu dem Bühnenwerk inspirirt worden, welches Goodwin angekauft und in New York bereits mit hübschem Erfolg zur Aufführung gebracht hat. Der beliebte Darsteller soll so viel von dem Stücke halten, daß er es in der nächsten Saison im Londoner Comedy-Theater zu geben gedenkt.

Im Grand Opera House hält von heute Abend an die Prinzessin Chic großen Empfang ab. „The Princeß Chic" ist nämlich die Operette betitelt, welche der frühere Chicagoer Journalist und jetzige Impresario Kirke La Shelle zur Aufführung bringt, und sehr „chic" soll auch Frl. Marguerita Sylva, die Darstellerin und Sängerin der Titelrolle sein. Die junge und hübsche Künstlerin, deren Wiege in der belgischen Hauptstadt Brüssel gestanden, hatte in London als „Carmen" und in anderen Gesangspartien bereits glänzende Erfolge zu verzeichnen gehabt, als Kirke La Shelle sie in Paris während der Ausstellung kennen lernte und sie sofort für die Hauptrolle der neuen Operette engagirte, zu der er den Text, Julian Edwards aber die Musik geschrieben hat. Die Handlung spielt zur Zeit des Burgunder Herzogs, Karl des Kühnen, und gibt Anlaß zur Entfaltung prächtiger Kostüme und Szenerien.

* Der „Lake View Woman's Club", Nr. 1682 N. Clark Str., hat für Dienstag Nachmittag Frl. Susanna Cocroft für einen Vortrag gewonnen. Als Thema für denselben hat die Dame gewählt: „Gleichgewicht: geistiges; moralisches; in der Lebensführung".

* Der 15jährige George Johnson ist gestern an der 111. Straße, wo er voreilig von einem Vorstadtzuge der Illinois Zentral-Bahn absprang, zu Fall gekommen und zwischen dem Bahnsteig [illegible]

Sonntagpost.

Erscheint jeden Sonntag. Preis der einzelnen Nummer 2 Cents. Jährlich (außerhalb Chicagos) $1.00.

Herausgeber: THE ABENDPOST COMPANY.

„Abendpost"-Gebäude......203 Fifth Ave.
Zwischen Monroe und Adams Straße.
CHICAGO.
Telephon Main 1498 und 1497.

Entered at the Postoffice at Chicago, Ill., as second class matter.

Immer mehr Gefahren.

Die Anzeichen mehren sich, daß in dieser größten aller Republiken bereits eine aristokratische Unterströmung vorhanden ist, die keineswegs blos die Spitzen der Gesellschaft erfaßt hat. Ueber die Kolonialdamen und ihren Club von Königssprößlingen kann man allenfalls noch lachen, und die amerikanischen Millionärstöchter, die sich alte Adelstitel kaufen und deren Träger als unerwünschte Zugabe mit in den Kauf nehmen müssen, kann man höchstens bemitleiden. Wenn man aber erfährt, daß die Polizeimacht der anscheinend so demokratischen Stadt Chicago noblen Passionen verfallen ist, so wird man anfangen müssen, um die Zukunft der Republik ernstlich besorgt zu sein.

Was im Allgemeinen unter noblen Passionen zu verstehen ist, läßt sich in Kürze nicht erklären, weil die Meinungen weit auseinandergehen, und der Geschmack nicht überall derselbe ist. Daß aber das Schuldenmachen von allen noblen Passionen die nobelste ist, wird schwerlich bestritten werden. Der Graf Boni de Castellane, der in fünf Jahren $3,000,000 gute amerikanische Dollars ausgegeben und nebenher noch $4,700,000 „kontrahirt" hat, ist von der Noblesse seiner Handlungsweise so fest überzeugt, daß er auf die Einsetzung eines Vermögensverwalters wahrscheinlich mit einer Scheidungsklage antworten wird. Und so empört wie er würde jeder echte Kavalier über die Zumuthung sein, seine Ausgaben stets mit seinen Einnahmen in Einklang zu bringen und die linke Hand wissen zu lassen, wie tief die rechte in den Geldbeutel gegriffen hat. Zählen und rechnen dürfen nur die Krämerseelen, die nach dem schnöden Mammon um seiner selbst willen trachten. Der geborene Aristokrat dagegen kümmert sich weder darum, wo das Geld herkommt, noch wo es hingeht. Er will es nicht „besitzen", sondern blos in die Hände bekommen, um es wieder durch die Finger gleiten zu lassen, und je schneller er diesen Prozeß vollzieht, desto höher ist sein Ansehen. Auf welche Art er dabei verfährt, ist lediglich Geschmackssache. Er mag die Kunst in der Person ihrer schönsten Priesterinnen beschützen, Rennpferde halten, Gelage veranstalten oder mit hohen Einsätzen spielen, aber jedenfalls muß er das Geld aus dem Fenster werfen, bis er keins mehr hat und Schulden machen muß. Daher gelten beispielsweise die Kavallerieregimenter in Deutschland für vornehmer, als die Infanterieregimenter, und am allervornehmsten sind wiederum die Offiziere der Gardekavallerie, — bis sie ihrer unbezahlten Ehrenschulden halber den schlichten Abschied erhalten. Gerade an diese Zustände aber, die durch die Aufdeckung des Hannoverskandals und ähnliche „Sensationen" allgemein bekannt geworden sind, erinnern die Enthüllungen über die Finanzgebahrungen der Chicagoer Polizeimacht. Es kann keinem Zweifel mehr unterliegen, daß auch diese schlichten Sicherheitswächter der nobelsten aller Passionen huldigen.

Warum das so ist, hat freilich noch kein Philosoph ergründet. In den Witzblättern spielt der amerikanische Polizist allerdings dieselbe Rolle bei den Küchenfeen, wie der deutsche Soldat, aber das ist offenbar blos künstlerische Einbildung. Denn dem amerikanischen Polizisten stehen so viele Freilunche zur Verfügung, daß er es wahrlich nicht nöthig hat, sich durch Holzspalten und ähnliche Liebesdienste in die Gunst irgend einer Köchin einzuschleichen, und sein wohlgenährtes Ränzlein bildet einen erfrischenden Gegensatz zu der überschlanken Gestalt des deutschen Kasernenkostgängers. Von dieser augenscheinlich falschen Parallele abgesehen, läßt sich schlechterdings nicht die geringste Aehnlichkeit zwischen dem Hüter der öffentlichen Ordnung in den Ver. Staaten und der Blüthe aller Männlichkeit in Deutschland entdecken. Wenn sie dennoch einen Berührungspunkt in einer gemeinsamen noblen Passion haben, so mag das damit zu begründen sein, daß die Extreme sich berühren, oder es mag einen anderen Grund haben, den die Wissenschaft noch nicht aufzuspüren vermag. Wie aber auch die Erklärung schließlich ausfallen möge, jedenfalls steht es fest, daß im Verhältniß zu ihren Einkünften die Chicagoer Polizisten mindestens ebenso nobel auftreten, wie die goldenste Jugend des deutschen Offizierkorps.

Trotzdem werden sie selbst von den Manichäern vor der Hand noch als Plebejer betrachtet, d. h. sie erhalten zwar Kredit, aber es wird gleich dafür gesorgt, daß sie ihre Schulden auch bezahlen. Mit „Ehrenscheinen" kommen sie schon deshalb nicht durch, weil sie in der Regel keine Verwandten haben, die sich der Familienehre wegen zugrunde richten lassen wollen, und weil es in den Ver. Staaten überhaupt für keine Schande gilt, seine Gläubiger über's Ohr zu hauen. Wer ohne genügende Sicherheit Kredit gibt, ist einfach ein Dummkopf, der sich nicht beklagen darf, wenn ein hohes Bundesgericht seinen Schuldner auf dessen Ersuchen von allen Verpflichtungen entlastet und gegen alle Belästigungen schützt. Die Manichäer sind aber hierzulande ebenso wenig Dummköpfe wie anderswo, sondern im Gegentheile so fürchtbar helle, daß der Schuldenbeladene ihnen ebenso selten entrinnt, wie der Schuldbeladene den Erynnien. Sie haben ihre Spione im Rathhause, wissen ganz genau, wie viel jeder Polizist am Zahltage noch zu fordern hat und legen Beschlag auf sein ganzes Gehalt. Ja sie sollen sogar einzelnen Oberbeamten einen festen Sold zahlen, damit dieselben die freiwillig nicht zahlungsbereiten Polizisten durch Drohungen einschüchtern. Denn da das Gesetz, wie es von den hiesigen Richtern ausgelegt wird, die Beschlagnahme mit Hilfe der Gerichte außerordentlich erschwert, so muß sie eben außergerichtlich erfolgen, d. h. durch Vorgesetzte, die den widerspenstigen Polizisten um seine Stellung bringen können. Solche Helfershelfer haben die hartherzigen Gläubiger angeblich seit Jahren im Rathhause gehabt, und sobald die Wahl vorüber, der Mayor also nicht mehr verpflichtet ist, täglich einige Dutzend Reden zu halten, will er sich der armen bedrängten Polizisten thatkräftig annehmen.

Dieser Entschluß ist keineswegs deshalb zu loben, weil die Polizisten von ihren Schulden befreit werden sollten, ohne sie zu bezahlen, sondern lediglich aus den höheren Staatsgründen, die oben angedeutet worden sind. Wenn den Polizisten nicht mehr ihr Gehalt gesperrt werden kann, so wird ihnen auch kein Kredit mehr gewährt werden, wenn sie keinen Kredit erhalten, werden sie keine Schulden machen können, und wenn sie keine Schulden machen dürfen, so haben sie nichts mehr vor den gemeinen Bürgern und Steuerzahlern voraus. Die aristokratischen Neigungen können nur durch rücksichtslose Unterdrückung der noblen Passionen bekämpft werden, die den Königsabkömmlingen als ererbte Schwäche nachgesehen, den amtlich mit dem Schutze der republikanischen Einrichtungen betrauten Polizisten aber als Verbrechen angerechnet werden müssen. Ewige Wachsamkeit ist der Preis der Freiheit, und die Freiheit ist in der Geschichte zu häufig gerade von Denen erwürgt worden, die sie behüten sollten, als daß es nicht den Konsuln, bezw. dem Mayor, zur heiligsten Pflicht gemacht werden sollte, in diesem besonderen Falle darauf zu achten, daß die Republik keinen Schaden nimmt.

Jäger- und Wildschutz.

Nach deutschen Witzblättern zu urtheilen ist draußen im alten Vaterlande das Anschießen von Treibern auf der Hasenjagd nur eine Quelle des Gelderdienstes für die Treiber und des Vergnügens für alle Anderen, mit einziger Ausnahme des Schützens, der für seine Unachtsamkeit oder sein schlechtes Zielen bezahlen muß. Man muß daraus entnehmen, daß Dergleichen „drüben" gern gesehen wird, aber das ändert nichts an der Thatsache, daß man im Allgemeinen das Anschießen oder Erschießen von Menschen auf der Jagd auf Feld- und Waldgethier als ein Unglück auffaßt und dementsprechend beklagt. Das gilt wohl für alle Länder, aber unserem Lande des Gesetzes war es vorbehalten, einen ernstlichen Versuch zur Verhütung von Jagdunfällen zu machen — durch das Gesetz. Wir haben zwar das Gesetz noch nicht, aber es ist wenigstens in einem unserer Staaten im Werden, und da glücklicherweise auch das gute und nicht nur das böse Beispiel zur Nachahmung antreibt, dürfen wir hoffen, den Jagdunfall bald ganz aus unserem Lande zu verbannen — durch das Gesetz.

Maine ist der Staat, in welchem der große Gedanke geboren wurde. Dort ist es in den letzten Jahren im „Nordwalde" sehr häufig vorgekommen, daß Jäger für Wild gehalten und niedergeschossen wurden, und man hat deshalb eine Bill ausgearbeitet, deren Annahme durch die nächste Gesetzgebung des Staates diesem Morden ein Ende machen soll. Das in Vorschlag gebrachte Gesetz soll es zu einem Vergehen machen, ein Gewehr auf ein menschlaches Wesen zu richten unter der Annahme, daß dasselbe ein jagdbares Thier ist, und jedes solches Vergehen soll mit Geldbuße und Einsperrung zu bestrafen sein. Das Gesetz soll fernerhin dem Jäger verbieten, auf irgend einen Gegenstand einen Schuß abzufeuern, so lange er nicht ganz sicher ist, daß er ein jagdbares Thier vor sich hat. Wie er sich diese Gewißheit zu verschaffen hat, wird in dem Gesetzentwurf nicht gesagt, man darf aber annehmen, daß er dem Gesetze genügen wird, wenn er zu dem Hirsch oder Elenthier hintritt und es befühlt; nach Nam' und Art befragen braucht er es wohl nicht. So lange er sich auf irgend eine Weise vergewissert, ist er "all right", eine mündliche oder schriftliche Erklärung des Thieres, daß es jagdbares Wild ist, braucht er nicht zu erlangen; er ist darin den Einwanderungsbeamten, welche auf Kontraktarbeiter Jagd machen, gegenüber entschieden im Vortheil, denn die dürfen sich nur Solcher annehmen, die sich selbst für Wild für sie — für Kontraktarbeiter — erklärten.

Sehr interessant ist, was das vorgeschlagene Gesetz sagt bezüglich der Farbe der Kleidung, die in den Wäldern zulässig sein soll. Es heißt da: „Es darf keine Kleidung getragen werden, die in Farbe oder Gewebe der eines jagdbaren Thieres ähnelt." Wahrscheinlich wird der Jäger in Maine in Zukunft himmelblaue oder hochrothe Röcke und Hosen, Stiefel und Kappen zu tragen haben; hochroth wäre wohl die beste Farbe, da es solcherart gefärbte Thiere im Nordwalde wohl kaum giebt. Viele erfahrene Jäger und Führer haben sich zu Gunsten schwarzer Kleidung ausgesprochen. Da aber ein in schwarzen Unaussprechlichen und mit einem schwarzen Rock oder „Sweater" angethaner Mann, der auf allen Vieren kriecht, von einem unerfahren Jäger für einen schwarzen Baum gehalten werden könnte, wird schwarz nicht angehen. Hochroth wird daher von den Meisten bevorzugt, und wird wohl die Farbe werden. Das Gesetz verlangt von den Führern, daß sie für die richtige Bekleidung der Jäger Sorge tragen, und hält sie dafür für verantwortlich, daß es strenge Befolgung finde; irgend ein Führer, der schwarz-, gelb-, grün- oder braungekleideten Jagern den Weg zeigt durch den Nordwald, verwirkt dadurch seine Führerlizens und darf niemals mehr dem edlen Hirsch nachpürschen, dem Elch nachstellen oder den Bär in seiner Höhle aufsuchen.

Das vorgeschlagene Gesetz ist ein Schritt in der rechten Richtung. Es ist in seiner jetzigen Form noch nicht vollkommen, aber es bildet eine Grundlage, auf der weitergebaut werden kann; es wird verhältnißmäßig leicht sein, durch jährliche Amendements allmählich zur Vollkommenheit zu kommen. So könnte man zum Beispiel die persönliche Sicherheit des Jägers unzweifelhaft bedeutend erhöhen durch einen Zusatz, der das Tragen einer Kuhglocke — um den Hals gehängt — verlangt, oder man könnte es dem Jäger zur Aufgabe machen, während der Jagd eine Posaune zu blasen, damit andere Jäger vor unvorsichtigem Schießen gewarnt werden. Es wäre auch wohl angebracht, von dem Jäger zu verlangen, daß er stets aufrecht gehe und sich immer im Freien — auf Lichtungen — halte. Er meide den dichten Wald und das Unterholz, denn in der Regel kommen „Versehen" nur dann vor, wenn Gebüsch zwischen dem Jäger und seinem Opfer liegt, sodaß der erstere sich nicht „vergewissern" kann, daß das, was das gehörte Geräusch verursachte, auch jagdbares Wild ist. Beständiges Pfeifen und Singen würde wohl auch schon genügen, es dürfte aber wohl kaum angehen, solches durch das Gesetz zu verlangen, denn es gibt nicht wenige Männer, die im Alter das Pfeifen verlernten und die niemals wirklich singen konnten. Das, was man bei Männern allgemein so nennt, ist doch zumeist nur ein höchst widerwärtiges Gegröhle, welches die Thiere erschrecken und zur Massenauswanderung nach Canada hinüber veranlassen und so die ganze Jagd zerstören könnte. Wenn es nicht rathsam ist, das Posaunenblasen, Harmonikaspielen oder Kuhglockenläuten während der Jagd obligatorisch zu machen, weil die Anschaffung solcher Musikinstrumente Kosten veursacht, mag es genügen, zu bestimmen, daß der Jäger in gewissen Zwischenpausen — so etwa jede halbe Minute — ein lautes „Halloh!" oder „Heda!" erschallen lasse, denn Jagdthiere ergehen sich zur Jagdzeit nicht in solchen Ausrufen.

Das vorgeschlagene Gesetz ist gut und ließe sich, wie man sieht, noch vielfach verbessern. Es wird, wenn streng durchgeführt, die Zahl der Jagdunfälle ganz bedeutend vermindern, und sollte schon darum in anderen Staaten Nachahmung finden; besonders empfiehlt es sich aber für Staaten, deren Wildstand bedeutend gelichtet ist, denn es dürfte sich nebenbei als ein geradezu ideales Waldschutzgesetz erweisen. Schon darum, wenn nicht das Leben ihrer eigenen Bürger und das unserer zahlreichen Chicagoer Nimrode zu schützen, sollten Wisconsin und Minnesota, die so sehr über die Abnahme ihres Wildstandes klagen, schleunigst ein ähnliches Gesetz erlassen. — —

Wahlbetrachtungen.

Die Wahlkampagne von 1900 ist beendet. Die Redner, die man so sinnig „Spellbinder" nennt, haben ausgeredet und können ihren hart mitgenommenen Stimmorganen nunmehr Ruhe gönnen. Die Fackeln sind ausgebrannt und die Kampagne-Uniform, die Papa so stolz trug, als er in gleichem Schritt und Tritt marschirte mit Tausenden anderer amerikanischer Souveräne, dienen dem lieben Sprößling zum Spiel. Die blau-weiß-rothen Seidenbänder, welche die Kampagnestöcke zierten, tanzen in des Töchterleins Lockenhaar, und manche der Stöcke selbst auf des Söhnchens Sitztheil. Man hat entdeckt, daß sie ziemlich guten Ersatz bieten für den Rohrstock, der hierzulande so schwer zu haben ist, weil, Gott sei's geklagt, so wenig Nachfrage herrscht. Das letzte Feuerwerk ist verknallt, und der letzte politische Schnaps ist — nein, der ist noch nicht getrunken, die bange Sorge, die nagende Ungewißheit wird auch heute und morgen, ja, am Wahltage selbst noch manchen Kandidaten zum „Trieten" veranlassen. Aber das ist unoffizielles, ganz privates Werben, denn nach stillschweigendem Uebereinkommen der Feldherren der Parteien findet am Samstag vor der Wahl die Kampagne ihren Abschluß. Die Zwischenzeit bis zum Tage der Wahl dient der Sammlung und der Vorbereitung für die Wahlhandlung selbst. Der Politiker hat seine Arbeit gethan, was nun noch zu thun ist, ist Arbeit der Partei- und Wahlbeamten, der Wähler und der Polizei.

Von dieser Arbeit sieht der Einzelne nicht viel und doch wird sie insgesammt eine ungeheure Leistung sein. Hinzugehen, seinen Namen zu nennen und auf den erhaltenen Zettel seine Kreuze zu machen, ist für den Bürger die Arbeit von ein paar Minuten; desgleichen ist es keine besondere Leistung, wenn die Wahlbeamten die Namen der Wähler notiren und die „Ballots" aushändigen und wieder in Empfang nehmen, und die Wahlarbeit der Polizisten, wie sie heute glücklicherweise ist, muß dem Manne, der die Arbeit scheut, ideal erscheinen. Aber wenn man sich vorstellt, daß am kommenden Dienstag etwa sechzehn Millionen Menschen die Wahlhandlung begehen werden, daß so viele Millionen Namen niedergeschrieben und verglichen, so viele Millionen Ballots ausgehändigt und dann in die Kästen gesteckt werden müssen, die sich Wahlurnen nennen; daß die Polizeimacht darauf zu achten hat, daß all' das ohne Störung vor sich geht, dann wird die Wahlarbeit zu einer riesengroßen Leistung, und wenn man weiter an die zu folgende Zählung denkt, dann könnte Einem das Grauen ankommen, wüßte man nicht aus Erfahrung, daß alles glatt gehen wird und die Arbeit sich unter Hunderttausende vertheilt. Die hier in Chicago zur Verwendung kommenden „Ballots" werden nicht weniger als 700 Namen tragen!

Man darf, wie gesagt, erwarten, daß am nächsten Dienstag rund 16,000,000 „Stimmen" werden abgegeben werden. An der Wahl von 1828, aus welcher Jackson siegreich hervorging, betheiligten sich 1,156,328 Wähler; in der Wahl von 1860 wurden 4,676,853 Stimmen abgegeben; zwanzig Jahre später „stimmten" schon 9,208,881 Wahlberechtigte und 1892 war die Zahl auf 12,061,539 angewachsen. An der Wahl von 1896 betheiligten sich 13,930,873 Stimmgeber, also 1,869,334 oder 15.5 Prozent mehr als vier Jahre vorher; bei gleicher Zunahme würde sich dieses Mal gegen 1896 ein Mehr von 2,159,238 Stimmen oder ein Gesammtvotum von 16,090,113 Stimmen ergeben. Es mag sein, daß die Stimmenzahl hinter dieser Ziffer zurückbleibt, denn das Interesse an der Wahl ist trotz aller Anstrengungen der Politiker doch nicht so groß, wie vor vier Jahren, und es wird immerhin Viele geben, die sich für keines der „beiden Uebel" werden entscheiden können und daher gar nicht stimmen werden.

* * *

Die besten Patrioten und begeistertsten Amerikaner werden, wenn sie unter sich sind und kein verächtlicher „Foreigner" in der Nähe ist, bereitwilligst zugeben, daß das politische Geschäft ein sehr unsauberes Geschäft ist, und daß in der Politik viel Korruption herrscht, und drei aus vier, wenn nicht alle vier, werden meinen, die Korruption nehme stetig zu. Damit thut man unserem Lande jedoch bitter Unrecht. Thatsache ist, daß heute im Vergleiche zu früher unser Land so rein ist, wie eine eben dem warmen Seifenbade entstiegene Jungfrau im Vergleiche zu der sich mollig im Schlamm wälzenden Schweinemamma und sich hinsichtlich Ruhe und Ordnung mit den Wahlen vor fünfzig und noch dreißig Jahren vergleicht wie ein Pink tea mit einer oberbairischen „Kir'weih". Die Menschen mögen nicht besser geworden sein, aber sie haben es verstanden, das Wahlsystem besser zu machen. Ruhestörungen bei den Wahlen sind so selten geworden, daß sie kaum noch genügen für die bekannten Ausnahmen, welche die Regel bestätigen, die Einschüchterung — intimidation — die früher eine so große Rolle spielte, gibt es nicht mehr — abgesehen von gewissen Südstaaten — und Wahlbetrügereien, Fälschungen der „Returns", sind gleichfalls seltene Ausnahmen geworden, so sehr gewisse enttäuschte Politiker aus das Gegentheil behaupten. Unser Wahlsystem hat eine gewaltige Aenderung erfahren. Die schön mit großen Plackaten verzierten Bretterbuden der verschiedenen Parteien und Kandidaten, welche früher jede Straßenecke zierten, sind verschwunden, desgleichen die braven Patrioten, welche die verschiedenen Stimmzettel hausirten und wie ein Geierschwarm auf jeden Bürger stürzten, der sich dem Wahllokal näherte. Es ist nicht mehr möglich, den Wähler betrunken zu machen und ihn dann im Wahllokal das „Ticket" stimmen zu lassen, das man für ihn zusammenstellte, und es ist „politischen Arbeitgebern" nicht mehr möglich Aufpasser nahe bei den Stimmkästen zu plaziren, damit sie — an der Farbe der Zettel oder kleiner, darauf angebrachten Zeichen — sehen können, wie ihre Arbeiter stimmen. Das australische Ballot ist fast in sämmtlichen Staaten — in verschiedener Form — eingeführt und sichert eine geheime Wahl. Kein Mensch kann heute einen andern zwingen, nach seinem Willen zu stimmen und Niemand kann erfahren, wem sein Nachbar oder sein Arbeiter oder sein Arbeitgeber seine Stimme gab, wenn dieser selbst nicht darüber spricht. Man kann wohl von einer versuchten Einschüchterung sprechen — und eine solche ist die Drohung mit schlechten Zeiten, Arbeiteinstellung u. s. w. — von einem wirklichen Zwang kann keine Rede mehr sein. Das muß jeder einsehen, der der Frage das geringste Nachdenken geschenkt hat. Und ebenso wenig kann von einer Wahlfälschung im großen Stile, wie sie früher häufig war, heute mehr gesprochen werden. Davon kann sich jeder Bürger selbst überzeugen, wenn er sich die Mühe nehmen will, nach der Wahl in irgend einem Wahllokale der Zählung beizuwohnen. Die Zählung ist öffentlich; zu jedem Wahllokal werden so viele Bürger zugelassen, als darin Platz finden können außerhalb der Barrieren, welche den Raum für Beamten, die Aufpasser der verschiedenen Parteien und Vertreter der Presse abgrenzen. Und mit der Möglichkeit, Zwang oder Betrug auszuüben, ist auch die Gewaltthätigkeit, welche früher die Wahlen kennzeichnete, zum größten Theil geschwunden. Es mögen hier und da noch einzelne Krawalle vorkommen, doch wird dergleichen immer seltener, und von Versuchen, die Kästen, welche die Wahlzettel enthalten, zu zerstören, wird man voraussichtlich wenig mehr hören, wenn auch Herr Croker von New York seinen Getreuen angerathen haben soll, Gewalt zu gebrauchen, wenn die Wahl nicht nach ihrem Sinne geht. Er stammt noch aus der alten Schule, und mag sich zurücksehnen nach den Zeiten, daß der Schnapps und die Faust die Hauptargumente waren am Wahltage, aber er wird seine Mahnung nicht so ernst gemeint haben, denn für den Selbstmord ist Tammany Hall noch nicht reif.

* * *

Wer der Frage etwas Nachdenken schenkte, wird nicht mehr von „zunehmender Wahlkorruption" reden, denn er wird erkannt haben, daß das Gegentheil der Fall ist, und er wird sich in dieser Ansicht auch nicht irre machen lassen durch das Geschrei von den ungeheuren Wahlausgaben der Parteien. In einer Monatsschrift erschien jüngst ein Artikel, dessen Verfasser behauptete, die Wahl von 1864 habe den Parteien nur $200,000 gekostet, in 1872 seien $500,000 ausgegeben worden, in 1884 seien die Ausgaben auf $1,500,000 gestiegen, anno 1896 hätten sie die Summe von $4,000,000 erreicht und dieses Jahr würden sie mehr als $5,000,000 betragen. Den Beweis für die Richtigkeit seiner Angaben bleibt er schuldig, aber er schüttelt traurig den Kopf und läßt durchblicken, daß seiner Ansicht nach nur die schrecklichste Korruption solche Ausgaben verursachen kann. Das ist barer Unsinn. Jedermann weiß, daß die Parteien sich's in 1896 ein tüchtiges Stück Geld kosten ließen, aber wofür wurde das Geld ausgegeben? Für das Kaufen von Stimmen sicherlich nicht, denn die Politiker wissen sehr gut, daß sie die Ablieferung der Stimmen für ihre Partei nicht erzwingen könnten. Früher ging das wohl an, da gab man einem Manne 50 Cents oder einen Dollar oder zwei und die betreffenden Stimmzettel und achtete darauf, daß sie auch abgeliefert wurden; über das Geld, was so verausgabt wurde, führte man aber nicht Rechnung und es hat keinen Platz in jenen famosen Ausgabenposten früherer Kampagnen. Gerade weil dergleichen heute nicht mehr angeht und eine eigentliche „Einschüchterung" nicht mehr möglich ist, sind die Unkosten der Parteien so sehr gewachsen, denn es gilt die Wähler zu überzeugen oder doch zu überreden, und das geht mit Worten langsamer und schwerer als mit Geld. Die Hauptposten der heutigen Kampagneausgaben sind die Ausgaben für Redner, für Räume, für Drucksachen u. s. w. Selbst für Blechmusik, Fackeln und Uniformen und Feuerwerk wird heute verhältnißmäßig weniger ausgegeben als früher, und für Schnaps und Bier noch viel weniger, denn die früher so große Ausgabe am Wahltage selbst fällt sogut wie ganz weg.

Wenn am Dienstag die Wählerschaft des Landes — sechszehn Millionen Menschen — zur Wahlhandlung schreiten wird, so wird sich voraussichtlich die ruhigste Wahl vollziehen, welche das Land je sah; es wird eine großartige erhebende Handlung sein, und wir werden stolz sein können auf den Fortschritt, den wir machten.

Lokalbericht.

(Für die „Sonntagpost.")

Die Woche im Grundeigenthums-Markte.

Wenn auch der jetzt zu Ende gehende Wahlfeldzug im Allgemeinen ein verhältnißmäßig ruhiger war, denn das Geschrei ging doch schließlich nur von den gewerbsmäßigen Politikern und deren unmittelbarem Troß aus, so ist doch, wie die Verhältnisse nun eben liegen, in der Woche vor der Wahl kein großes Geschäft, bei dem es sich um sorgfältige Erwägungen und ruhige Entschlüsse handelt, zu erwarten. Die Erwerbung von Grundbesitz seitens des sog. „kleinen Mannes" sowohl wie von Seiten des Kapitalisten ist eben keine Nothwendigkeit, und da werden dann Geschäftsabschlüsse bis zu den ruhigeren Zeiten nach der Wahl verschoben.

So war denn das Geschäft der verflossenen Woche kein günstiges. Der Monatsabschluß, welcher in diesen Zeitraum fiel, gestattet eine Uebersicht über den Geschäftsumfang von zehn Monaten, dessen Einzelheiten in der nachfolgenden Tabelle zu finden sind:

Registrirte Verkäufe.

	Zahl	Betrag		Zahl	Betrag
1900	17,723	$81,984,327	1895	23,378	$101,858,135
1899	17,396	97,483,052	1894	27,608	90,953,62i
1898	16,695	83,170,572	1893	23,236	100,744,723
1897	18,201	94,197,711	1892	23,604	139,540,486
1896	19,727	82,062,559			

Neue Gebäude.

Stadttheil:	Zahl	Kosten
Südseite	863	$7,535,880
Südwestseite	511	2,606,855
Nordseite	458	2,493,825
Nordwestseite	824	1,834,475
Zusammen	2,626	$14,470,035

	Zahl	Kosten		Zahl	Kosten
1899	3,128	$18,758,000	1894	8,804	$29,861,300
1898	3,315	18,911,516	1893	7,860	25,863,790
1897	4,401	19,017,083	1892	9,265	49,983,610
1896	5,729	21,082,030	1891	11,805	54,001,800
1895	7,544	36,222,330	1890	11,608	47,322,100

Gerichtliche Verkäufe.

	Gesammtzahl		Bauvereine	
	Zahl	Betrag	Zahl	Betrag
1900	1881	$7,818,916	103	$268,335
1899	2178	10,155,112	172	496,982
1898	2621	11,430,344	307	649,815
1897	2141	10,887,688	335	968,924
1896	1449	6,466,619	250	706,190
1895	1272	5,412,330	238	701,350
1894	999	4,704,299	247	765,981
1893	689	2,396,053	131	316,808
1892	457	1,927,823	71	198,786

Es ist überflüssig über dies Ergebniß Betrachtungen anzustellen, denn diese würden doch nur eine Wiederholung der bei vorigen Monatsabschlüssen gemachten Kommentare sein, doch verdient der Umstand Erwähnung, daß die Bauthätigkeit im Monat Oktober die umfangreichste für den entsprechenden Monat seit 1892, dem Jahre vor dem Krach, war. Der verflossene Monat war ebenfalls der bedeutendste im Baufache während des gegenwärtigen Jahres. Wie die Sachen jetzt liegen, dürfen die Wirren im Baugewerbe als erledigt betrachtet werden, und da die einflußreichsten Gewerkschaften dreijährige Kontrakte mit den Bauleitern abgeschlossen haben, läßt sich ein längerer Zeitraum geregelter Verhältnisse mit Zuversicht erwarten. Daß diese erfreuliche Aussicht von belebendem Einflusse auf das Grundeigenthumsgeschäft im Allgemeinen sein wird, kann als gewiß angesehen werden. Eine zuversichtlichere Stimmung in den Kreisen der Makler ist schon jetzt zu bemerken.

* * *

Zahl und Kosten der im Laufe der Woche registrirten Verkäufe waren:

	Zahl	Betrag
Stadt	385	$1,503,360
Landbezirke	67	131,238
Zusammen	452	$1,634,598
Vorhergehende Woche	405	1,834,750
Entsprechende Woche von 1899	442	2,463,123
Entsprechende Woche von 1898	395	1,585,120
Entsprechende Woche von 1897	506	1,853,907
Entsprechende Woche von 1896	250	2,150,721

Das Land, auf welchem das erste Coliseum stand, 469 bei 300 Fuß an der Südwest-Ecke von Stony Island Ave. und 62. Straße, ist während der Woche im Zwangswege an die Verwalter des E. J. Lehmann'schen Nachlasses für $200,000 verkauft worden. Zu gleicher Zeit wurden sechs andere Liegenschaften im Wohnungsbezirke östlich von der State Straße und nördlich von der 29. Straße für $46,444 verkauft. Der Schuldner in diesem Falle war J. Irving Pearce, der bekannte Pächter des Sherman Hauses. Die Coliseum-Liegenschaft hat seit Jahren brach gelegen, weil der Besitzer zu eigensinnig war, das Land unter dem von ihm festgesetzten Preise zu verkaufen. Andere Verbindlichkeiten zwangen ihn schließlich, den werthvollen Komplex verfallen zu lassen.

Unter einer großen Zahl von Store- und Flatliegenschaften, welche während der Woche im „Deutschen Viertel" verkauft wurden, waren: Vierstöckiges Gebäude mit 50 bei 125 Fuß, 931—933 Milwaukee Ave., Charles H. Kuehn an W. A. Wieboldt, $30,000; zwei- und dreistöckige Gebäude mit 72 bei 125 Fuß, an der Nordost-Ecke von West Chicago und Marshfield Aves., von Johnson Bros. an Nuoffer & Parman, $21,000; dreistöckiges Gebäude, mit 75 bei 150 Fuß, an der Südwest-Ecke von Fullerton und Clifton Aves., von Geo. Minard an Cornelius Liebs, $22,000, und dreistöckiges Gebäude mit 68 bei 100 Fuß an der Südwest-Ecke von Milwaukee Ave. und Noble Str., von Henry Boese an E. G. Uihlein, $25,000.

Caspar Olin verkaufte an Richard H. Boericke die Apartment-Liegenschaft an der Nordwest-Ecke von Belle Plaine und Southport Aves., mit 54½ bei 125 Fuß, für $35,000. Als Theilzahlung wurden überschrieben 88 bei 122 Fuß an der Nordwest-Ecke von Grand und Fischer Aves. für $5500 und 50 bei 143 Fuß an Sheridan Drive, nahe Edgecomb Place für $7500.

Die Flatliegenschaft an der Südost-Ecke von Harvard Str. und Sacramento Ave., mit 101 bei 125 Fuß, wurde von John D. Wild von Henry Mathes für $35,000 verkauft.

William C. Seipp überschrieb an seine Schwester, Frau Elsa Madlener, die Wohnungs-Liegenschaft an der Nordwest-Ecke von North State Str. und Burton Place, mit 58 bei 132 Fuß, für den nominellen Betrag von $1.00. Die der Urkunde angefügten Stempelmarken deuten einen Werth von $39,500 an.

* * *

Die Flauheit im Grundeigenthums-Geschäft machte sich auch im Hypothekenmarkt bemerkbar, doch ist die Tendenz, bestehende Belastungen zu niedrigerem Zinsfuße zu erneuern, unverändert. Die Northwestern Mutual ermäßigte eine Zinsrate von 5 auf 4½ Prozent in zwei Fällen. Eine ursprüngliche Hypothek von $25,000 auf das katholische All Saints' Kirchen- und Schuleigenthum, 315 bei 125 Fuß, an der Südwest-Ecke von 25. und Wallace Str., wurde zum Belaufe von $19,000 für fünf Jahre zu der niedrigeren Rate erneuert, und die Gesammtanleihe von $25,000 auf 100 bei 150 Fuß an der Südwest-Ecke von Lake Ave. und 54. Place, und 50 bei 150 Fuß an Washington Ave., nahe 55. Straße wurde ebenfalls zu derselben Rate erneuert.

Für auswärtige Rechnung wurde auf das dem Biscuit-Trust gehörige Eigenthum, 100 bei 100 Fuß an der Südost-Ecke von West Randolph und Green Str., mit sechsstöckigem Fabrikgebäude, eine Anleihe von $35,000 für fünf Jahre zu 4 Proz. gemacht. Dies ist die niedrigste Zinsrate, welche auf Sicherheiten westlich von der Halsted Str. bis jetzt gemacht worden ist.

Die Security Title & Trust Co. übernahm eine Bauanleihe von $15,000 für drei Jahre zu 6 Prozent auf die Liegenschaft 30—32 Elston Ave., 45 bei 134 Fuß, wo eine vierstöckige Schuhfabrik für Wm. Osner & Co. erbaut werden soll.

Die Connecticut Mutual machte eine Anleihe von $15,000 für fünf Jahre zu 5 Prozent, auf die Fabrikliegenschaft 100 bei 116 Fuß an der Nordwest-Ecke von West Polk und Clinton Str.

Andere beachtenswerthe Anleihen der Woche waren: $16,000 für fünf Jahre zu 5 Prozent, auf 75 bei 120 Fuß, an der Südost-Ecke von West Lake Str. und Francisco Ave.; $10,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf 50 bei 83 Fuß an Berkely Ave., nahe 42. Str.; $11,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf 25 bei 100 Fuß an N. Clark Str., nahe Webster Ave., und 25 bei 124 Fuß an der Südwest-Ecke von Orchard Str. und Garfield Ave.; $10,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf 150 bei 125 Fuß an der Nordwest-Ecke von Seminary und Wrightwood Aves.; $16,000 für fünf Jahre zu 6 Proz., auf 24 bei 125 Fuß an 67. Str., nahe Vincennes Ave.; $10,000 für fünf Jahre zu 4½, auf 95 bei 113 Fuß and er Nordwest-Ecke von Halsted Str. und Jackson Blvd.

* * *

Zahl und Kosten der Neubauten, für welche im Laufe der Woche Bauerlaubnißscheine ausgestellt wurden, waren nach Stadttheilen:

	Zahl	Kosten
Südseite	26	$217,550
Südwestseite	4	8,200
Nordseite	17	65,400
Nordwestseite	24	64,750
Zusammen	71	$355,900
Vorhergehende Woche	73	477,200
Entsprechende Woche von 1899	44	247,750
Entsprechende Woche von 1898	78	1,522,550
Entsprechende Woche von 1897	91	358,425
Entsprechende Woche von 1896	59	212,700

Eine Anzahl größerer Flatbauten wurde während der Woche in Kontrakt gegeben, darunter vierstöckiger Bau, 50 bei 120 Fuß, an Drexel Boulevard, nahe 48. Straße, $45,000; zehn zweistöckige Gebäude, 25 bei 50 Fuß, an Jackson Boulevard, nahe Central Park Ave., $30,000; vierstöckiger Bau, 100 bei 150 Fuß, an Drexel Boulevard, nahe 47. Str., $100,000; drei zweistöckige Flats, 25 bei 57 Fuß jedes, 2171—2173 Jackson Boulevard, $18,000; dreistöckiges Gebäude, 24 bei 85 Fuß, 444 Troy Ave., $11,000; dreistöckiges Gebäude, 64 bei 110 Fuß, an 54. Str. und Indiana Ave., $30,000; dreistöckiges Gebäude, 80 bei 135 Fuß, 5118—5130 Calumet Ave., $50,000.

Andere erwähnenswerthe Baukontrakte der Woche sind: Dreistöckiges Wohnhaus, 48 bei 100 Fuß, Nordwest-Ecke von Ridge Ave. und Davis Str. in Evanston, $20,000; zweistöckiges Wohnhaus, 34 bei 48 Fuß, 3169 Malden Ave., $10,000; vierstöckiges Fabrikgebäude, 51 bei 80 Fuß, 87—89 W. Jackson Blvd., $20,000; dreistöckiges Wohnhaus, 50 bei 100 Fuß, 5222 East End Ave., $30,000; Fundament und Souterrain, 88 bei 100 Fuß, für die Tabernacle Baptistenkirche, 1513/1519 West Monroe Str., $15,000.

An seiner Ehre gekränkt.

Im Superiorgericht strengte gestern Clarence C. Williams eine auf $25,000 lautende Schadenersatzklage gegen die Regal Mfg. Co. und ihren Betriebsleiter William J. Reid an. Der Kläger war früher als Reisender für die genannte Firma thätig, die ihn im letzten Juni unter der Anklage der Unterschlagung verhaften ließ. Im Oktober wurde er Richter Salisbury vorgeführt, der ihn freisprach. Der ihm zugefügten Ehrenkränkung wegen soll die Regal Mfg. Co. jetzt bluten.

Die alte Geschichte.

Die Kleinigkeit von je $100,000 verlangen in einer gestern im Superiorgericht anhängig gemachten Klage Ezra McCord und die Michigan Buggy Co. von der Hochbahnschleifen-Gesellschaft. Die Michigan Buggy Co. ist Mietherin des Gebäudes 341—345 Wabash Ave., McCord Trustee des nördlich daran anstoßenden Gebäudes 337—339 Wabash Ave. Beide behaupten, daß ihre resp. Gebäude durch den Bau der Hochbahnschleife zu dem eingeklagten Betrag entwerthet worden seien.

* Marie Monaghan ist den Brandwunden erlegen, die sie vorgestern davontrug, als Frau Blanche Hall, mit einer brennenden Lampe über sie stolperte.

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten zur Nachricht, daß unser Vater und Großvater

Charles Wolff

im Alter von 77 Jahren am 3. November gestorben ist. Beerdigung Montag, den 5. November, 2 Uhr Nachmittags, vom Trauerhause, 810 Bosworth Ave., nach Rosehill. Die trauernden Hinterbliebenen:

Louise Schmuckert, Lena Wolff, Töchter, und Enkel.

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß mein geliebter Sohn

Eduard

im Alter von 8 Jahren sanft entschlafen ist. Die Beerdigung findet statt am Montag Nachmittag um 2 Uhr, vom Trauerhause, 71 Menominee Str., aus nach Graceland. Um stille Theilnahme bittet:

Julia Dernbach, nebst Familie.

Der Anarchist und Lohengrin.

Im Pariser „Figaro" erzählt der Direktor der Großen Oper, Gailhard: „Ich hatte schon 1884 daran gedacht, Wagner auf's Repertoire zu setzen. Aber man hatte Furcht. Jahre vergingen, und mehr und mehr eroberte sich Richard Wagner die Pariser Konzertsäle. Meine gemeinschaftliche Direktion mit Ritt ging zu Ende, und ich erfuhr, daß einer der Bewerber um meine Nachfolgerschaft, Herr Bertrand (der spätere Direktor des Theatre des Varietes) auf die beim Ministerium eingereichte Liste Lohengrin unter den ersten, von ihm für die Aufführung bestimmten Werken vorgeschlagen hatte. Das war 1892.

Ich ging sofort zu Herrn Constans, der damals Minister des Innern war, und bat ihn von Neuem um die Erlaubniß, Wagner zu spielen — das war vielleicht nicht liebenswürdig, aber ich sah es natürlich nicht gern, daß mein Nachfolger sich eines Erfolges freuen sollte, für den ich Jahre lang gekämpft hatte.

„Sie wollen es durchaus!" sagte Constans. „Also gut, fangen Sie mit „Lohengrin" an! Skandal gibt es sicher in Paris; daß er auf der Straße nicht zu arg wird, soll meine Sorge sein — aber für das Theater übernehmen Sie die Verantwortung!"

Die Straße flößte mir, offen gesagt, wenig Kummer ein; desto mehr Angst hatte ich aber für meine Vorstellung. Wir lebten damals in der Anarchistenzeit; überall platzten Bomben. Ich hatte erfahren, daß die Anarchisten irgend welche düsteren Pläne für die Erstaufführung des „Lohengrin" im Sinne führten. Ich kannte sogar vom Hörensagen einen der hauptsächlichsten Führer der Partei, von dem ich ganz genau wußte, daß er gern bei einem kleinen Putsch mitmachte. Nach einigem Nachdenken, wie ich diesen wichtigen Mann für mich gewinnen könnte, beschloß ich, ihm ganz einfach — wie es unter gebildeten Leuten üblich ist — meine Visite zu machen. Er wohnte im fünften Stock; ich kletterte muthig hinauf und stellte mich vor: „Gailhard, Direktor der Oper". Mein Anarchist war ungemein überrascht. Ich benutzte den Augenblick seines stummen Staunens und ging sofort auf den Zweck meines Besuches ein:

„Wie ich gehört habe, wollen Sie die Aufführung des „Lohengrin" stören. Warum? Es ist ein sehr schönes Werk, und wenn Sie es kennen lernen, werden Sie entzückt sein. Uebrigens weiß ich wahrhaftig nicht, weshalb gerade Sie als Anarchist, der Sie keine Regierung und keine Grenze anerkennen, gegen die Fremden demonstriren wollen. Was ist Ihnen der Patriotismus? Die Kunst hat kein Vaterland, ebenso wie die Anarchie!"

Ich hatte die Freude, durch meine überzeugenden Gründe meinen Anarchisten in einer Viertelstunde völlig umzukrempeln. Als ich wegging, hatte er ein nummerirtes Billet zum Parkett in der Tasche.

Der Abend kam, und ich sah ängstlich ins Parket. Mein Anarchist war zugegen und saß ruhig auf seinem Platz. Als ich ihn nach dem Schluß der Vorstellung fragte, wie er sich amüsirt habe, war er ganz entzückt und schimpfte auf die Schafsköpfe, die gepfiffen hatten.

Wie mein Anarchist hieß, sage ich nicht; denn er heißt, da er noch lebt, heute noch immer so, und er ist auch noch immer Anarchist."

De Wets Meisterstreiche.

Von de Wet, dem „Helden von Transvaal", erzählt ein französischer Korrespondent. Er schildert, wie es dem Boerenführer gelungen ist, sich wider alle Erwartungen immer von neuem seinen Gegnern zu entziehen und wie selbst der gefürchtete Lord Kitchener seiner nicht habhaft werden konnte. Und zum Schluß erzählt er von ihm zwei lustige Stückchen: „An einem der zahlreichen Tage, an denen man de Wet bestimmt zu fangen dachte, kam Lord Methuen Morgens zu einem Lager, in dem alles zu schlafen schien; nur eine unbewegliche Schildwache stand vor einem großen Zelt, das zweifellos dem Boerengeneral gehörte. Verstohlen schlich sich das Heer heran und nach unerhörten Anstrengungen kam die Avantgarde bis zu den ersten Zelten. Sie waren leer! „By Jove! Was bedeutet das?" ... Ein wenig kühner geworden, dringt man in das Lager ein und nimmt die Schildwache gefangen: Oh weh, sie war aus Holz! Aber sie trug wenigstens in der „Hand" einen Brief, auf dem man Lord Methuens Adresse las. Das Schreiben lautete: „Erlauben Sie mir, Ihnen diese alten leeren Zelte in Verwahrung zu geben. Ich habe in dieser Woche eine Ladung neuer Zelte erbeutet, die für das englische Heer bestimmt waren und über deren Vollkommenheit ich Ihnen meine Komplimente mache. Entschuldigen Sie mich, daß ich Sie nicht erwartet habe, aber Sie könnten ja in zwei Jahren hier einmal wieder vorbeikommen. Christian de Wet". — Aber den tollsten Streich hat er Lord Roberts selbst gespielt. De Wet verfiel eines Tages auf die Idee, die Telegraphendrähte auf der Linie von Heidelberg zu durchschneiden und sie an sein eigenes Morsesystem anzuschließen. Sehr bald kam auch eine Depesche bei ihm an. Sie war von General Hunter und für Lord Roberts bestimmt. „Ich habe de Wet. Schicken Sie mir Verstärkung". Ausgezeichnet, dachte er. Und als höflicher Mensch, der diese hohen Offiziere nicht ohne Nachricht lassen wollte, telegraphirte er an Hunter: „Einverstanden, erhalten Verstärkungen. Gezeichnet: Roberts". Und an Lord Roberts: „Unnöthig, Verstärkungen zu schicken. De Wet ist mit 5000 Mann gefangen. Gezeichnet: Hunter." Man kann sich die Freude in Pretoria vorstellen! Die Depesche kam zu spät an, um sie noch dem Volke zu verkünden, aber die Offiziere wurden benachrichtigt, und nun feierten sie den Sieg mit Champagner, Whisky u. s. w. Am anderen Morgen freilich klang die Tonart anders.

Luxemburgische Geldverhältnisse.

Sehr verwickelte Geldverhältnisse herrschen zur Zeit in Luxemburg. Bei der Ausgabe neuer Noten ist, wie wir in der „Köln. Zetg." lesen, die dortige Bank von der Franken- zur Markwährung übergegangen. Die Beamtengehälter sind in Franken ausgerechnet, ebenso die Staatsrechnungen und die meisten Fakturen der Privatgeschäfte. Bezahlt aber wird stets in Mark und Pfennigen, nur daß die Mark in der Vorstellung des Normal-Luxemburgers nicht 100 Pfennige, sondern 125 Centimes oder 25 Sous darstellt. Man kann sich denken, was da in den Köpfen, die viel mit Geldempfangen und Geldausgeben zu thun haben, beständig für eine Umrechnerei vorgehen muß. Geradezu komisch wirkt es, wenn z.B. auf einem Theaterzettel oder dem Programm eines Konzerts oder einer Liebhaber-Aufführung der Eintrittspreis mit 0,62½ Fr. angegeben ist. Das soll heißen: 50 Pfennige. Aber um der alten Währungsfiktion treu zu bleiben, rechnet man die Pfennige in Centimes um und findet 0,62½ Franks. Am meisten staunen darüber jedenfalls die Franzosen, denen zuliebe man doch sich in der Münze ihres Landes ausdrückt und die es nicht begreifen können, wie man gerade auf das Zahlkuriosum von 62½ Centimes kommt, das sie aus ihrem Münzbestand überhaupt nicht zusammenstellen können; denn der französische halbe Sou zählt nur 2 Centimes; in Luxemburg war man gewissenhafter und hat Halbstücke zum Werthe von 2½ Centimes ausprägen lassen. Von diesem Währungszwiespalt erzählt man sich ein lustiges Stücklein. Handelnde Personen: Ein Berliner und ein Hotelier, der, wie man dort zu sagen pflegt, seine Hunde nicht mit Würsten anstrickte, d. h. an Freigebigkeit krankte. Dem Berliner war bei der Abreise vom Oberkellner die Rechnung in Franken ausgestellt worden; aber der Mann hatte Prinzipien, und zu diesen gehörte auch das, daß er seine Rechnung in der Währung seiner Heimath ausgestellt haben wollte. Da nahm der Wirth seine Feder, strich, ohne mit der Wimper zu zucken, überall das „Fr." durch und machte ein „Mk." daraus. Schweigend soll darauf der Berliner bezahlt haben.

Brüsseler Ulk.

Das Volk von Flandern und Brabant ist gern lustig und liebt das Lachen, heute, wie in den Tagen, da van Mieris, Ostade, Teniers ihre festlichen Gelage und Umzüge in Stadt und Land schilderten. Eine solche Gelegenheit zum Lachen bot sich letzthin den Bewohnern von Schaerbeck, einem Vorort der belgischen Hauptstadt. Der größte dortige Schützenverein „De Toekomst" („Zukunft") hatte Fahnenweihe, und begrüßte zugleich seinen neuen König „Seine Majestät Savoie I.". Nachmittags 2 Uhr verkündeten Drommetenklänge der auf dem Platz harrenden Menge das Nahen des Festzuges, und alsbald sah man die feierliche Prozession die Straße heraufkommen. Zehn Troubadours in alten Gewändern schritten voran, Sänger mit Mandolinen folgten, die das Lob des neuen Königs verkündeten, dann folgte die Fahne und nun erschien Seine Majestät hoch zu Roß, mit Orden und Ehrenkette geschmückt. Eine Salve begrüßte das Erscheinen des Schützenkönigs. Unter Vorantritt des vorigen Königs nahte sich der Majestät der Vorsitzende des Vereins. In formenreicher Rede begrüßt er den neuen allmächtigen Beherrscher des Vereins ehrfurchtsvoll und überreicht ihm die „Verfassungsurkunde". Darauf spricht er: „Gestatte nun, Durchlauchtiger Herr, Deinem geringsten Diener, Dich mit den Zeichen Deiner erhabenen Würde zu krönen". Eine Leiter wird herangebracht, an den wohlgenährten „Zelter", ein schweres Brabanter Roß, angelegt und nun, mühsam das Gleichgewicht bewahrend, klimmt der wohlbeleibte Präsident zu der „Höhe des Thrones" empor. Die Schützen-Majestät neigt das kahle Haupt, und die Krone wird ihm aufgesetzt. Mit begeistertem Jubel begrüßt das „Volk" den gekrönten Herrscher, und diese heitere Begeisterung ist sehr erklärlich: die Krone besteht nämlich aus Lorbeerblättern und Mohrrüben (Symbol des Habenichts) und ist überragt von zwei riesigen — Eselsohren. „So leiste nun in meine Hände Deinem Volke den Verfassungseid!" beginnt der Präsident wieder, und überreicht dem „Könige" eine etwa einen Quadratmeter große Urkunde. Und der Gekrönte liest feierlich: „Ich, Savoie I., thue Allen Gegenwärtigen und Zukünftigen hiermit zu wissen: Ich schwöre, die Verfassung des Staates „De Toekomst" getreulich zu halten, seine Macht, seinen Ruhm und seine Wohlfahrt zu fördern, zu wahren und mehren. Ich schwöre, nie meine Macht zu mißbrauchen, sondern nur dem Wohl meines Volkes zu leben. Und ich schwöre, Allen zu trinken zu geben, die da durstig sind. So wahr Ihr mir dabei helfen wollt!" Alsbald knallen die Champagnerpfropfen, der Ehrentrunk wird dem neuen König überreicht, und unter Hochrufen der Menge verschwindet der Zug in einem der benachbarten Lokale, wo alsdann ein solennes Trinkgelage abgehalten wird.

— Große Korrespondenz. — „Was wünschen gnädiges Fräulein?" — Fräulein (verschämt): „Einen Liebes-Briefordner!"

— Triftiger Grund. — „Ihre Tochter spielt heute ja gar nicht Klavier?" — Hausfrau: „Ja, wissen Sie, unter den anwesenden Herren ist einer mit ernstlichen Absichten."

Lokalbericht.

Neues für Musikfreunde.

Das Symphonie-Orchester begibt sich auf die Reise.—Eine neue große Konzerthalle für unsere Stadt.—Impresario Grau macht seine Ankündigung wahr, und bleibt Chicago fern.

Die Musiker des Thomas-Orchesters müssen in dieser Woche den Blumenzüchtern weichen. Statt Symphonien zu lauschen, werden sich die Besucher an den Farbensymphonien ergötzen, welche die Blumenausstellung dem Auge darbieten wird. Duftige Rosen und farbenschöne Chrysanthemen werden in Mengen auf der Auditorium-Bühne und in dem in einen großen Saal verwandelten Parkett zur Schau gestellt werden. Die Musikkünstler, welche während des Winters an jedem Freitag Nachmittag und Samstag Abend Tausende von Besuchern durch ihre musterhaften orchestralen Darbietungen erfreuen, werden in dieser Woche „wandern, von einem Ort zum andern," von Cedar Rapids nach Des Moines, und von St. Paul und Minneapolis nach Madison, der Hauptstadt des Staates Wisconsin. In der nächsten Woche aber werden sie wieder hier auf ihrem Posten sein, um unter Theodor Thomas' Leitung ein Programm zur Ausführung zu bringen, das viel des Interessanten aufweist; es lautet wie folgt:

Symphonie Nr. 2, A-Moll, Opus 55 (zum ersten Male) . . . . . Saint-Saens
Konzert für Violine, Nr. 1, G-Moll, Op. 26, . Bruch
Solist: Leon Marx.
Ouverture, „Sappho", Opus 44 . . . . . Goldmark
Vorspiel, „Lohengrin" . . . . . Wagner
„Einladung zum Tanz" . . . . . Weber
Orchestrirt von Felix Weingartner.
„Beschwörung" aus „Fausts Verdammniß". . Berlioz
„Tanz der Sylphen" . . . . . Berlioz
Marsch, „Rakoczy" . . . . . Berlioz

Als Solist wird sich der Chicagoer Violinist Leon Marx zum ersten Male mit diesem Orchester vernehmen lassen. Herr Marx hat hier seine musikalische Vorbildung erhalten, seine künstlerische Reife aber hat er sich drüben, in der alten Heimath, geholt. Meister Joachim war zuletzt sein Lehrmeister. Von diesem reichbegabten Schüler des Meisters sind in den nächsten beiden Symphoniekonzerten vollwerthige Leistungen zu erwarten. Mit Spannung wird auch der ersten Aufführung der neuen Symphonie Saint-Saëns', des namhaften zeitgenössischen Pariser Komponisten, von den hiesigen Musikfreunden entgegengesehen. Die drei Orchesternummern aus Berlioz' Oper „Fausts Verdammniß," besonders der feurige, begeisternde Rakoszy-Marsch, sind dem hiesigen Konzertpublikum bestens bekannt. Ist doch das Werk in seiner Gesammtheit, aber nur in Konzertform, hier wiederholt vom Apollo Musical Club zur Aufführung gebracht worden. Wie mit seiner im gestrigen Symphoniekonzert gespielten Ouverture „Rob Roy," so hatte Victor Berlioz auch mit „Fausts Verdammniß" seine Pariser Landsleute nicht von seiner großartigen Komponistenbefähigung überzeugen können. Erst mußten Musikverständige in Deutschland die Franzosen von dem Werthe dieses Werkes, wie auch von der hervorragenden Bedeutung des Komponisten, überzeugen, ehe sie selbst daran glaubten. Nach der Erstaufführung von „Fausts Verdammniß," welche am 24. November 1846 in der „Komischen Oper" zu Paris stattfand, schrieb Berlioz darüber: „Es war an einem trüben Novembertage, ich hatte keine vom Publikum beliebte Sängerin für die Partie der Margarethe, und auch die Träger der beiden anderen Hauptrollen waren nicht fashionable. Die Folge war, daß ich „Faust" zweimal vor halbleerem Hause gab. Das vornehme Publikum, welches in die Konzerte geht, und von dem man annimmt, daß es sich für Musik interessirt, blieb ruhig zu Hause. Nichts hat mich in meiner Künstlerlaufbahn so tief verletzt, wie diese unerwartete Gleichgiltigkeit." — Die heutigen Pariser freilich haben diese Ungerechtigkeit ihrer Väter wieder wettgemacht. Im vorigen Winter konnte man in der komischen Oper „Fausts Verdammniß" sechzig Mal hinter einander vor fast immer ausverkauften Häusern geben, und auch in den vom Meister Colonne dirigirten Sonntagskonzerten wurden die nämlichen Orchesternummern, welche Theodor Thomas auf das nächste Programm gestellt hat, dem Publikum immer wieder vorgeführt, da es dieselben, besonders den Rakoczy-Marsch, immer wieder zu hören verlangte. Goldmarks Ouverture „Sappho," Wagners Lohengrin-Vorspiel und die Weingartner'sche Orchestrirung von Karl Maria von Webers reizender Klavierkomposition „Aufforderung zum Tanz" passen vortrefflich in den Rahmen dieses Programmes, mit dessen Zusammenstellung sich Theodor Thomas wieder als Meister auch in der schwierigen Kunst des folgerichtigen, geschmackvollen und kunstgerechten „Programmmachens" bewährt hat.

* * *

Um einem dringenden Bedürfniß abzuhelfen, soll, wie der hiesige Grundeigenthumshändler James B. Galloway unlängst erklärt hat, auf dem Grundstücke Nr. 88 bis 96 Washington Str., nahe State, eine große Musikhalle errichtet werden. Mit einer Erklärung dieses „dringenden Bedürfnisses" wollte Herr Galloway nicht herausrücken, doch wird von gut unterrichteter Seite behauptet, daß Theodor Thomas gar nicht so erpicht darauf sein soll, mit seinem Orchester auch in den nächstfolgenden Saisons im „Auditorium" zu konzertiren. Der schwere massive Thurm, welcher sich zum Theil über der Auditorium-Bühne erhebt, hat schon eine beträchtliche Senkung derselben verursacht. Auch Risse in den Wänden zeugen davon, daß der Bühnenraum übermäßig belastet ist. Da wird denn wohl früher oder später an das Auditorium-Direktorium die Nothwendigkeit herantreten es der Verwaltung des Börsengebäudes nachzumachen, und den schweren Thurm abtragen zu lassen. Theodor Thomas soll seinem Schwager Fay, der auch Mitglied des Verwaltungsrathes vom Orchesterverein ist, schon vor Beginn dieser Saison ersucht haben, sich doch nach einem anderen passenden Konzertlokale umzusehen. Schwager Fay ist aber mit Frank O. Lowden, dem Schwiegersohn des verstorbenen Millionärs und Schlafwagenfabrikanten Pullman, gut bekannt. Lowden hat nicht nur im Orchesterverein ein gewichtiges Wort mitzusprechen, sondern ist auch einer der leitenden Geister im Hamilton-Klub. Er soll es bereits durchgesetzt haben, daß der Klub sich dafür erklärte, in dem beabsichtigten Neubau sein Quartier aufschlagen zu wollen. Jetzt sind nur noch mit den Finanzleuten Unterhandlungen im Gange, welche das Vorhaben des Dr. Gunsaulus befürworten, im Zentrum der Stadt eine neue Volkskirche zu errichten. Kommen diese Unterhandlungen zum Abschluß, dann steht der Ausführung des Projektes, einen gemeinschaftlichen Prachtbau für die drei Organisationen: Orchesterverein, Hamilton-Klub und Volkskirche, zu errichten, nichts mehr im Wege. Für die letztere war bekanntlich die Erbauung eines eigenen Heims auf dem Grund und Boden der Zentralmusikhalle, an State und Randolph Str., in Aussicht genommen, doch ist dem Verwaltungsrath der Volkskirche dieser wünschenswerthe Bauplatz von den Inhabern einer benachbarten Modewaarenhandlung, wie man so sagt, „dicht vor der Nase weggeschnappt worden". Der projektirte Prachtbau an Washington Str. soll aus Granit und Marmor zwölf Stockwerke hoch aufgeführt werden. Die unteren sechs soll alsdann die Musikhalle einnehmen; die anderen sechs sollen zu Klubräumen, Sälen für die neue Gunsaulus'sche Gemeinde, und vielleicht auch zu Bureauzwecken eingerichtet werden. Das Grundstück ist für $600,000 zu haben; die Kosten der Errichtung des Gebäudes werden auf die nämliche Summe veranschlagt. Es wird beabsichtigt, die Musikhalle nach Art der Londoner St. James-Halle mit zwei Reihen Logen, zwanzig in jeder Reihe, und 2500 Parkett- und Balkonsitzen zu versehen. Diese Anzahl von Sitzen wären für den Besuch der Symphoniekonzerte auch vollkommen ausreichend. Der Zuhörerraum des „Auditorium" mit seinen mehr denn 4000 Sitzen ist für diese Konzerte viel zu groß. Auch die neue Konzerthalle des Bostoner Symphonieorchesters, welche vor wenigen Wochen eingeweiht wurde, enthält nur 2500 Sitze, und in New York gibt es, mit Ausnahme des ursprünglich nur für Opernzwecke bestimmten „Metropolitan Opera House", keine einzige Halle, die einer größeren Anzahl von Besuchern Raum gewährte.

* * *

Moritz Grau, Unternehmer der großen italienisch-französisch-deutschen Oper, wird Chicago in diesem Winter wirklich links liegen lassen. Er ist gestern Nachmittag mit der Truppe aus New York in einem Extrazuge abgereist, der ihn und die Mitglieder seiner Gesellschaft direkt nach Los Angeles, Cal., überführen wird, wo in dieser Woche vier Vorstellungen stattfinden sollen. Vom 18. November wird die Gesellschaft drei Wochen hindurch im Grand Opera House zu San Francisco gastiren. Auf der Rückreise nach New York will Grau sie nur in kleineren Städten spielen lassen. Der Impresario Grau hat zu seinem Schaden ausgefunden, daß die Operfreunde in größeren Städten sein altes, zum Ueberdruß abgeleiertes Repertoire gründlich satt haben, und sich nach neuer Kost sehnen. Die amerikanischen Theaterunternehmer sind aber wie die Kletten; wenn das Publikum sich ihnen ein Mal freundlich erwiesen hat, dann glauben sie demselben so lange die nämliche Bühnenkost vorsetzen zu dürfen, bis das Publikum einen förmlichen Ekel dafür empfindet. Als der verstorbene Henry E. Abbey, Graus Partner, die Sarah Bernhardt im Jahre 1880 zum ersten Male nach den Ver. Staaten brachte, machte er ein glänzendes Geschäft. Ueber $100,000 verblieben ihm, nachdem er die horrenden Ansprüche der „göttlichen Sarah" befriedigt hatte. Alsdann kam sie so oft zur Dollarsernte nach diesem Lande, daß die Theaterfreunde ihr schließlich den Rücken kehrten. Mit den Gastspielen der Sarah, der Langtry, sowie von Coquelin, Mme. Hading, Henry Irving und Ellen Terry hat die Unternehmerfirma Abbey, Schoeffel & Grau in den Jahren 1890—94 ein Vermögen von $280,000 zugesetzt, so daß sie schließlich ihren Bankerott ankündigen mußte. Seit 1894 haben aber weder Sarah Bernhardt, noch Monsieur Coquelin die früher fette, zuletzt aber sehr magere Weide in diesem Lande abgegrast. In diesem Jahre aber kommen sie Beide wieder. Am 26. November werden sie im Garden Theater zu New York ihr amerikanisches Gastspiel eröffnen. Ihr Repertoire wird aus „L'Aiglon," Sarah als „Herzog von Reichsstadt," Coquelin als „Flambeau," „Cyrano de Bergerac," „La Tosca," „Kameliendame," „Frou-Frou" und „Hamlet," mit der Bernhardt als „Hamlet" und Coquelin als „Todtengräber," bestehen. Sitze kosten von $5 bis herab zu $1.50 die Person. Diesmal hat sich Moritz Grau mit Chas. Frohman vereinigt; er wird die Kosten dieses Gastspiels somit nicht allein zu tragen haben.

* * *

Frau Ernestine Schumann-Heink, die berühmte Altistin der Berliner Hofoper, wird am nächsten Mittwoch, Nachmittags um 3 Uhr 30 Min. beginnend, in der Fullerton-Halle des Art Institutes unter den Auspizien des „Amateur Musical Club" ein Gesangkonzert geben, zu welchem auch Nichtmitglieder gegen Bezahlung von $1 pro Person Zutritt haben. Die Klavierbegleitung wird Frau Edwin N. Lapham spielen. Das Programm ist sehr verlockend zusammengestellt. Es umfaßt in folgender Zusammenstellung nur deutsche Arien und Lieder:

Arie der Dejanira aus „Herakles" . . . . Händel
Arie der Armida aus „Rinaldo" . . . . Händel
Rezitativ und Arie aus „St. Paulus" . Mendelssohn
„Die junge Nonne" . . . . . Schubert
„Wohin" . . . . . Schubert
„Die Allmacht" . . . . . Schubert
„Rastlose Liebe" . . . . . Schubert
„Die Lotusblume" . . . . . Schumann
„Der Ring an meinem Finger" . . . . Schumann
„Herbstlied" . . . . . Schumann
„Frühlingsfahrt" . . . . . Schumann
Drei Bilder aus dem Zyklus „Dichterliebe", Schumann
„Aus meinen großen Schmerzen" . . . . Franz
„Sapphische Ode" . . . . . Brahms
„Mein Lieb' ist grün" . . . . . Brahms
Arietta — „Waffenschmied" . . . . Lortzing
„Drei Zigeuner" . . . . . Liszt
„Schwanenlied" . . . . . L. Hartmann
„Wie ein Grüßen" . . . . . Ad. Mehrkens

Täuschte den Gatten.

Aber er scheint damit zufrieden zu sein.

Wir pflegten unseren Kaffee von dem Agenten eines Kaffeehauses in —— zu kaufen, der ein Mal im Monat vorsprach, um unseren Auftrag zu nehmen. Kamen wir einmal zu kurz, so kauften wir Packet-Kaffee von einem Grocer im Orte, und Papa war stets geneigt, mehr oder weniger Lärm zu schlagen, bis der Kaffee, den er gewöhnt war, wieder anlangte.

„Einmal beschloß ich, ohne sein Wissen ihm etwas Postum Food Kaffee zu serviren. Hubby bemerkte, er sei froh, zu wissen, daß der regelmäßige Kaffee-Mann wieder dagewesen sei, und war sehr befriedigt. Er hatte nicht die geringste Idee davon, daß es Postum war, und ich ließ ihn ungefähr zwei Monate lang bei dem Glauben, indem ich ihm täglich Postum vorsetzte. Eine Dame, die als Gast bei uns speiste, bemerkte, sie möchte wohl wissen, wie ich Kaffee bereite, da der ihrige stets einen bitteren Geschmack habe. Ich glaubte, dies sei die rechte Zeit, die Wahrheit zu sagen, und bemerkte, daß ich stets vier gehäufte Theelöffel voll von Postum Food Kaffee nähme. — „Was?!" schrie Hubby, „was ist das!" „Ja," sagte ich, „ich nehme vier gehäufte Theelöffel voll von Postum zu einem Pint Wasser. (Hubby war noch wie starr.) Ich lasse es auf dem Ofen stehen, bis es wirklich kocht, und lasse es dann hinterher fünfzehn Minuten lang wirklich weiterkochen." Ihr könnt Euch denken, wie er mich anstarrte. Endlich bemerkte er: „Gut, wenn der Kaffee, den ich zwei Monate lang getrunken habe, Postum Food Kaffee ist, dann ist das diejenige Sorte, welche wir in Zukunft im Hause haben werden."

„Ich wurde veranlaßt, Postum zu versuchen, weil ich während vier oder fünf Jahren so vielen Beschwerden mit meinem Herzen, verbunden mit Ohnmachtsanfällen, ausgesetzt war, und so viele Male am Tage gezwungen war, mich niederzusetzen, um nicht zu fallen; ich konnte die Kellerstufen weder hinauf- noch hinabgehen in Folge von Schwindel und einem krankhaftem Gefühl in meinem Magen, und ich konnte nichts Fettes essen.

„Nach einer genauen Untersuchung durch den Arzt hieß es, ich hätte Magen-Katarrh in der schlimmsten Form, und er verbot mir den Genuß von Thee sowohl wie Kaffee, und ich fing daher mit Postum an, indem ich den alten Kaffee gänzlich aufgab, wie auch den Thee. Ich begann sofort besser zu werden, und jetzt sind meine Beschwerden gänzlich beseitigt; ich bin gesund in jeder Hinsicht, und im Stande, Alles zu essen, was ich wünsche, ohne Nachtheil. Ich überzeugte mich persönlich, daß Kaffee die Ursache meines Leidens war." Frau F. Shurie, Sistersville, W. Va.

Ließ sich nicht zurückhalten.

Ein eifriger Verehrer von Bryan muß der in Diensten der Firma Swift & Co. stehende Maschinist J. M. Kaufmann, Nr. 4436 State Str. wohnhaft, sein, der sich am Freitag auf den Weg machte, um Bryan in den Stockyards sprechen zu hören. Unterwegs hatte er das Unglück, zu Fall zu kommen und den linken Knöchel zu brechen. Trotzdem humpelte er weiter bis an das Transit House, an Halsted und Root Str., ließ sich von der dort versammelten Menge drängen und stoßen, blieb aber unentwegt auf dem Posten, bis Bryan seine Rede beendet hatte. Dann machte er sich zu Fuß wieder auf den Heimweg, brach aber an der 43. und Wallace Straße zusammen. Die Polizei schaffte ihn nach dem County-Hospital, wo die Aerzte erklärten, daß ihnen ein solcher Fall in ihrer Praxis denn noch nicht vorgekommen sei.

War unglücklicher Zufall.

Bei der gestern abgehaltenen amtlichen Leichenschau im Falle von Albert Periolat gaben die Geschworenen ihr Urtheil auf unglücklichen Zufall ab. Periolat, ein Straßenbahnkondukteur, bezog am Freitag mit seiner Frau eine neue Wohnung im Hause 2393 N. Robey Str. Den ganzen Vormittag über waren Beide damit beschäftigt, ihre Möbel zu plaziren, und um die Mittagsstunde ruhten sie sich aus. Kurz darauf fanden Nachbarn sie bewußtlos auf. Jedenfalls aus Versehen hatte entweder Periolat oder seine Frau einen Gasverschluß aufgedreht. Frau Periolat konnte wieder zum Bewußtsein zurückgerufen werden, ihr Gatte aber starb.

* Der im Cumberland Hotel, 238 West Madison Straße, wohnhafte Charles Farbel wurde gestern unter der Anklage verhaftet, sich als Wähler haben registriren zu lassen, ohne das gesetzliche Recht dazu zu haben. Angeblich soll Farbel erst vor sieben Monaten aus Cleveland nach Chicago übergesiedelt sein.

Scheidungsklagen

wurden anhängig gemacht von:

Hannah gegen John E. Hansel, wegen Verlassung; Ellerton gegen Leonora Aldrich, wegen Verlassung; Julia gegen John Tierney, wegen Trunksucht und grausamer Behandlung; Magde gegen Hiram G. Owen, wegen Verlassung; Walter R. gegen Marian C. Powell, wegen körperlicher Gebrechen; Elisabeth gegen Hugh T. McGowan wegen grausamer Behandlung.

Briefkasten.

Die Rechtsfragen beantwortet der Rechtsanwalt Jens L. Christensen, 502 Fort Dearborn Gebäude, Chicago.

F. F. — Fünf Cents Porto braucht man für Ansichts-Postkarten, die man nach dem Auslande schickt, nur dann zu bezahlen, wenn das Maß derselben die für Postkarten vorgeschriebene Größe übersteigt. Ist das Maß in Ordnung, so beträgt das Porto nur zwei Cents.

M. W. — Auf die Herkunft der Eltern kommt es nicht an. Jeder hier im Lande geborene Bürger kann, wenn er hübsch brav ist, Präsident der Republik werden.

W. D. — 1. Die „Abendpost" betreibt keine Accidenz-Druckerei. — 2. Wegen der Herstellung eines Stempels mit Ihrem Namen wenden Sie sich an eine Fabrik, die dergleichen anfertigt. Adressen von solchen finden Sie auf Seite 2466 des City Directory.

J. M. — Sie haben, falls Sie nach einem anderen Stimmbezirk verzogen sind, Ihr Stimmrecht durch den Umzug für diesmal eingebüßt.

A. E. — Die beiden einzigen Fachzeitschriften dieser Art, welche in Californien herausgegeben werden, sind unseres Wissens: „California Cultivator and Poultry Keeper" (Los Angeles) und „Pacific Coast Fanciers' Monthly" (San Jose). Wenden Sie sich mit Ihrer Anfrage an eine von diesen Zeitschriften.

O. P. — Luxemburg ist 47 Quadrat-Meilen groß und hat etwas über 200,000 Einwohner. Illinois hat nach dem neuesten Bundes-Zensus 4,821,550 Einwohner (bei einem Flächeninhalt von 2564 Quadrat-Meilen.)

Abonnent. — Ihr Freund hat Recht. — Die goldenen 5-Markstücke gelten seit dem 1. Oktober d. J. nicht mehr als gesetzliches Zahlungsmittel. Außer den mit der Einlösung betrauten Kassen ist zur Zeit kein Geschäftsmann mehr verpflichtet, diese Münzen in Zahlung zu nehmen. Bei den Reichs- und Landeskassen werden die goldenen 5-Markstücke indessen noch bis zum 30. September 1901 zu ihrem vollen Werthe sowohl in Zahlung genommen, wie auch gegen andere Reichsmünzen umgetauscht. Vom 1. Oktober 1901 ab haben besagte Münzen höchstens noch für Sammler Werth.

J. F. — 1) Das jeweilige Defizit in der Postverwaltung wird vom Kongreß durch eine Nachtragsbewilligung gedeckt. 2) Die „Fair" ist von Herrn Lehmann gegründet worden, und zwar im Jahre 1875.

L. F. — Falls Sie noch im militärpflichtigen Alter stehen und sich dauernd in Deutschland niederzulassen beabsichtigen, werden Sie unzweifelhaft den bunten Rock anziehen müssen, natürlich vorausgesetzt, daß Sie kein körperliches Gebrechen haben.

Abonnent. — Wenn Sie wieder mit Ihrem Manne zusammenleben, scheint es nicht recht zu sein, daß Sie von den Leuten die Sachen zurückverlangen, die Ihr Mann an sie verkauft hat, während Sie getrennt lebten, — es sei denn, Ihr Mann bezahlt den Leuten das Geld zurück, das er damals für die Sachen bekommen hat.

G. Sch. — Sprechen Sie lieber persönlich vor.

H. P. — Er ist dazu verpflichtet.

W. S. P. — Die Gesetze über Schonung der Singvögel u. s. w. sind keine Bundesgesetze, sondern von den einzelnen Staaten erlassen und in jedem Staate verschieden.

J. Sch. — 1) Ja, ein Urtheil trägt hier nur 5 Prozent Zinsen. 2) Wir verstehen diese Frage nicht. 3) Der Richter hat kein solches Recht.

B. P. — Wenn das Testament in Uebereinstimmung mit den Gesetzen des Staates Illinois gemacht worden ist, dann ist es hier gültig, — ganz einerlei, wo in der Welt es geschrieben ist. Wie es in Ihrem Falle ist, können wir natürlich nicht sagen, ohne das Testament gesehen zu haben.

G. St. — Einzelne Staaten, darunter Wisconsin, haben, um Einwanderer anzuziehen, Bestimmungen getroffen, welche auch Bürgerkandidaten nach einjährigem Aufenthalte schon das Wahlrecht zugestehen. Die Betreffenden sind damit also schon als Bürger des betreffenden Staates zu betrachten. Bürger der Ver. Staaten können sie aber auch dort erst nach mindestens fünfjährigem Aufenthalt im Lande werden. Einige Staaten gewähren eingewanderten Bürgerkandidaten das Wahlrecht schon nach einem Aufenthalt von nur sechs Monaten.

Heiraths-Lizensen.

Folgende Heiraths-Lizensen wurden in der Office des County-Clerks ausgestellt:

Joseph Toman, Annie Konvalinska, 21, 18.
John E. Sullivan, Gertrude Walsh, 21, 21.
Peter Olsen, Tilliee Selander, 30, 21.
Frank Fous, Mary Trestik, 22, 19.
Michael Fretzko, Annie Pyyh, 23, 20.
Carmen Fobsi, Maria N. Madurma, 21, 18.
Georgee Beckmann, Mattie Sieg, 37, 37.
Arthur M. Chamberlin, Beelma Averill, 28, 25.
Jan E. Havlicek, Mary Lehmann, 29, 20.
John Lyons, Mary Preessel, 39, 49.
James Templeman, Ida Boers, 22, 23.
Seldeen L. Cole, Jessie M. Buell, 25, 22.
William Hokanson, Emma Johnson, 43, 36.
Stanislaw Madejczky, Magdaleene Hude, 26, 20.
Fred Thureson, Annie Olson, 26, 29.
Charles Hanson, Mary Knutson, 27, 22.
Oscar Neelson, Anna Stoneholm, 30, 21.
Edmond S. Noyes, Jeanette Dunkin, 30, 28.
Morris Fox, Etta Pearl, 25, 24.
Gustav Jacobson, Frieda Sandquist, 40, 29.
Nicalaj M. Peeterson, Anna Sorenson, 25, 25.
Carl M. Pederson, Sine Hanson, 34, 30.
Mandus Olson, Annice Wretman, 20, 20.
August W. Kranz, Ernestine Schalm, 65, 53.
Anton Frey, Frieda Humbeutel, 29, 20.
John Hirsch, Karoline, 21, 21.
Joseph Ellieeon, Kittie Edelstein, 25, 2. 4
Martin Lewandowski, Mary Mandraczka 23, 24.
Albert W. Mann, Heedwig Traner, 36, 29.
Henry E. Hansen, Carrie A. Asomb, 23, 23.
Benjamin Peeterson, Anna Lindsten, 27, 25.
Theodore R. Helmer, Clara L. Storms, 29, 21.
Otto Meinke, Bertha Liphardt, 47, 34.
Tomasz Narkiewicz, Maryanna Kopczyk, 29, 20.
Jacob Vanosky, Wiktorija Such, 23, 19.
Samueel H. Trather, May Washington, 28, 23.
Carl P. Larsen, Jacobinee Sorensen, 28, 26.
Sylvester Pomorski, Marie Chrzanowska, 33, 25.
John Elliott, Ida Johnson, 44, 34.
John C. Behrens, Johanna Gusowski, 23, 20.
Samuel Atkinson, Rebecca Elliott, 30, 28.
Otto Porries, Marie J. Kelley, 22, 20.
William E. Frees, Elizabeth C. Stevens, 32, 31.
George G. Johnson, Amy Swenson, 33, 26.
Elmer Hershman, Bessie Warne, 23, 22.
Joseph C. Zitko, jr., Bertha Kozel, 29, 25.
Josef Konta, Katarzyna Wiater, 22, 19.
Louis Schmitt, Bertha Mueller, 29, 24.
Josef Lemon, Josefa Medlicka, 29, 23.
Frank Stehno, Antonia Hansl, 25, 22.
James E. Brown, Pearl Lofquist, 25, 24.
Oscar Johnson, Emma Alm, 34, 30.
Bert Watring, Mary Callahan, 21, 18.
Charles Bjorklund, Johanna Jeder, 50, 49.
Michael Oswald, Apolonia Fund, 52, 43.
Ignacy Gurzikiewicz, Agnieszk Bandosz, 26, 19.
Michael Enright, Mary Sullivan, 28, 26.
Arturo Garcia, Marion Ghent, 30, 24.
George B. Archer, Viola Klotz, 27, 24.
Barnet Kronenberg, Dora Heyman, 23, 20.
John H. McCoy, Mabelle Palm, 22, 19.
Thomas M. Tobin, Veronica Monahan, 37, 21.
Frank J. Benda, Anna Jirek, 23, 20.
Charles A. Mackay, Margaret S. Anthony, 31, 24.
William Berman, Mollie Herdan, 22, 19.
Edward P. Lee, Clara Kellinger, 24, 19.
Julius Hanson, Gunda Anderson, 30, 29.
Andrew G. Wysinski, Teoffilia Rosinska, 23, 18.
Samuel Lowicz, Libbie Plath, 26, 23.
John Coslewicz, Lucy Bebiecka, 26, 18.
Edward J. Schumacher, Kittie A. Kelly, 23, 23.
Broy O. Ostrom, Tilda Swanson, 24, 20.
Albert Hosang, Jessie B. E. Anderson, 21, 19.
Jacob Dillmann, Bertha Helbig, 37, 22.
Eugene E. Smith, Clarabel Graves, 28, 19.
George J. Fisher, Sarah A. Quinn, 29, 24.
Ewan Henderson, Sofia Granberg, 39, 25.
Vinzenz Meisner, Mary Pragil, 24, 23.
A. Stechelski, Julianna Poporczikowna, 26, 18.
Christen Larsen, Christina L. Johnson, 33, 25.
Charles Arnolde, Emma Siemann, 20, 19.
Joseph M. Gauff, Alida Kling, 27, 25.
William Goetzelman, Julia Hertz, 21, 21.
Grant Bryson, Eliza Mulligan.

Todesfälle.

Folgendes ist die Liste der Deutschen, über deren Tod dem Gesundheitsamt zwischen gestern und heute Meldung zuging:

German, Lorenz, 48 J., St. Lukas-Hospital.
Peterson, Cornelius, 54 J., 22. Str. u. Archer Ave.
Hoffner, Theresa, 26 J., 375 Ost 24. Str.
Miller, Louise, 67 J., 1902 Humboldt Ave.
Kuede, Anna, 14 J., 5013 Throop Str.
Mandernach, Anna, 38 J., 160 Dayton Str.
Seibrandt, Henry, 20 J., 536 W. 80. Str.
Fleming, Mary, 56 J., 1111 Stone Ave.
Rasmussen, Anina, 45 J., 101 Bingham Str.
Frink, Charles, 58 J., 4640 Vincennes Ave.
Dethlefs, George, 26 J., 3702 Ellis Ave.

Bau-Erlaubnißscheine

wurden ausgestellt an:

A. T. Perrill, 2stöck. Backstein-Laden, 520 Foster Ave., $4,500.
F. R. Kirkham, zwei 2stöck. Backstein-Wohnhäuser, 2430—32 N. Hermitage Ave., $10,000.
Scott Brothers, 1stöck. Backstein-Laden, 386 Hermitage Ave., $1,500.
B. F. George, 3stöck. Backstein-Fabrik, 299—305 W. Lake Str., $15,000.
North Congregational Kirche von Englewood, 1stöck. Backstein-Kirche, 5846—50 La Salle Str., $10,000.
O. Herrer, 2stöck. Backstein-Anbau, 770 Trout Ave., $3,500.
F. E. Fish, 3stöck. Backstein-Miethshaus, 7150—52 Emerald Ave., $16,000.
William Schick, 1stöck. Backstein-Werkstatt, 127 W. Superior Str., $1600.
Columbia Printing Co., 2-stöck. Brick Flat, 712 N. Halsted Str., $5000.
St. Luke's Lutheran Church, 2-stöck. Brick Kapelle, 714 W. Marianna Str., $3500.
E. F. Lindahl, 1-stöck. Frame Cottage, 6923 Center Ave., $1000.
J. A. Blood, 1-stöck. Brick Cottage, 3757 Center Ave., $1000.
George Lenz, 3-stöck. Brick Flat, 7202 Prairie Ave., $8000.
F. J. Bear Jr., 2stöck. Brick Flat, 5432 Aberdeen Str., $5000.
A. A. Bowlee, anderthalbstöck. Frame Residenz, 144 76. Pl., $1000.
Schulrath, 3stöck. Brick Schulhaus, 5236—38 Sawyer Ave., $4500.
F. Ludwig, 2-stöck. Brick Shop, 567 W. 21. Str., $2500.

Marktbericht.

Chicago, den 3. November 1900.

Getreide.

Weizen — November	$0.72½
Dezember	0.73⅜
Januar	0.74⅞
Mais — November	0.37⅞
Dezember	0.35⅛
Januar	0.36⅛
Hafer — November	0.21⅞
Dezember	0.22

Baarpreise — Weizen 67½—76; Mais 37½39c; Hafer 21½—26c; Gerste 37—58c; Roggen 46c; Flachssamen $1.79—$1.80; Timothy Kleesamen $3.60—$4.10 per 100 Pfund; Heu, $5.50—$12.50 per Tonne.

Provisionen.

Schmalz — November	6.90
Dezember	6.75 —7.50
Januar	6.62½
Rippchen — Oktober	6.75
November	6.10
Januar	5.90 —5.92½

Verschiedene Gebrauchs-Artikel.

Preise, die von den Engros-Firmen den Kleinhändlern berechnet werden.

Aepfel, gedörrte	0.05 —0.06
Pfirsiche, gedörrte	0.06 —0.08
Aprikosen	0.08½—0.09
Heidelbeeren	0.05½—0.06
Himbeeren	0.19 —0.20
Rosinen — Muskateller	0.08 —0.10
London Layers, per Kiste	1.50
Zanteuer Kurranten	0.14 —0.16
Zitronenschalen	0.11
Terragona Mandeln	0.16½
Brasilianische Nüsse	0.11½—0.12
Erdnüsse (Tennessee'er	0.04½—0.05½

Spezereien.

Zucker — der Hut, 100 Pfund	6.30
Staubzucker, 100 Pfund	6.00
Eperiezucker, 100 Pfund	5.90
Würfelzucker, 100 Pfund	6.05
Konditor's A, 100 Pfund	5.70
„O. A. 3, 100 Pfund	5.55
Thee — young Hyson	0.25 —0.45
Imperial	0.30 —0.42
Gunpowder	0.28 —0.50
Moyune	0.67 —0.72
Japan	0.39 —0.44
Oolong	00.32 —0.70
Kaffee — Bester Rio	0.14 —0.17
Geringere Sorten Rio	0.11 —0.12
Maracaibo	0.11 —0.13
O. G. Java	0.26 —0.30
Mokka	0.23
Reis — Louisiana	0.05 —0.07½
Carolina	0.05½—0.07½
Java	0.05½—0.06
Japan	0.06½—0.07½

Fische.

Weißfische, 100 Pfund	7.50
California Lachs	13.00
Nr. 1 Forellen, ½ Faß	6.50
Holländische Häringe, frische, Fäßchen	0.80 —0.90
Labrador Häringe, per Faß	7.00

Viehmarkt.

Beste Stiere	$5.75 —5.90
Stiere mittlerer Größe	5.20 —5.50
Stiere von 1000—1300 Pfund	5.00 —5.25
Stiere von 900—1250 Pfund	4.90 —5.10
Bullen	2.60 —4.50
Kälber	5.25 —6.00
Kühe und Färsen	3.90 —4.90
Texanische Stiere	3.40 —4.00
Schweine	4.45 —4.85
Schafe	3.65 —4.25
Lämmer	3.50 —5.50

Es wurden während der letzten Woche nach Chicago gebracht: 54,521 Rinder, 2,279 Kälber, 164,620 Schweine, 77,021 Schafe. Von hier verschickt wurden: 17,123 Rinder, 365 Kälber, 19,880 Schweine, 21,818 Schafe.

Marktpreise an S. Water Straße.

Meierei-Produkte:

Butter—	
Creameries — Extras	0.21½
Erste Qualität	0.18 —0.19
Zweite Qualität	0.15 —0.16
Dairies — Extras	0.14 —0.17½
Kochbutter	0.13 —0.14½
Käse—	
Twins	0.10½—0.10¾
Cheddars	0.10½—0.10¾
Young Americans	0.10½—0.11
Brick	0.10½—0.11½
Limburger	0.09 —0.09½
Schweizer	0.11½—0.13½
Eier—	
Per Dutzend	0.18½—0.19
Bohnen—	
Per Sack	1.78 —1.83
Geflügel, für die Küche hergerichtet—	
Truthühner, per Pfund	0.09
Hühner, per Pfund	0.07½
Springs, per Pfund	0.08½
Enten, per Pfund	0.09
Gänse, per Pfund	0.07
Lebendes Geflügel—	
Truthühner, per Pfund	0.08
Hühner, per Pfund	0.07½
Springs, per Pfund	0.08½
Enten, per Pfund	0.08
Gänse, per Dutzend	4.50 —6.50
Kalbfleisch, das Pfund	0.06 —0.09
Frische Fische—	
Schwarzer Barsch, per Pfund	0.12½
Zander, per Pfund	0.06 —0.07
Hechte, per Pfund	0.04 —0.05
Frische Früchte—	
Apfelsinen, per Kiste	3.00 —6.00
Heidelbeeren, per Kiste	1.25 1.50
Blaubeeren, 16 Quarts	1.50 —1.75
Himbeeren, 16 Quarts	1.25
Pfirsiche, per Korb	0.20 —0.40
Johannisbeeren, 16 Quarts	1.25 —1.25
Aepfel, frische, per Faß	1.00 —2.75
Birnen, per Faß	1.00 —3.50
Pflaumen, 4 Körbe	0.75 —1.00
Zitronen, per Kiste	1.00 —3.00
Bananen, per Bündel	0.50 —1.50
Gemüse—	
Kartoffeln, per Bushel	0.28 —0.33
Tomaten, per Kiste	0.50 —1.00
Zwiebeln, per Dutzend Bündel	0.50
Gurken, per 1½ Bushel	0.25 —0.35
Kohl, per Kiste	0.40
Salat, per Kiste	0.25 —0.30
Mohrrüben, per Dutzend Bündchen	0.25 —0.30
Sellerie, per Kiste	0.40 —0.60
Rüben, per Kiste	1.00 —1.25
Radieschen, per Dutzend	0.06 —0.09
Spinat, per Faß	0.30 —0.40
Grüne Erbsen	0.75

Der Grundeigenthumsmarkt.

Die folgenden Grundeigenthums-Uebertragungen in der Höhe von $1000 und darüber wurden amtlich eingetragen:

Indiana Ave., 115 F. südl. von 61. Str., 41×170½, Herbert A. Morse an Charles W. Smith, $3500.
Langley Ave., 212 F. nördl. von 66. Str., 24×121, E. Meyer an F. C. Kendall, $1.
Seeley Ave., 141 F. südl. von 71. Str., 32½×124½, und anderes Eigenthum, Edward Horth an Gertrude L. Barker, $5000.
Indiana Ave., 198 F. nördl. von 74. Str., 200×160½, William L. Goggin an Herbert C. R. Preß, $7000.
Lot 9, Block 34, Washington Heights, G. W. Potts, jr., an C. C. Potts, $1000.
41. Str., 80 F. westl. von Langley Ave., 25×119, Thomas J. Nevin u. A. durch M. in C. an Jane E. Waite, $2962.
Sawyer Ave., 230 F. südl. von Bloomingdale Ave., 25×177, Mary K. Williams an John R. Williams, $25,000.
Kenmore Ave., Südwestecke Rosemont Ave., 100×150, J. A. McDowell an Martha A. Gregory, $9000.
Dickson Str., 170 F. südl. von Blackhawk Str., 24×109, und anderes Eigenthum, M. Kryk an P. Binweck, $5.
Dasselbe Grundstück, P. Binweck an Marianna Kryk, $10.
Fulton Str., 152 F. östl. von S. 47. Ave., 25×108, T. W. O'Conner u. A. durch M. in C. an die Masonic Building and Loan Association, $3911.
Fulton Str., 127 F. östl. von S. 47. Ave., 25×108, J. W. Mitchell u. A. durch M. in C. an dieselbe, $3345.
Van Buren Str., 50 F. westl. von S. 42. Ave., 25×124.8, T. J. Corbrey an William T. Dwelly, $3000.
Crenshaw Str., 126 F. östl. von Springfield Ave., 25×125, Michael Walsh an John R. Flammang, $5000.
Dasselbe Grundstück, John R. Flammang an Cath. Walsh, $5000.
Polk Str., 166 F. östl. von Laflin Str., 24×111, Michael Sullivan u. A. durch M. in C. an Milton E. Falker, $5873.
Forquer Str., 100 F. westl. von Jefferson Str., 50×116½, Amalie Balis an John Drobny, $1.
Clifton Park Ave., 275 F. südl. von 18. Str., 25×125, B. W. Crowsley an W. Cerny, $1200.
14. Str., 70 F. östl. von Loomis Str., 24×124, Nathan E. Scheez an David Rosenthal und Sam. Richman, $3000.
13. Pl., 118 F. östl. von Loomis Str., 24×124, B. Klein an Julius Hafner, $1600.
Drexel Ave., 574 F. südl. von 63. Str., 26×132, George Williams an J. Elliott Jennings, $14,000.
Noble Str., 246 F. nördl. von Blackhawk Str., 86½ F. bis zum C. & N. W. R. R. Wegerecht, S. Trojanowski an K. Trojanowski, $5000.
61. Str., 50 F. östl. von Ada Str., 25×119, Peter Curtin u. A. durch M. in C. an George M. Emrik, $2000.
Kenmore Ave., 200 F. südl. von Lawrence Ave., 30×150, E. M. S. Fernandez an Wilhelmina Lieb, $2400.
North State Str., Nordwest-Ecke Burton Place, 58½×132, William C. Seipp an Elsa Madlener, $1.
Jackson Ave., 237 Fuß nördl. von 65. Str., 48×120½, A. B. McChesney an Aaron D. Baldwin, $4,080.
Howard Ave., 135 Fuß nördl. von Frink Str., 50×148, O. Laughlin an G. A. Kreis, $1,300.
Montrose Ave., 48 Fuß östl. von N. 48. Court, 50×140, J. W. Lee an John McNaught, $2000.
Wellington Ave., 83 Fuß westl. von Herndon Str., 25×120, John Hennemann an C. Deinzer, $2,800.
Hamburg Str., 163 Fuß westl. von Robey Str., 23×100, E. Kierzkowski an A. Smiderski, $1,610.
Crystal Str., 200 Fuß westl. von Rockwell Str., 50×121, Henry Coyne an August Olinger, $1,347.
Austin Ave., Südwestecke Wood Str., 72×125, Chicago Title and Trust Co. an Ada M. Fritts, $3500.
Washington Str., 75 F. westl. von Sheldon Str., 25×131, Fred. O. Rawson an James T. Noble, $1.
Peoria Str., 166 F. südl. von 19. Str., 25×100, Nachlaß von John Moynihan an Annie Moynihan, $2100.
Cottage Grove Ave., 118 F. nördl. von 24. Str., 24 F. bis Prairie Ave., Edward Bohn an John B. Lemm, $10,000.

Vergnügungs-Wegweiser.

Powers. — Heute: Deutsche Vorstellung.
Illinois. — „Barbara Fritchie".
Studebaker. — „Pinafore" und „Zehn Mädchen und kein Mann", in Englisch.
Grand Opera House. — „The Princeß Chic".
McVickers. — „Caleb West".
Great Northern. — „Acroß the Pacific".
Dearborn. — „The Iron Master".
Hopkins. — „Sam'l of Posen".
Alhambra. — „A Guilty Mother".
Bijou. — „The Night before Christmas".
Academy. — „We-Uns of Tennessee".
Rienzi. — Konzerte jeden Abend und Sonntag Nachmittag.
Auditorium. — Blumenausstellung.
Zentral-Musikhalle. — Burton Holmes' Vorträge.
Chicago Art Institute. — Freie Besuchstage: Mittwoch, Samstag und Sonntag.
Field Columbian Museum. — Samstags und Sonntags ist der Eintritt kostenfrei.

Für müßige Stunden.

Preisaufgaben.

Räthsel (479).

Von H. von Homeyer, Chicago.

Es ist 'ne Frucht des Erdengrund,
Schwarz, scharf, gewürzig und gesund.
Rückwärts ergibt es etwas dann,
Was Thor, Haus, Plätz' abschließen kann.

Silbenräthsel (480).

(Dreisilbig.)

Von Hannis, Davenport.

Die Erste gibt stets neue Kraft
Dem Körper, wenn er ist erschlafft,
Und ist gewiß das Allerbest'
Vor tausend Jahren schon gewest.

Die letzten trägt der Studio,
Der Bauer, Ruff' und Eskimo;
Man trägt's vom Po bis an den Belt,
Kurz, in der ganzen weiten Welt.

Das Ganze trug seit alter Zeit
Ganz ungenirt der Mann, das Weib;
Sehr oft wird Einer so genannt,
Der wenig brauchet den Verstand.

Buchstabenräthsel (481).

Von Frau Marie Lange, Chicago.

12345 muß ein Jeder,
Solang gesund ihm Herz und Arm;
Doch oft ist's auch bedeckt mit Leder,
Daß trocken drin man sitzt und warm.

1253 und 4 erglühet
So manches Mal in süßer Luft,
Gleich einer Rose, die da blühet,
Bestimmt für der Geliebten Brust.

12557 hörst Du wohl fragen,
Bleibt gar zu lang, was wird erhofft;
Und scheitert unser banges Zagen
An 1455 nur zu oft.

Kreuzräthsel (482).

Von G. Michael, Hammond, Ind.

1	2
3	4

Herr 12, der Du bist groß und mächtig!
Gib uns immer unser 32.
Spreche immer so schön und süß zu uns, wie jetzt vor der Wahl.
Lasse Deine Worte auch später niemals bitter werden, wie 'ne 34.
Denn wisse: „Ein bitteres Wort erzürnt das Herz und sticht wie 'ne 24."
Hebe und fördere den 14.
Erlöse uns von dem Trust.
Gib uns Protektion und sorge allezeit für des Volkes Gedeihen!
Versprichst Du uns dieses, so stimmen wir Alle am nächsten Dienstag für McKinley.

Sternräthsel (483).

Von C. L. Scharien, Chicago.



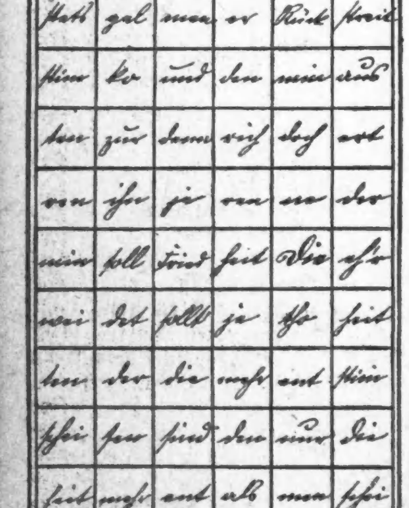
Die kleinen Sterne sind durch Buchstaben so zu ersetzen, daß sich Worte nachstehender Bedeutung ergeben:

Von 1 bis 3, Name eines Kandidaten für die bevorstehende Nationalwahl.
Von 3 bis 5, ein gemischtes Metall.
Von 5 bis 2, Name eines anderen Kandidaten für die Nationalwahl.
Von 2 bis 4, ein militärischer Ausrüstungs-Gegenstand.
Von 4 bis 1, bekanntes Fremdwort für Wirklichkeitslehre.

Die zu benutzenden Buchstaben sind:
A B E E E E E E E E I I I L L M
N N O O O O R R R S S S S T
T T U U V

Rösselsprung (484).

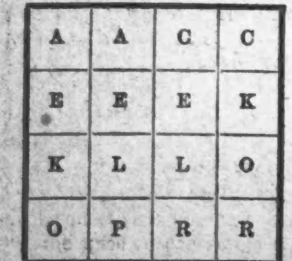
Von George Rüdiger, Chicago.



Nebenräthsel.

3. Quadraträthsel.

Von Frl. Elfrieda Heese, Chicago.



A	A	C	C
E	E	E	K
K	L	L	O
O	P	R	R

Die Buchstaben sind so umzustellen, daß die wagerechten und senkrechten Reihen nennen:

1. Ein Kleidungsstück.
2. Einen Stein.
3. Ein Fremdwort für „Sorge".
4. Ein Viehfutter.

1. Buchstabenräthsel.

Von Rinaldo M., Chicago.

Mit B bin ich von großem Nutzen,
Doch willst Du ernten, mußt Du putzen;
Mit S setzt man es an die Kleider;
Mit Z gebraucht es jeder Reiter.

2. Räthsel.

Von J. B., Racine, Wis.

Es wurde schon gegeben
In manchem Opernhaus,
Doch stell' auf andern Fuß es,
So wird ein Unding d'raus.

4. Füllräthsel.

Von „De Kloksnut", Chicago.

. . e . e — . . . . e — . e . . e . . e . — . e . — . . e . —

Anstelle der Punkte sind Buchstaben zu setzen, so daß sich ein bekanntes Sprichwort ergibt.

Lösungen zu den Aufgaben in voriger Nummer:

Worträthsel (473).
Stockfisch.
Richtig gelöst von 94 Einsendern.

Räthsel (474).
Fessel — Flügel.
Richtig gelöst von 87 Einsendern.

Scherzräthsel (475).
Der Stuhl.
Richtig gelöst von 86 Einsendern.

Zahlenräthsel (476).
Beil, Biel, Lieb, Leib, Eil'.
Richtig gelöst von 98 Einsendern.

Leistenräthsel (477).
Menelik, Teheran, Pilatus.
Richtig gelöst von 81 Einsendern.

Räthsel-Pyramide (478).
I, Ei, bei, Bier, Birne, Berlin.
Richtig gelöst von 98 Einsendern.

Lösungen zu den „Nebenräthseln" in voriger Nummer.

Kreuzräthsel. — Alexander.
Gleichklang. — Thor.
Buchstabenräthsel. — Lunge, Zunge, Junge.
Worträthsel. — Bleistift.

Richtige Lösungen

sandten ein:

F. A. Frintner (6 Preisaufgaben—0 Nebenräthsel); L. Ostertag (6—4); Geo. Rüdiger (6—3); Frau E. Scheffler (5—2); Frau A. Behring (4—3); H. Timm (6—2); Adolf Weber (6—0); Theo. C. Goebel (5—2); H. Langfeldt (3—2); G. Michael, Hammond, Ind. (5—2); „Julia" (6—1); Johann Lotz, Ft. Wayne, Ind. (0—1); Otto Kadee, Milwaukee, Wis. (5—0); Wm. Deubel (6—0); Frau Anna Pinnow, Maywood, Ill. (6—1); Fritz Kirchherr (6—3); John Rushel, Danville, Ill. (5—0); F. X. Reim (6—1); Adolf Huber (6—1); Berthold Ihrcke (5—0); Leo. F. (4—0); Rudolf Schweitzer (6—1); J. C. Weigand (6—3); Frau Marie Lange (5—1); Michael Schmitt (5—0).

G. Michael, Hammond, Ind. (1—1); Frau Minnie E. Pause (5—2); F. C. Pich (4—2); Frau Maria Vogl, Milwaukee, Wis. (5—0); Apollonia Rieß (5—2); Frau C. Runge, Austin, Ill. (5—2); Frl. Elfrieda Heese (2—1); Frau F. W. Koopman (6—0); Joe Ertl (2—1); Wm. Becker (6—3); A. Z., Irving Park (2—1); Frl. Anna Consoer (4—2); Frau L. Reitter, Leverett, Ill. (5—2); Frau Rötzheim (5—2); Frau F. Zielke (4—2); Heinrich Marx (6—0); Frau Hilde (3—1); Geo. Geerdts, Maywood, Ill. (6—4); G. A. Steinhilpert (3—1); F. A. Mueller (6—4); H. H. Behnke (5—1); Frau Emma Kredler (3—2); Hugo Illing (4—0); Andreas Heimburger (6—0); Ferdinand Joggerst (5—1).

Joseph Frank (4—1); Paul Reuter, Plano, Ill. (4—1); Fritz Leschmann (5—2); L. Schroeder, Kelley, Ind. (2—1); Frau Emma Bolten (6—0); Frau Louise Schnitzler (5—1); Frl. Frieda Woerner (4—1); Frau M. Wiese (4—2); „Ludwig" (3—0); Frau Bertha Liebich, Oak Lawn, Ill. (2—1); Frl. Marie Raecke (4—0); Frau Frieda Ladewig (3—1); Fritz Allner (6—0); Karl Peter Hansen (4—0); Frau Anna Huber (5—3); F. L., Davenport, Ja. (5—2); Myra Loewenthal (3—2); Frau Pinger (4—1); Frau Bertha Knuepfer (6—1); Frau Virginia Kemmet (4—0); Andy Seifert, South Bend, Ind. (3—1); John Neuhaus (6—2); Eduard Ochs (5—0); Frau Katie Mueller (5—0).

J. Beil, Racine, Wis. (6—2); J. J. Hennecke (5—0); G. Bieleck (3—1); Frl. Kathar. Hauprich (0—1); Frau Liebich (6—3); Frl. Alma Boehme (6—0); Henry Meyer (6—0); M. Joetten (6—2); „Robbe" (6—1); Peter Herres (6—0); J. E. Moser (4—0); Fr. B. Zimmermann (4—1); Frl. Ella Groß (5—1); Frau H. Froehlich (6—0); Lina Bechlin, Oak Lawn, Ill. (5—2); Frank Koepke (5—2); Frau Emilie Lammell (3—2); A. F. Hintze (6—0); H. Draeger, Davenport, Ja. (3—3); Frau Louise Schnitzler (5—1); Aug. F. Marx (6—0); W. C. Krause (6—4); Albin Kiburz (5—0); Frl. Klara Kautz (5—2).

Frau Anna Riederer (6—0); Jacob Holzhausen (6—3); Wilhelmine Weber (3—1); Herman Weiß (4—0); Frau Lilly Kern (2—1); Frau A. Milling (4—2); Frau Marie Hoyng (5—2); Frl. Marie Beuter (0—1); Frau Martha Huber (6—0); F. Zielke (4—1); Frl. Clara Weiß (6—4); John Irion (5—0); Fred. Roederer (5—2); Johannes Teubner, Springfield, Ill. (5—2); Luise Wolf (5—1); Frau E. Lomberg (5—2); Heinrich Heins, Galena, Ill. (5—1); M. Bodammer (3—2); Frau Katie Schilp (6—3); Frl. Therese Waczuley (6—3); Stella Langendorf (6—2); Ildephonso v. Dastis (3—2).

Prämien gewannen:

Worträthsel (473). — Loose 1—94; Frau Anna Riederer, 452 W. Chicago Ave., Chicago; Loos No. 83.

Räthsel (474). — Loose 1—87; Eduard Ochs (keine Adresse), Chicago; Loos No. 49.

Scherzräthsel (475). — Loose 1—86; Berthold Ihrcke, 414 Garfield Ave., Chicago; Loos No. 17.

Zahlenräthsel (476). — Loose 1—98; H. Draeger, Davenport, Ja.; Loos No. 90.

Leistenräthsel (476). — Loose 1—81; Hugo Illing, 5924 S. Halsted Str., Chicago; Loos No. 33.

Räthsel-Pyramide (478). — Loose 1—98; Frau Louise Schnitzler, 373 Ost Division Str., Chicago; Loos No. 51.

Briefe an den Räthsel-Onkel.

Geehrter Räthselonkel!

Sage meinen besten Dank für gütige Zusendung des Buches; ich habe jetzt ein halbes Dutzend von den hübschen Büchern: 2 Deutsche, 3 Franzosen und 1 Engländer. Ich denke, daß ich ziemlich Glück gehabt habe, denn ich glaube, daß nur wenige Leser so viele Bücher und noch weniger mehr haben. Mit bestem Gruß Frau Neu.

Hoch und dreimal hoch!

Vor der Frau Lange
Ist mir nicht bange,
Weil ich nur fange
Von ihrem Gesange
Was mir d'ran gefällt.

Es lebe lange
Die gute Frau Lange
Mit rosiger Wange!
Ich halt' ihr die Stange
Und wünsch' ihr viel Geld.

Robbe.

Chicago, 31. Okt. 1900.

Ach liebster, bester Onkel mein,
Wie kannst Du nur so böse sein
Und denken, daß herum ich trage
Ein schwarzes Herz am lichten Tage?

Die Liebe, so rein,
Wollt' ich preisen allein.
Vergleichend den Haß,
Der die Wangen macht blaß,
Wie's nur Dichtern geziemt,
Die werden berühmt!!!?

Das Scherzen sollt' ich nicht versteh'n?
Geh', Onkel, Du hast Dich verseh'n;
Sollt' Pulverdampf an Rosen riechen,
Und Schlangen seh'n vorüber kriechen?!

Nur Lilien bleich,
Seh' ich wachsen am Teich;
Und Röslein, so roth,
Die scherzen sich todt,
Und das Haidekraut
Hör' ich lachen laut.

Und fühlt Dein Herze kein Erbarmen,
Schickst Du mich flugs zum Tartaros,
Dann bitte, sende mit mir Armen
Den Leopold, deß Schuldbuch groß —
Groß seine Sünde, wie sein Schweigen,
Die „Kloksnut" wird 'nen Marsch uns geigen
Und Julchen zähmt den Cerberus.
Freund Sigmund könnt'st Du mit uns schicken,
Der müßte — wenn es nöthig wär' —
Die arg zerriss'nen Kleider flicken;
Der Topsy gäben wir die Ehr',
Den ganzen Zug auf dem Kameele
Zu leiten, jenen Weg zur Hölle —
Freund Plattfot humpelt nebenher.
Es könnte tragen die Frau Hilde
Den Wasserkrug nach Kneipp'scher Art.
Der Eduard, so sanft und milde,
Verschön' mit Wohlthun uns die Fahrt.
Das Bockshorn blase Frau Luise,
Freund Hannis flöte uns gar süße;
Base M. L. die Fahne wahr'.
Doch Herr Georg, der könnte sorgen
Für Ice Cream und für Cracker Jack —
Ich bin bereit, weist Du mich morgen
Schon aus der schönen Räthseleck'.
Was sagst Du, daß ich nicht verstehe?
„Ach, liebe Nichte, noch nicht gehe!" —
Ich kann mich rühren nicht vom Fleck
Und sinke hin in bitt'rer Reue,
Rufend: „O Onkelchen, verzeihe!"

Mit Gruß an Alle Lieschen.

Lieber Räthselonkel!

Aber Onkelchen — nein, so was . . .! Nicht nur, daß Sie mir nichts mehr glauben wollen, jetzt haben Sie mich noch in Verdacht, daß ich kneipen thue! Onkelchen, als ich Ihre Antwort las, da wurde ich ganz roth — aus Entrüstung — denn ich bin so temperenzlerisch, daß ich für den Bryan nicht stimmen möchte, nur—weil sein „Picture" in jedem „Saloon" hängt (das glauben Sie mir doch?). Nun, und da habe ich Ihnen fürchterliche Rache geschworen. Daß ich die letztere nicht ausführe, haben Sie nur dem Lieschen zu verdanken. Der Beitrag des Lieschens hat mich so schrecklich gerührt, daß ich beschloß, mich in der Zukunft zu bessern. Als den ersten Schritt zur Besserung dürfen Sie das Geschenk betrachten, das ich der Topsy zum Geburtstage verehrte. Ich schenkte ihr nämlich einen „Liebesbriefsteller" und eine Schachtel „Liebesbriefpapier" das mit Rosen und Vergißmeinnicht bemalt ist — jeder einzelne Bogen! Die Topsy war darüber ganz außer sich, wie ich glaube, vor Freude — behaupten kann ich dies aber nicht, denn sie konnte vor lauter Rührung kein Wort herausbringen. Da ich schon in der versöhnlichen Stimmung bin, möchte ich Sie gerne ersuchen, dem Vetter Leopold einige Zündhölzchen zu schicken, damit er wieder das Feuer in seiner Schmiede anzünden kann. —

Ich komme gar nicht aus dem Staunen heraus, was Alles dem Vetter Kloksnut meinetwillen passirte. Erst hat er am Größenwahn gelitten, daß ihm alle Mädchen nachlaufen, und jetzt hat er die fixe Idee bekommen, daß ich ihn verfolge, — es wird ja immer schlimmer. — Eduard und Robberich haben sich wahrscheinlich so herzlich die Hände geschüttelt, daß sie in die letzteren den Krampf bekamen, und jetzt schreibunfähig sind. Oder hätten die Beiden gar etwas zuviel auf Brüderschaft getrunken?

Mit vielen Grüßen verbleibe ich Ihre sich bessernde Nichte Julia.

Ravenswood, 2. Okt. 1900.

Bester Onkel!

Wenn die französischen Detektives irgend ein geheimnißvolles Verbrechen aufzuklären haben, heißt es: „Cherchez la femme"; bei uns in Wien sagt man: „Laß nur die Köchin reden!" — Kloksnut hätte besser gethan, über die „Hundegeschichte" zu schweigen, denn gestern habe ich gegen ihn ein „Law suit" angestrengt, wegen Vergehens nach Paragraph X „Veruntreuung meines Hundes und Verleitung der „Butcher" zum Verkauf von „Hundswürsten" ". — Oh, mein armer Cäsar! — — da auf des Hundes Lizensmarke „Ravenswood" stand, so hätte Kloksnut Rücksicht nehmen müssen; denn wenn er nur ein bischen Geographie kennt, muß er wissen, daß die Hunde von Ravenswood wie Jedermann hier „temperenz", alsoWassersaufen gewöhnt sind. Sollte es jemals dem Lake Michigan einfallen, uns überschwemmen zu wollen — mit Hilfe unserer Hunde säßen wir bald wieder wie die Lämmchen auf dem Trockenen. — Also „Wehe geschrieen" über meines Cäsars Mörder! — —Wenn auch unser Haideröschen einen „Paris" gefunden, der sie „a la Belle Helene" entführt, so würde das doch nicht denEffekt gehabt haben, wie Anno dazumal, denn Menelaus hätte einfach in die „Sonntagpost" folgendes „Personal" einzurücken brauchen:

„Helene, Du mein süßes Mauserl, komm' zu Deinem Menelauserl, es sei Alles Dir verzieh'n."

Mit bestem Gruß Ihre Nichte Marie L.

Chicago, 29. Okt. 1900.

Liaber Onkel!

Sag' no ganz schnell, woas ischt bassirt, giabts iatz an Schrab-Kriag? Dia Basa wolle wohl gern Alle nausschmeiße aus d'r Ecken, d'mit 's ganze Reich für sich hänt. Sell goht net, mir häbbe au no 'was z' sage. Die „Kloksnut" ka scho kluag schwatza, 's arme Hundsviech ka jo nichts dafür, daßt 's so gern küßt, 's geht 'm eaba so wia mir, und ich beh koa Hund. — 's Julche soll sich doch b'sinna, ob's wirkli aus d'r Haut 'naus will, nachhe könnte mer z'samma flicka, und 's Liasel könt ihr an Vers schreiba; die hot der Peg zum Fressa gern. Frau Hilda schoant an guata Moannung vo uns z' hoabe, denn als Mensch ka doch blos a Mann g'moant sei. Wo ischt denn 's Schwoaba-Liesel?

Dias ischt für den Stoffel:

Du armer Stoffel
Bischt unter'n Pantoffel;
's ischt wahrli net scheen.
Doch freu' Dich des Leabens,
's ischt drum net vergebens,
Auch Helden könnt Mädla seh'n.

Mit am schöana Gruaß an d' ganze Ecken und an extra schöana für den Ohm

Ihr Ludwig.

Chicago, 30. Okt. 1900.

Geehrter Onkel!

Sie haben vielleicht auch schon gedacht, ich hätte Reißaus genommen, aber da sind Sie auf dem Holzwege, so schnell laufe ich denn doch noch nicht. Ich konnte nur letzte Woche nicht schreiben, weil der Schreck mir alleGlieder gelähmt hatte. O, diese Nichten! Diese Basen! Erst wollen sie Schlittschuh-Partien und Cake-Walks auf meinem Kopfe veranstalten und jetzt wollen sie mir noch sogar eine Kunigunde „aufhalsen"! Brrr!!!

Wenn doch nur ein Romeo käme und die Julia entführte, dann hätte wenigstens die arme „Kloksnut" Ruhe!

Mit Gruß Eduard O.

Springfield, 31. Okt. 1900.

Werther Onkel!

Na, das Drückche hat sich diesmal aber gründlich geirrt. In meinem ganzen Leben habe ich die Dankbarkeit für die erste Tugend des Menschen — und ein preußischer Füsilier ist ja auch einer — gehalten, und da soll ich mein Drückchen, die zwei Jahre lang meinen Muth und meine Tapferkeit durch allerlei Hilfsmittel auf der etats- bezw. vorschriftsmäßigen Höhe erhielt, auf eine so niederträchtige Weise im Stich gelassen haben? Nee, das wird wohl ein Kamerad vom 16. Rgt. gewesen sein. Wenigstens gehört die Gereonshofstraße zu deren Bezirk. Ich habe am Hohenzollernring karressirt, aber ich habe nicht mein Drückchen verlassen, sondern sie mich. Wie das kam? Na, es war kurz vor dem letzten Manöver, und ich wollte meinen Schatz, der nicht weit von der Hahnepooz sein kochendes Dasein verbrachte, noch einmal abholen, um sein Portemonnaie wie gewöhnlich zu verwahren, doch als ich an's Haus kam, — die Liebste kochte bei meinem Divisions-Kommandeur — sagte mir der Posten, Drückchen sei nach „Dücks". Gut, ich also schneller als sonst, durch ganz „Kölle" und über die Schiffbrücke nach „Dücks" (Deutz). Ich wollte, ja, aber ich kam nicht hinüber. Ich überlegte gerade, wie schön es eingerichtet sei, daß ein Soldat kein Brückengeld zu bezahlen brauchte, zumal wenn man keine „twee Penning" in der Tasche hat, als ich plötzlich einen Deutzer Kürassier-Unteroffizier vor mir sah, und — oh Schrecken, mein Drückchen an seiner Seite! Ich stand da, wie Lots Weib, und machte nicht einmal mein Honneur, so erschrocken war ich. „Na, Sie Lümmel, wissen Sie nicht, was Sie zu thun haben?" Mit diesen Worten brüllte mich der Gewaltige zum Bewußtsein zurück! „Jawohl, Herr Unteroffizier", das war Alles, was ich hervorbrachte. „Dann nehmen Sie gefälligst Ihre Knochen zusammen, wenn Sie mit mir sprechen!" Damit nahm der Herr „Hungeroffizier" meinDrückchen am Arm und schob weiter nach Köln zu. Ich stand da, und guckte den Beiden nach, es war mir wie im Traum. Die Enttäuschung war zu schrecklich! Ich, mit keinem Pfennig in der Tasche, mit knurrendem Magen und trockener Kehle, und dieser elende Gurkenschalenträger mit Drückchens Portemonnaie in seiner Tasche — es war zum verzweifeln! Ich stände vielleicht noch heute auf der Schiffbrücke, wenn mich die Brückenwärter nicht weggejagt hätten, weil sie die Brücke auskehren mußten! Aber, Racheblutwurst kochte in meinem gebrochenen Herzen. Erst wollte ich in den Rhein springen — da wäre ich aber „versapen", wie unsere Kloksnut. Das war mir zu gefährlich. Nach „Dücks" bin ich den Tag nicht gekommen, aber Noth macht erfinderisch. Noch denselben Tag habe ich mir eine Andere angeschafft, allerdings kein Drückchen, sondern eine — na, Annaberg sagt den Namen, und die konnte so gute „Riefkuuchen" backen, und deshalb habe ich sie auch „gehüraath". Daß Sie, ich meine das Drückchen von der Räthselecke, nicht in die Gereonskeeß gekämmen sind, freut mich; das entspricht auch zu wenig der Bestimmung des Weibes. Und die Kölsche Mädchens Botzen — die sind allright!! Und die Hahnepooz —? Na, da soll dem . . . Hurrah für alle Drückchen und Alaaf Köln! J. T.

Edgwater, 30. Okt. 1900.

Sehr geehrter Herr von Räthselonkel!

Seit langer Zeit fühlte ich das Bedürfniß, mich der verehrten Räthselecke ergebenst vorzustellen, d. h. wenn's erlaubt ist; auch hatte mich stets eine angeborene Bescheidenheit, die zwar die Jungfrau ziert, davon abgehalten. Nun, heute habe ich mir mit zwei „Cocktails" Muth zugetrunken und mit solchem „Nerve" versehen, mache Ihnen, Onkel, den Basen und Vettern meine Reverenz. Nachdem mir mein Paß, Geburtsschein etc. etc. abhanden kamen, um mich zu legitimiren, so mache ich die verehrte Verwandtschaft mit meiner Leidensgeschichte bekannt:

Soeben wurde ich als Koch aus dem Auditorium-Annex heraus—geschmissen!

So leb denn wohl, du Blumenkohl,
Du holde Braut mit Sauerkraut.
Ade — ade, du Kalbsfilee,
Dem ich die Würze gab.

Seit Jahr und Tag hatt' ich nur Plag',
Ich kehrte Schnee und war Bankier,
Und hab' mich dann als Kautschuckmann
Erweitert und verengt.

Ich stellte dar ein Dromedar,
Im Zirkusg'spann und machte dann—
Ich bitt', sagen's nix—in Stiefelwichs
Mit Vitriol vermengt.

So nährt' ich mich in allen Branchen
Als Mensch und Vieh mit großer Müh'.
Das Glück, meinPech zu verpantschen
Das Glück allein, das hatt' ich nie.
Ein armer Waisenknabe ohne Stovepipe.

Leo F.

Chicago, 31. Okt. 1900.

Verehrter Herr Räthselonkel, werthe Basen und Vettern!

Ich denke, es ist der Neckerei und des Scherzens meinerseits jetzt genug. Man soll auch damit nicht zu weit gehen, denn „der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht." Und „allzu scharf macht schartig!" Indem ich mich von den lieben „Basen" gerne für besiegt erkläre, und denselben das Feld überlasse, nehme ich heute als „De Kloksnut" Abschied aus der Räthselecke, werde derselben jedoch als F. L. treu bleiben. Mich länger als „Kloksnut" und Junggeselle „aufzuspielen", halte ich nicht für angemessen. Ihnen, werther Herr Räthselonkel, sagt „De Kloksnut" hiermit seinen herzlichsten Dank für die Geduld und Aufmerksamkeit, mit der Sie seine armseligen Zuschriften aufgenommen haben. Den lieben „Vettern" und „Basen" wird „De Kloksnut" stets ein „vetterliches" Andenken bewahren.

Gruß an Sie und die humorvolle Ecke von Fritz Leschmann, (genannt „De Kloksnut").

Chicago, 29. Okt. 1900.

Mien leiw Räthselonkel!

To allererst will ick den Gruß von unsern Kloksnut erwidern, aberst hei brukt mi nich to beduern, da ick mi ganz glücklich befinnen dau; hei möt een ganz hartgesottene Junggesell sien, na, vielleicht findt hei noch de Richtige, wo hei anbieten deit. Ward sick aberst dann de Julia freuen; se hett recht, wenn se seggt, dat de verheiratheten Neffen sick nich inbilden, dat alle Deern ihnen nalopen. Tum Goden un Besten von alle Nichten un Neffen will ick man erklären, dat dat ganz un gor nich de Fall mit mi wär.

Ick kann mien Fründ Kloksnut nich begriepen, dat he keen Hunn lieden mag, wiel, as he seggt, de ümmer de Wiefslüd dat Mul beleckt. Fründ Kloksnut, ick gläuw, Du büst iefersüchtig, vielleicht wüllt se Di nich ranlaten, wiel Du so öber se schipen deihst, dat künnt se nich verdregen.

Mit Gruß an Alle

De Hamborger Jung.

Lieber Onkel!

Lieschens Spatzengeschichte hat mich sehr betrübt. Daß solch' ein alter Spatz so viel Unheil anrichten kann, hätt' ich nie gedacht. Jedenfalls war es ein alter Junggeselle. Fragen Sie Lieschen, ob jene Spatzen wieder zu singen anfangen würden, etc., so daß der Wald wieder erstehen könnte, wenn besagter Spatz zuerst sein Unrecht einsehen und den Anfang machen würde. Ich würde ihm dann folgendes Lied vorschlagen:

Kein reiner Glück ist Dir beschieden,
Als nach des Tages drängend Thun
In Deines Hauses Abendfrieden
An treuem Herzen auszuruh'n.
Da draußen ist ein tobend Eilen,
Das Beste bleibt nur halb bestellt —
Hier Innen darfst Du nicht mehr theilen,
Dein Eigen ist die ganze Welt.

Mit Gruß F. V. M.

Chicago, 29. Okt. 1900.

Lieber Onkel!

Ich bitte um die Erlaubniß, mich noch so hineindrängeln zu dürfen in die Räthselecke, denn wie ich sehe hat sich die muthige Humpty Dumpty so langsam wieder davon gemacht. Das kommt bei mir nun nicht vor; die lieben Nichten können sich freuen, daß sie wieder eine muthige Kampfgenossin haben, denn mit dem Munde stehe ich meinen Mann.

Mit Gruß Madame Schultzen.

Räthsel-Briefkasten.

Robbe. — Solche einfache persönliche Grüße scheinen dem Onkel nicht recht angebracht in der Ecke. Die Personen, an welche sie gerichtet sind, freuen sich gewiß darüber oder auch nicht, je nachdem; für die übrigen Tausende Leser können sie keinerlei Interesse haben und auf diese müssen wir Rücksicht nehmen. In ein wenig pikanter und humoristischer Bekleidung läßt man sich dergleichen schon eher gefallen. Ihr heutiger „Gruß" an die Dame fand gern Aufnahme.

Albin K. — Hätten Sie die Lösungen immer eingeschickt, so wären Sie heute wohl schon im Besitz von einem halben Dutzend und mehr Räthselprämien, wie manche andere Leser. Wir nehmen von vornherein an, daß für unsere Leser die Bücher ihren Hauptwerth durch die Art der Erwerbung erhalten. Gruß.

Frau Anna R.—Sie schreiben: . . „Aber so seid Ihr Männer — Alles wird wörtlich genommen!" Und es ist auch wirklich wahr, die Männer sind noch recht schwer von Begriffen; schwerfällig und plump und nehmen noch oft das Gesagte für buchstäbliche Wahrheit. Wenigstens gilt das für den Onkel, und dessen Fall wird noch verschärft, durch seinen heillosen Respekt vor den Frauen, der ihm gar nicht erlaubt, einer Erklärung oder Behauptung von weiblicher Seite zu widersprechen; es nützt ja doch nichts. Nun hat er's mit seinem blinden Glauben wieder nicht recht gemacht!—Es ist jederzeit des Onkels glühendster Wunsch, es Allen und insbesondere allen Frauen, mit denen irgendwie in Berührung zu kommen ihm das Glück wird, in allen Stücken recht zu machen, und er möchte dementsprechend auch gerne solche Mißverständnisse für die Zukunft vermeiden. Wie wäre es da, verehrte Frau, wenn Sie jedes Mal dabei schrieben, ob Sie meinen, was Sie schreiben, oder ob Sie das Gegentheil meinen, oder nur die Hälfte oder ein Viertel zu glauben ist? Das würde ganz gut gehen. Oder es geht auch so, wenn man sich nur erst ordentlich kennt. Der Onkel hat einmal einen Mann gekannt, der kannte eine Frau, die pflegte der Ankündigung von irgend etwas Gewolltem hinzuzufügen: „Ich meine es wirklich", oder „ganz, ganz gewiß", oder endlich „wirklich und wahrhaftig, das werde ich thun", u. s. w., und aus dem Grad der Betheuerung konnte er ersehen, wie Ernst es ihr war. Wenn sie sagte „ich meine es wirklich", so hielt sie sich selbst noch der Ausführung ihrer Drohung für fähig; sagte sie „ganz gewiß", so glaubte sie selbst nicht mehr daran, und klang es „wirklich und wahrhaftig" aus ihrem holden Munde, so wußte sie, daß auch er nicht mehr daran glaubte. Einmal rief sie ihm zu: „Sie sind ein schrecklicher Mensch, ein Scheusal: ich hasse Sie, — wirklich und wahrhaftig". Und da wußte er, daß sie ihn liebte und er nahm sie in die Arme und küßte sie. — Der Onkel hat immer gemeint, jene Frau sei eine Ausnahme gewesen — nun sagen Sie, daß auch Sie nicht meinen, was Sie sagen; also noch eine Ausnahme, oder sollten jene Frau und Sie die Regel repräsentiren? — Freundlichen Gruß!

Frau Marie H. — So naht sich die Versuchung! Liebenswürdig und bestechend! Aber gefährlich werden kann sie dem Onkel nicht. Wann hätte ein Begriff, ein Gedanke sie zu fürchten gehabt?!

Hugo M.—Das Gedicht ist hübsch, paßt aber nicht in die „lustige Ecke" und sonst hat die „Sonntagpost" keinen Raum für Gedichte. Zudem ist der Gegenstand doch schon früher behandelt worden.

Ferd. J. — Ihr Herzrösselsprung soll noch Verwendung finden; er ist allerdings etwas breit — neun Felder, während acht für eine Spalte in der Regel das Höchste ist — aber es wird wohl gehen.

„Madame Schultzen". — Glauben Sie eine Ausnahme zu sein? — —

Frau Neu. — Sie hätten noch Besseres verdient, denn seitdem die Räthselecke in's Leben gerufen wurde, hat Ihr Name wohl niemals in der Löserliste gefehlt. Freundlichen Gruß der Treuen.

Julia. — Ein löblicher Entschluß. Aber zum wievielten Male versprechen Sie das, Nichtchen?

F. L. — Aha, der „Kloksnut" wurde die Geschichte etwas „brenzlich", wie man in Sachsen sagt, und sie zieht sich tapfer zurück. Sehr klug, denn der Kluge gibt bekanntlich nach.

Eduard O.—Wollen Sie's nicht einmal mit der Rolle des Romeo versuchen? Aber nehmen Sie sich in Acht, ganz ungefährlich wäre das nicht.

Lieschen. — (Fortsetzung.) —
Und der Onkel, der nahm sie sanft in den Arm
Und drückte sie an sein Herze so warm,
Sprach: „Lieschen, liebes Lieschen, mein,
Gern will ich Alles Dir verzeih'n,
So Du nur bleibst und gehst nicht fort,
—Ist doch für Dich die Eck' der beste Ort.—

Frl. Therese W. — Soll nicht wieder vorkommen.

Fr. M. A. —
Nimm zu Herzen dir die Lehr':
Renn' nicht hinterm „Gestern" her,
Hasche nach dem „Morgen" nicht,
Sieh dem „Heute" in's Gesicht!
(Lemke.)

Neue Beiträge liefen ein von: Frau Pinger; George Rüdiger; Frl. Katharine Hauprich; Geo. Geerdts, Maywood, Ill.; F. A. Mueller; Herman Weiß; Frank Koepke; Peter Herres; Ildephonso v. Dastis. — Dank.

F. C. Pich; Hugo J. — Für Ihre freundlichen Zuschriften fehlte uns diesmal der Raum. Vielleicht können wir die nächste Woche noch benutzen.

Theo. C. G. — Die drei Streichhölzer sind in die Ecken des Grunddreiecks aufrecht schräg nach der Mitte zu stellen, so daß sie eine Art Pyramide bilden, deren Seiten drei Dreiecke sind.

Technische Rundschau.

„Halt, Werda".

Daß es nicht möglich ist, Geldschränke, Kassetten, gepanzerte Gewölbe und dergleichen zu schaffen, die den Künsten der Herren Einbrecher widerstehen können, darüber dürfte man in den Kreisen der Fachleute einig sein. Die einzige Möglichkeit, sich vor einem Einbruche zu schützen, läßt sich durch geschickt konstruirte Signalvorrichtungen erreichen.

Eine sehr raffinirte, elektrische Sicherung für Geldschränke ist unter dem Namen „Halt, Werda" in Berlin auf den Markt gebracht worden. Sie setzt sich aus zwei Theilen zusammen, die durch Fernträhte, in welchen eine elektrische Batterie eingeschaltet ist, miteinander in Verbindung stehen. Der erste, der Kontrolapparat, wird auf die Thür des Geldschrankes befestigt, der zweite, der Anzeigeapparat, eine Weckervorrichtung, befindet sich beim Portier oder sonst bei einer wachthabenden Person. Der Kontrolapparat enthält vier besondere Einrichtungen: ein Mikrophon, einen Erschütterungskontakt, einen Apparat zur Sicherung des Schlüsselloches, und einen Temperatur-Kontakt.

Durch das Mikrophon wird das leiseste Geräusch, das im Zimmer entsteht, wo der Kassenschrank sich befindet, für den Wärter wahrnehmbar gemacht, wenn er die Hörer an das Ohr nimmt. Der Schutz für das Schlüsselloch wird durch eine festgespannte Kette geschaffen, die vor dem Schlüsselloch vorübergeht. Jeder Versuch, mit dem Schlüssel zum Schlüsselloch zu gelangen, setzt den Wecker in Thätigkeit. Sollte der Einbrecher versuchen, an irgend einer Stelle die Wandungen oder die Thür des Geldschrankes anzubohren, dann verursacht der Erschütterungskontakt wiederum die Auslösung der Signalglocke. Zumeist haben sich die Einbrecher beim Versuche in das Innere eines stahlgepanzerten Raumes zu gelangen, der Gewalt der Stichflamme bedient. Bei unserem Signalapparate ist auch dieser Versuch durch die Temperaturkontakte unmöglich gemacht. Die feinen Sicherungsapparate sind häufig durch ein höchst einfaches Mittel dadurch außer Thätigkeit zu stellen, daß man flüssiges Wachs und dergleichen in ihr Inneres gießt. Das veranlaßt dann, daß die Kontakte nicht in Thätigkeit treten können. Im „Halt, Werda" wird dieser Versuch durch den Temperaturkontakt ebenfalls ausgeschlossen.

* * *

Die ersten Versuche, über verhältnißmäßig weite Strecken ohne verbindenden Draht zu telegraphiren, gingen bekanntlich, wie wir hier seiner Zeit berichteten, von dem berühmten englischen Telegraphen-Ingenieur Sir William H. Preece aus. Er spannte gleichlaufend zu einander in Entfernungen von 4—5 Meilen Drähte von ½ bis 1¼ Länge aus, die in Erdplatten endigten. Wurde dann durch den einen Draht ein elektrischer Strom gesendet und dieser durch einen Morseschlüssel zu langen oder kurzen Zeichen unterbrochen, dann war man im zweiten Drahte imstande, diese Zeichen wahrzunehmen und sie auf Grund des Morsealphabets zu entziffern. Zu dieser Entzifferung der Morsezeichen verwendete man zumeist einen Fernsprecher. Der Assistent des Mr. Preece, Mr. Gavey, kam dann auf die Idee, in jeden der beiden Drähte ein Telephon einzuschalten und so die Sprache direkt ohne Draht zu übertragen. Der Versuch gelang, und damit waren die ersten Grundlagen für eine Telephonie ohne Draht gegeben. In neuerer Zeit sind diese Versuche mit großem Erfolge erweitert worden. Man verfuhr dabei so, daß man die parallelen Drähte in großer Entfernung in die See versenkt werden. Dann wirkten nicht nur die Induktionserscheinungen, sondern die Ströme gehen direkt durch Wasser von Draht zu Draht. Preece konnte sich über 3 Meilen vortrefflich telephonisch verständigen. Die Fernsprechapparate waren die gleichen, wie sie gewöhnlich verwendet werden.

Es steht jetzt fest, daß die Aufgabe der Telephonie ohne Draht über die See hin als gelöst zu betrachten ist. Nach der Meinung von Preece gelingt es in entsprechender Weise auch leicht, von Schiff zu Schiff oder vom Schiff zur Küste und umgekehrt sich durch den Fernsprecher zu unterhalten. Dazu ist es nur nöthig, einen Draht über den Topmast zu spannen und seine Enden mit Platten zu verknüpfen, die in das Meer tauchen. Allerdings wurden hierzu noch keine Versuche ausgeführt.

Vor etwa zehn Jahren hat der damals viel genannte österreichische Ingenieur Meyerhofer, der Erfinder der hydropneumatischen Uhren, durch ein Windrad, das sich auf seinem Hause befand, seine sämmtlichen Uhren aufgezogen. Das geschah in der Weise, daß durch die Umdrehung des Windrades ein schweres Gewicht gehoben wurde und dieses, indem es sich senkte, die Gewichte der Uhren hob oder ihre Federn spannte. Später hat man dann die Bewegung des Windrades zum Antrieb von kleinen Dynamomaschinen verwendet und die so erzeugten Ströme in Akkumulatoren geladen.

Aber erst in letzter Zeit sind dieseVersuche wiederum von Gustav Conz in Hamburg im größern Maße aufgenommen worden. Das Wesentlichste in der neuen Anlage ist die Konstruktion einer entsprechenden Windturbine. Conz verwendet eine solche von 12 Metern Durchmesser und einer wirksamen Fläche von 100 Quadratmetern, die bei einer mittleren Windstärke von 2 Metern in der Sekunde, etwa 11 Umdrehungen in der Minute macht. Sie ist so konstruirt, daß ihre Flügel selbstthätig durch die Kraft des Windes dem Wind entgegenstellen können. Die Leistung ist je nach der Windstärke bis zu 30 Pferdestärken. In ähnlicher Weise, wie bereits oben erwähnt, wird durch die Turbine eine Dynamomaschine bewegt und eine Akkumulatorenbatterie geladen.

Die Anlage soll zur Ortsbeleuchtung verwendet werden und größereAnlagen werden vorbereitet.

* * *

Als vor etwa einem Jahre der Schnelltelegraph von Pollak und Virag in die Oeffentlichkeit trat, haben die Blätter über diese hervorragende Erfindung etwa Folgendes mitgetheilt: Für viele Zwecke des modernen Lebens genügt die telegraphische Uebertragung mit der Hand nicht mehr. Das zeigt sich z. B. während der Börsenstunden an den großen Handelsplätzen, oder wenn parlamentarische Berichte, öffentliche Reden und dergleichen im Interesse der Berichterstattung den Zeitungen telegraphisch übermittelt werden sollen. Um den Forderungen zu genügen, hat man seit einerReihe von Jahren Schnelltelegraphen. Durchaus originell ist bei ihnen schon die Art der Aufgabe. Sie wird beim Morseapparat und Typendrucker. Zunächst pflegt man die ganze Depesche nach einem bestimmten Zeichensystem in einem Lochapparate in einen Papierstreifen einzuschlagen. Der Papierstreifen wird dann mittelst einer Bewegungsvorrichtung durch den Aufgabeapparat. Dadurch wird in kürzester Zeit die Depesche in die Leitung gesendet.

Die bisher gebräuchlichen Schnelltelegraphen waren in ihrer Einrichtung verhältnißmäßig umständlich und zu kostspielig. Erst durch die Ingenieure Anton Pollak und Josef Virag in Budapest wurde ein Schnelltelegraph gebaut und vorgeführt, der in seiner Leistungsfähigkeit, bezüglich seines ganzen Aufbaues durchaus nicht seines Gleichen hat. Er hat eine Uebertragungsgeschwindigkeit von 100,000 Worten in der Stunde.

Im neuen Schnelltelegraphen ist, entsprechend dem Punkt und Strich beim Morsealphabet, der aufgebende Papierstreifen in zwei parallel neben einander herlaufenden Reihen durchlocht und in dieser Weise die Depesche notirt und vorbereitet. Der Sender, der Apparattheil, mit dem man die Depesche aufgibt, besteht zunächst aus einer durch einen kleinen Motor bewegten Metallrolle, die leitend in die Telegraphenverbindung eingeschlossen ist. Sie bewegt den Papierstreifen mit großerGeschwindigkeit vorwärts. Ueber dem Papierstreifen wiederum schleifen neben einander zwei Metallbürsten, die, wenn sie durch die Löcher die Metallwalze berühren, je einen Strom nach der einen oder nach der anderen Richtung senden. Dadurch werden auf der Empfangsstation zwei nach entgegengesetzten Richtungen wirkende Stromstöße verursacht.

Auf der Empfangsstation befindet sich ein Fernsprecher, dessen schwingende Platte mit einem kleinen Spiegel versehen ist. Je nachdem nun der positiv oder der negativ gerichtete Strom zum Fernsprecher gelangt, wird vom Elektromagneten, der sich in ihm befindet, die Platte mit dem Spiegelchen angezogen oder abgestoßen, und dadurch eine auf- und niedergehende Bewegung verursacht. Eine kleine Glühlampe, die den Spiegel beleuchtet, verursacht wiederum einen hin- und hergehenden leuchtenden Punkt. Dem Spiegelchen gegenüber ist auf eine rotirende Trommel ein lichtempfindliches (photographisches) Papier gespannt, auf das der leuchtende Punkt während des Telegraphirens eine auf- und niedersteigende wellenartige Linie erzeugt. Die aufsteigende Welle bedeutet einen Strich, die entgegengesetzt gerichtete einen Punkt im Sinne des Morsealphabets.

Wer jemals die umständlichen und zusammengesetzten Konstruktionen des Schnelltelegraphen kennen gelernt hat, wird mit Bewunderung diesen einfachen Aufbau anschauen.

Was der neue Schnelltelegraph leistet, mögen noch einige Beispiele schildern. Sollte der Inhalt einer Tageszeitung von 16 Seiten oder 40,000 Worten mit dem bekannten Typendrucker übertragen werden, dann würde ein geschickter Telegraphist dazu wenigstens dreißig Stunden brauchen. Der neue Schnelltelegraph leistet das Gleiche in 25 Minuten! Neben dieser unvergleichlichen Geschwindigkeit ist auch die wirthschaftliche Art, wie die Depesche in ihm niedergeschrieben wird, höchst bemerkenswerth. Er schreibt eine Depesche von 500 Worten auf ein Papierblatt von 65 Ztm. Länge und 9 Ztm. Breite in einer Zeit von 22 Sekunden. Die spätere Hervorrufung der photographischen Zeichen erfordert noch außerdem zwei und eine halbeMinute. Der Morseapparat verwendet zur Niederschrift der gleichen Depesche einen 70 Meter langen Papierstreifen.

Wenn dereinst, was wir zuversichtlich hoffen, dieser praktischste aller Telegraphen Eingang gefunden haben sollte, dann werden sich die Kosten des Drahtens schon dadurch sehr ermäßigen, daß der Auftraggeber den oben genannten Papierstreifen selbst vorbereiten kann. Man dürfte dann die Kosten nicht mehr nach der Zahl der Worte, sondern nach der Länge des Papierstreifens in Metern berechnen.

Inzwischen ist der Schnelltelegraph von Pollak und Virag in außerordentlicher Weise verbessert worden. Es ist den Erfindern gelungen, die Depesche direkt in gewöhnliche Kursivschrift zu überführen, so daß sie sofort von jedermann gelesen werden kann.

Mit dem so verbesserten Apparat wurde mit Genehmigung des ungarischen Handelsministers auf der 400 Km. langen Linie von Budapest nach Pozsong hin- und zurücktelegraphirt. Die Uebertragungsgeschwindigkeit betrug 60,000 Worte in der Stunde und die Schrift war außerordentlich deutlich. Einer unserer besten Kenner auf dem Gebiete der Telegraphie, der Ingenieur Julius West, äußert sich über das neue System in der „Elektrotechn. Zeitschr." folgendermaßen: „Die neue Verbesserung des Pollak-Viragschen Telegraphensystems stellt einen der bedeutendsten Fortschritte des Telegraphenwesens seit der Erfindung des Typendruckers dar und sichert den beiden Erfindern eine erste Stelle in der Geschichte des Telegraphenwesens. Während bei der ursprünglichen Erfindung die elegante Weise besonders überraschte, womit die Schwierigkeiten überwunden waren, die die Ladung der Linie und die Eigenschwingung der Membrane verursachten, werden die Verbesserungen, die mit den einfachsten Mitteln die überaus einfache Erzielung einer Zeilenschrift ermöglichen, sicherlich auch in den Kreisen der Fachleute Beifall und Bewunderung erregen."

* * *

Die Herstellung einer unverwüstlichen Tinte ist nicht leicht, und die meisten Versuche, dafür Methoden zu erlangen, sind gescheitert. Es dürfte daher vielen interessant sein, ein Rezept, das sich gut bewährt haben soll, zurGewinnung einer solchen Flüssigkeit zu erhalten. Die neue Tinte setzt sich zusammen aus 23,4 Gewichtstheilen Gerbsäure, 7,7 Theilen kristallisirter Gallussäre, 30 Theilen Eisenvitriol, 10 Theilen Gummi arabicum, 25 Theilen verdünnter Salzsäre, 1 Theil Karbolsäure und 209,9 Theilen Wasser. Eine mit dieser Tinte geschriebene Schrift wurde folgender Probe unterworfen: Man setzte sie zuerst unter einer Glasglocke drei Monate hindurch den Sonnenstrahlen aus, entfernte dann die Glasglocke und ließ sie sechs Monate hindurch in freier Luft liegen. Endlich wurde das beschriebene Blatt in Wasser, dann in Alkohol und endlich in eine Mischung von Alkohol und Wasser getaucht, ohne daß die Schrift angegriffen wurde.

„Ungeziefer."

Was faßt man nicht alles unter diesem, die weitesten Kreise mit Widerwillen erfüllenden Begriffe zusammen! Spinnen, Würmer, Insekten aller Art, um nicht von andern, auf noch viel höherer Stufe stehenden Organismen zu reden, werden mit jenem Worte bezeichnet; und Haß und Ekel gegen solche Geschöpfe vielfach noch durch mannigfache abergläubische Vorurtheile gesteigert. Die Mutter dieser wie aller andern Vorurtheile ist aber die Unwissenheit, was derjenige leicht begreift, der es der Mühe werth hält, sich mit dem Leben und Treiben jener Thiergattungen etwas näher bekannt zu machen. Wessen Interesse wird sich nicht schon in hohem Grade gefesselt fühlen durch die intelligente Thätigkeit der Bienen undAmeisen, die in wohlgeordneten Staaten leben, Arbeiter und Sklaven besitzen, Kriege führen, die kunstvollsten Bauten errichten, Landwirthschaft und Viehzucht treiben u. s. w. Hat doch Darwin z. B. das Gehirn der Ameise das „wunderbarste Substanzatom der Welt" genannt!

Nicht minder würde man sich mit der so auffallend gemiedenen Spinne befreunden, von denen wir hier nur eine der unscheinbarsten der Beachtung empfehlen wollen, die sogenannte W a s s e r s p i n n e, die sogar die Luft, deren sie bedarf, auf merkwürdige Weise von der Oberfläche des Wassers in ihre unterseeische Wohnung zu befördern weiß. Sie holt sie nämlich in einem an ihrem haarigen Unterleib befindlichen Bläschen von oben, streicht sie, in ihrem Nest angelangt, in Gestalt eines Luftkügelchens ab, umspinnt sie mit einer seidenartigen Umhüllung und heftet sie fest. Luftblase auf Luftblase wird so aneinandergesetzt, bis ein nußgroßes, dicht umwebtes Taucherglöckchen entsteht, das sich nach unten öffnet. In diesem, auf die zweckmäßigste Weise gefertigten Zufluchtsort lauert die Spinne wie ein alter Raubritter auf jedes vorüberkommende Insekt, stürzt darauf los und schleppt es in ihre Burg. Kommt die Zeit, wo sie zarten Gefühlen zugänglich scheint, so wäre keinem Männchen zu rathen, ihr unbeschützt zu nahen. Vielmehr baut dieses dann ein ähnliches Glöckchen neben das erstere und sucht beide durch einen Gang zu verbinden, worauf in der Regel die Zwischenwand fällt und die Einigkeit hergestellt wird. Das Weibchen pflegt dann noch ein kleinesNestchen herzustellen, das für die Eier bestimmt ist und als eine Art Wiege in ihrer gemeinschaftlichenWohnung aufgehängt wird. Noch von manchem andernWesen, das mit demBannstrahl der allgemeinen Verachtung belegt ist, wären wahre Wunderdinge zu berichten. Wem erscheint nicht eine Henne mit ihren Küchlein als ein rührendes Bild treuer Mutterliebe? Mit ihr wetteifert aber mit Erfolg der gemeine Flohkrebs, ein reichlich ¾ Zoll langes Thierchen in unsern Bächen und Teichen. Das Weibchen brütet nicht nur seine Eier in besondern Bruttaschen seines Körpers aus, sondern trägt die ausgeschlüpften Jungen auch noch eineige Zeit mit sich herum und gewährt bei drohender Gefahr, ähnlich der Henne, den schon frei lebendenKindern schützende Aufnahme in ihre Bruträume. Ueberhaupt zeichnen sich alle diese Thiere durch eine unübertroffene Liebe und Sorgfalt für ihre Nachkommenschaft aus, die sie mit großer Kühnheit und Aufopferung ihres eigenen Lebens vertheidigen. Wenn an einem schönen Augustabend in den an den Ufern der Seen und Flüsse gelegenen Häuser die Lichter aufblitzen, wird es in der stillen warmen Luft plötzlich lebendig. Aus dem feuchten Element heben sich wie schwärmende Elfen zarte weiße Fliegen empor. Immer größer wird ihre Anzahl; zuletzt erfüllen sie in Myriaden die Luft; alles bedeckt sich mit ihnen, als falle der Schnee in dichten, durcheinanderwirbelnden Flocken. Wie Wolken bewegen sie sich über unsern Häuptern; zu Tausenden schwärmen sie um die Laternen und fallen in Massen todt aus der Luft herab. Aber nicht nur das Licht hat sie getödtet, der kurzen Laufbahn des Lebens dieser Eintagsfliegen sind naturgemäß nur wenige Stunden beschieden. Welche Nahrung sie während dessen zu sich nehmen? Gar keine; sie besitzen nicht einmal einen ausgebildeten Mund und leben thatsächlich nur von Luft, Liebe und Mondenschein. Das Weibchen hat infolge dessen keine Zeit, für die Unterbringung der Nachkommenschaft vorzusorgen; es läßt seine Eier vielmehr ins Wasser fallen. In kurzer Zeit entwickelt sich daraus die Larve, ein gefräßiges Wesen, das kleinen Wasserthieren nachstellt und sich zwei Zoll lange Röhren in der Uferwand gräbt. Ihre Weiterentwickelung nimmt mehrere Jahre in Anspruch. Nach wiederholtem Häuten wird sie zur Puppe, die später gleichfalls ihre Hülle abwirft und sich endlich an einem lauen Sommerabend als Fliege über den Wellen erhebt. In einem einzigen Tage drängt sich ihr Leben zusammen, dann stürzt das Männchen zu Boden, und das Weibchen überlebt es nur so lange, bis es seine Eier der Fluth anvertraut hat. Während wir auf unserem Nachhauseweg noch über die Vergänglichkeit alles Irdischen nachdenken, werden wir an einer dunklen Stelle durch einen märchenhaft leuchtenden Funken überrascht. Bald beharrt er festgebannt an einem Punkt, bald bewegt er sich pfeilgeschwind vorwärts. Wir wissen heute, daß der leuchtende Funke von einem Käfer ausgeht, dem auch nur ein kurzlebiges Dasein in der Zeit des Mitsommers beschieden ist. Seine phosphoreszirende Eigenschaft ist ihrer Natur nach zwar noch nicht ganz klargestellt; nur darin ist man einig, daß das Vorhandensein von Sauerstoff eine unumgängliche Bedingung dabei ist, und daß das Leuchten wahrscheinlich in Beziehung zu dem Minnetrieb des Thierchens steht. Uebrigens besitzt nur das Männchen, der eigentliche „Leuchtkäfer," Flügel, während das Weibchen eher das Aussehen einer Larve hat, und die Bezeichnung „Glühwürmchen" verdient. Den Preis der Schönheit dürfte, nach menschlichem Geschmack, also auch hier, wie mit wenigen Ausnahmen im ganzen Thierreich — Schopenhauer will sogar den Menschen nicht ausnehmen — das Männchen davontragen.

Nun gibt es allerdings auch einige wenige Arten von „Ungeziefer," die dazu berufen zu sein scheinen, das endlose Blutbad, das wir theils aus menschlichem Eigennutz, theils aus reiner Freude alltäglich unter der Thierwelt anrichten, zu einem winzigen Theile an uns zu rächen. Zum mindesten ist wohl schon an Jedem einmal die Versuchung getreten, das Heer der Mücken und Schnaken, Bienen und Wespen zu verwünschen, das ihm die Freude an einem herrlichen sommerlichen Gang durch Feld und Wald nicht ganz ungemischt zutheil hat werden lassen, kräftig zu verwünschen. Zwar kommt es selten oder nie vor, daß uns eine Biene oder Wespe ganz unprovozirt überfällt; um so mehr sind wir aber, besonders an schwülen Gewittertagen, den Angriffen der erstgenannten Arten ausgesetzt. Vorbeugungsmittel gibt es nicht, man müßte sich denn den ganzen Körper mit Nelkenöl einreiben wollen. Die Männer zünden in der Regel eine Zigarre an, ohne aber die blutgierigen Bestien durch den Rauch erheblich zu geniren, obgleich die stechenden Mücken, was von vornherein wohl kaum anzunehmen, dem weiblichen Geschlechte angehören, während die Männchen unser Auge nur mit ihren lieblichen Tänzen zu erfreuen pflegen. Der Giftstoff besteht bei den Mücken in einer scharfen Drüsenabsonderung, und ihre Stiche schmerzen deshalb heftiger, wenn man die Blutsauger verjagt, die bei der raschen Flucht dann die Spitzen der Stechborste in unserer Haut stecken lassen. Am empfindlichsten schmerzen bekanntlich die Stiche der Biene, die ihren mit Widerhaken versehenen und mit Gift, konzentrirter Ameisensäure, gefüllten Stachel schwertartig in einer Scheide stecken hat, aus der sie ihn im Falle wirklicher oder vermeintlicher Nothwehr muthig hervorschnellt. Gewöhnlich bleibt die Waffe, deren Verlust dem Thierchen das Leben kostet, in der Wunde stecken, und verursacht unter Umständen starke Entzündungen.

Der Vollständigkeit halber müssen wir hier noch kurz jenes andern in Deutschland bekanntenHausfeindes, des Flohs, gedenken, wollen aber zugleich erwähnen, daß die vielverbreitete Furcht vor Hundeflöhen ganz ungerechtfertigt ist, insofern pulex caninus und pulex hominis zwei verschiedene Arten bilden, von denen jede einen unbesieglichen Abscheu vor dem Revier der andern empfindet und es möglichst zu vermeiden sucht. Eine wirklich unangenehme Verwandtschaft ist aber der Sandfloh, der die üble Gewohnheit hat, sich in die Haut der Thiere und Menschen, und zwar mit Vorliebe unter die Nägel der Füße einzubohren, um hier in aller Ruhe die Entwicklung seiner Eier abzuwarten. Nicht selten fällt der davon Befallene der Einquartierung zum Opfer.

Dieser unleugbaren, wenn auch in der Regel überschätzten Schattenseite des „Ungeziefers" steht aber auch eine Lichtseite gegenüber, die, wie auch in andern Fällen, nicht mit gleichem Nachdruck hervorgehoben zu werden pflegt, ja, vielen unserer Leser sogar noch unbekannt geblieben sein dürfte. Wer kennt nicht das Menu Johannes des Täufers aus Matth. 3, 4: „Seine Speise aber war Heuschrecken und Honig". Den letztern lassen wir uns noch heute gefallen; den Geschmack an erstern dürften sich aber allenfalls nur diejenigen einigermaßen erklären können, die in ihrer Jugendzeit mit Heroismus Maikäfer genossen haben. Im übrigen sind unter den Kulturvölkern die Chinesen wohl die einzigen, die auf ihrem Speisezettel auch den Insekten einen ständigen Platz eingeräumt haben. Als eine der größten derartigen Delikatessen werden die Puppen der Seidenraupe angesehen, die gekocht und mit Tunke servirt werden. Meist sind es jedoch nur Larvenformen, die den Völkern niederer Kultur in ausgedehntem Maße als Nahrung dienen und auch unsern Forschungsreisenden häufig zu munden scheinen. So erzählt Kappler, daß er mit den Eingeborenen von Süd-Amerika die Larven eines großen Rüsselkäfers, in heißem Schmalz braun gebacken, gegessen habe, welches Gericht er dabei nicht ohne Behagen mit den beliebten Nürnberger Bratwürstchen vergleicht. Neben Käferlarven dienen in Australien auch Raupen denEingeborenen zur Nahrung und jedes Reisewerk bringt uns ähnliche Beobachtungen auch aus Afrika. So berichtet Emin Pascha von Raupen, die in der Gegend von Faschoda, von Haaren gereinigt und leicht angesengt, als vorzügliche Speise dienen, und nach den Angaben von Greeff und Karsch dient in gewissen Gegenden Westafrikas die Larve eines Bockkäfers, in Palmöl geschmort, als besonderer Leckerbissen. Den Käferlarven und Schmetterlingsraupen reihen sich als afrikanische Delikatesse die Termiten oder weißen Ameisen würdig an. Auf weite Entfernungen erblickt der Reisende in den baumlosen Gegenden Afrikas ihre hohen Erdbauten, deren volkreiche Staaten den Eingeborenen reiche Nahrung liefern. Der Afrikareisende Junker erhielt einmal von einem Negerfürsten 25 Last Termiten als Geschenk. Sie leisteten ihm für seine Leute die besten Dienste, denn gerieben und mit Wasser zu einer breiigenSauce verkocht, bildeten die Termiten fürJunkers Mannschaft eine beliebte Zukost zu ihrem Mais, und Junker selbst fand Geschmack daran. „Die zu Brei gekochten Termiten," erzählt er, „sind einer Fleischfarce nicht unähnlich; wir genossen sie theils mit Kisra, theils mit Reis gemengt; ich habe sie auch statt Fleisch in Pasteten eingebacken oder mit geschlagenen Eiern als Termiten-Omelette auftragen lassen." Wir wollen diese Empfehlungen des „Ungeziefers" mit der Notiz schließen, daß auch Insekteneier zuweilen von Menschen gegessen werden, denn wie Rand berichtet, dienen in Mexiko die kleinen, weißlichen, birnförmigen Eier zweier Arten von Wasserwanzen als gesuchte Speise; sie werden von den Thieren an Reisig abgelegt, durch Abklopfen ins Wasser gewonnen und mit Mehl zu Kuchen verbacken.

Seidenersatz aus Zellulose.

Den vorhandenen zahlreichen Verfahren zur Herstellung einer seidenähnlichen Faser aus Zellulose haben W. P. Dreaper in Braintree und H. K. Tompkins in West Dulwich, England, ein neues angereiht, nach dem sie starke und schön glänzende Fäden erhalten sollen. Es besteht darin, daß man Zellulose in einer basischen Zinksalzlösung, zweckmäßig unter Zusatz eines Erdkalimetallsalzes und eventuell unter Zusatz eines die Wasserdichtigkeit bewirkenden Agens, auflöst, und diese Lösung darauf durch feine Oeffnungen in eine Fällflüssigkeit eintreibt. Die hierdurch gebildeten Fäden werden aufgewunden und getrocknet.

Gereinigte Zellulose wird in einer basischen Lösung von Zinknitrat oder Zinkchlorid oder von einem geeigneten anderen Zinksalz oder auch von mehreren solcher Salze aufgelöst; die Zinksalzlösungen haben vortheilhaft ein spezifisches Gewicht von 1,85 und sind auf etwa 90 Grad Celsius erwärmt; außerdem sind sie mit einer geringen Menge eines Barium-, Strontium- oder Calciumsalzes versetzt, zu dem Zweck, die Auflösung der Zellulose zu regeln und die Stärke der hinterher ausgefällten Fasern oder Fäden zu erhöhen. Diese Lösung wird sorgfältig filtrirt und die Luftblasen werden aus ihr durch Kochen im Vacuum entfernt. Die so behandelte Lösung wird bei einer Temperatur unter 70 Grad Celsius durch ein Mundstück mit einem oder mehreren feinen Löchern in eine Flüssigkeit hineingepreßt, wie z. B. in Brennspiritus oder mit Methylalkohol denaturirten Spiritus oder in Aceton, welche Flüssigkeit die Zellulose in Form eines ununterbrochenen Fadens ausscheidet und die Reagentien ganz oder theilweise löst. Die so gebildeten Fasern werden auf Trommeln oder Winden — zweckmäßig unter Streckung — aufgewunden.

Die Fasern werden gewaschen und getrocknet und können gefärbt, geglättet oder wasserdicht gemacht werden, was in der gewöhnlichen Weise wie bei der Behandlung von Seide oder Baumwolle in Strangform oder in gewebtem Zustande geschieht. Es hat sich als sehr vortheilhaft erwiesen, die Farbe bereits der Zelluloseflüssigkeit vor der Faserformung zuzusetzen, wozu geeignete Farben oder Farblacke benutzt werden können. Durch diese Färbemethode wird in sehr ökonomischer Weise eine äußerst gleichmäßige Färbung erzielt gegenüber der Strangfärbung; außerdem wird der Glanz der Faser nicht vermindert.

Die Fasern wasserdicht zu machen, kann dadurch erreicht werden, daß man zu der Zelluloselösung geeignete Agentien zusetzt, wodurch eine größere oder geringere Unlöslichkeit beim Trocknen oder bei der nachfolgenden Behandlung erzielt wird. So kann man z. B. Gelatine in dem Verhältniß von etwa 5 auf 100 Gewichtstheile Zellulose zu der Lösung zusetzen und nach der Bildung der Fasern diese Gelatine in irgend einer bekannten Weise, so z. B. mit Hilfe von Formaldehyd, unlöslich machen. Bei den Versuchen für vorliegende Erfindung hat es sich gezeigt, daß die in beschriebener Weise hergestellten und behandelten Fasern nach der kombinirten Anwendung von Druck und Hitze ihre Form und Lage beibehalten und daher zur Verwendung an Stelle der in der Kreppfabrikation und dergleichen verwendeten Seide („Gum Silk") und an Stelle von Haar bei der Herstellung von Perrücken und dergleichen, wofür die angegebene Eigenschaft nothwendig ist, benutzt werden können.

Um feinere und weichere Produkte zu erzielen, ist es empfehlenswerth, die Zelluloselösung durch eine Form zu pressen, welche eine Gruppe sehr feiner Oeffnungen enthält und die Fasern jeder Gruppe mit einander zu vereinigen und zusammen zu zwirnen und so einen zusammengesetzten Faden zu erzeugen; auf diese Weise wird es möglich, die äußerst feinen Fäden aufzuspulen, ohne sie zu zerreißen. In dieser zusammengesetzten Form sind die Fäden als Ersatz für die weiche Seide (welche z. B. durch Abkochen besonders weich gemacht ist) geeignet; hierbei können solche Fäden für sich benutzt werden, auch kann man sie mit Fäden aus anderem Material gemeinschaftlich verwenden, um eine gewünschte Wirkung zu erzielen.

Um ökonomisch zu arbeiten, ist es erforderlich, den Spiritus und die Lösungsmittel wieder zu gewinnen, zu welchem Zweck der Spiritus aus den Wasch- und Fällflüssigkeiten bei möglichst niedriger Temperatur abdestillirt wird. Wurde Zinkchlorid als Lösungsmittel angewendet, so wird die zurückbleibende Flüssigkeit in einem offenen Behälter erhitzt, bis sie einen Siedepunkt von ungefähr 140 Grad Celsius erlangt hat. Hierauf fügt man allmälig eine Lösung von Zinkchlorat hinzu oder leitet Chlor durch die Flüssigkeit, bis die organische Substanz oxydirt ist, worauf die Zinkchloridlösung wieder zur Behandlung neuer Mengen Zellulose bereit ist. Wurde Zinkjodid oder -Bromid angewendet, so verfährt man in analoger Weise. Bei Benutzung von Zinknitrat wird die Flüssigkeit bis zur Trockenheit eingedampft und der Rückstand so hoch erhitzt, daß die organische Substanz zerstört wird.

Ein Kernschuß.

Afrikareisender: „... Ein geradezu wunderbares Erlebniß von meinen Elephantenjagden will ich Ihnen noch erzählen, meine Herren: Pürsche eines Tages am linken Congoufer hinauf, als plötzlich ein riesiger Elephant auf mich zu kommt. Nun hatte ich aber gerade keine Kugelpatrone bei mir, konnte doch nicht mit Hasenschrot auf Elephant schießen — Kerl hätte mich ausgelacht. Was thun? Schnell hebe ich einen der am Boden liegenden Dattelkerne auf, stecke ihn in eine Patrone und — der Dickhäuter kam mir gerade schußgerecht — brenne ihm eins auf den Kopf. Na, wie nicht anders zu erwarten, schüttelte das Vieh bloß seine Schlappohren und nahm Reißaus. — Nach Jahr und Tag — ich hatte diese kleine Episode schon beinahe vergessen — komme ich wieder in jene Gegend. Alsbald folgte ich, diesmal mit entsprechender Munition ausgerüstet, der Fährte eines Elephanten. Das Terrain war felsig und ich hatte wenig Ueberblick; eben will ich um einen Felsblock schleichen, da bleibe ich wie gebannt stehen: denn dort, keine fünfzehn Schritte von mir entfernt, sitzt mein Elephant und pflückt sich behaglich eine Dattel um die andere von einer ihm infolge meines Kernschusses aus dem Ohr herausgewachsenen Dattelpalme! Großartig, was? Aber wahr!"

Der Wettermacher.

Eine Tyroler Legende von A. Hauschner.

Das war ein böser Abend gewesen für den heiligen Cyprian, der Abend vom letzten Samstag im Augustmonat!

Ganz gemüthlich war er mit dem heiligen Andreas, dem heiligen Florian und dem heiligen Christophorus zum Königrufen hargesessen. Und ganz beruhigt. Denn, um ungestört zu bleiben, hatte er ein stilles, klares Wetter angesagt im ganzen Eisack und Grödnerthal.

Auf einmal — grad' hat er ein Riesenspiel in der Hand gehabt — Koeur-Solo — sich selbst gerufen und König Ultimo angesagt — ist ein Mordspektakel angangen.

Ein Krachen, Pumpern und Blasen — als sollt das Himmelsgewölb' selber einstürzen.

Und schon ist der heilige Jakob aus dem Pusterthal gerannt gekommen um Hilfe — und schon hat der heilige Florian weglaufen müssen zum Feuerlöschen — und der heilige Christophorus zum Wassertrocknen. Und der heilige Cyprian hat seinen Schaden besehen.

Die Malefizbuben, die Wetterengeln, haben sich über die himmlischen Geräthe hergemacht und ein Wetter heruntergehen lassen, daß Einem Hören und Sehen verging.

Ihrer Drei haben den Sturmblasebalg in Schwung gebracht, daß die Bäume im Eggerthal nur so splitterten.

Die Schleusen von der schwarzen Hagelwolke haben's aufzogen, grad' über den Feldern und Aeckern von die Tierser Bauern.

Und den Schrank mit dem Kugelblitz, der so gefährlich war, daß der heilige Cyprian den Schlüssel davon immer in der Hosentaschen trug, haben sie aufbrochen.

Und ein Feuerwerk geschleudert — bis hinüber in die Rauris —, daß die meteorologische Station am Sonnblick in Flammen stand und alleInstrumente in einen Klumpen zusammenschmelzten.

Um beides war dem heiligen Cyprian im Grunde nicht leid.

Die Herren Meteorologen undAstronomen, die ihm mit ihre Fernröhr und Glasel Tag und Nacht in die Himmelsfenster spionirten und ihm auf jeden Fehler aufpaßten wie die Haftelmacher, waren ihm auf den Tod zuwider.

Und die Tierser, Querulanten, denen nie kein Wetter recht war, hatte er lang' im Magen.

Es war nur um den heiligen Petrus — der sah streng auf Ordnung. Und das Tarokiren am späten Abend hatte er schon unzählige Mal verboten.

Denen Buben hat der heilige Cyprian auch nicht schlecht heimgezahlt.

Das Kasimirl hat auf'n Abendstern 'raufgemußt, zum Blankputzen. Das Bonifazerl, das Zephyrinl und das Rochusl waren — schwubs im Wolkenmittelarrest — dem Schleckermaul, dem Leodegarl hat er die himmlische Speise entzogen — und ein paar Kampl'n. die aufbegehren haben wollen, hat er rechts und links ein paar Watschen ausgewischt, daß sie stantepedi in die Milchstraßen einiflogen sein.

Das war ein Jammern und Heulen unter die Buben — und ein Umeinandwirthschaften.

Wie der heilige Cyprian hernach die Ronde gemacht hat, war alles aus der Ordnung.

Die Cummuli in den Cirrusregalen und umgekehrt — die Blitze schlampet zusammengelegt — das Wetterleuchten nicht zugedeckt — und der Thauhahn nicht zugedreht — er tropfte — auf den neuen Donner, daß er auf einer Stelle schon 'nen Rostfleck hatte.

„Himmeldonnerwetter!"

Der Fluch war im Himmel erlaubt. Der heilige Cyprian hat alles in die Reih gebracht, seine graue Nebelnachtmütz' über die Ohren gezogen und sich auf's Wolkenbett gestreckt. — Schon war er wieder geweckt.

„Heiliger Cyprian, hörst — heiliger Cyprian — !"

Es war das Xaverl — der Durchtriebenste von den Engelbuben — war überall dabei und ließ sich nicht erwischen.

„Ein schen'n Gruß von heiligen Petrus, und er thät' um's Wetter bitten für die nächsten vierzehn Täg'."

Der heilige Cyprian kratzte sich hinter die Schlafhauben.

„Himmelsakerment—(der Fluch war im Himmel nicht erlaubt) — auf das hab' ich den Mordslärm ganz vergessen! Hat denn das so eine Eil'?"

„Die allergrößte — meint der heilige Petrus. — In einer Viertelstund' kummt der Neumond, und der verlangt ein neiches Wetter. Is eh schon fertig der Zettel im ganzen Tirol — fehlt nur noch der Deingte."

„Nacha gib' halt in drei — Engels Namen die himmlischen Karten her und's Windkursbuch — die Sternentafeln und ie Sonnenfleckmuster, daß i mir's überleg!"

Xaverl brachte alles angeschleppt und noch eine Riesentasche dazu.

„Da sind die Bittgesuch' d'rin von die Menschenkinder, wo wir aufgeschrieb'n haben."

„Mehr nicht?" brummte der Heilige. „Und das soll ich alles lesen, mitten in der Nacht? Fällt mir nicht ein! Scheer mich 'n Dreck um die Wünsch' von die Menschenkinder. Mach's Hetter, wie's mir g'fallt, und damit Amen."

Er steckte 'nen frischen Stern auf den Leuchter, putzte ihm die Schnuppe, rückte die Brille zurecht und ging an's Sinniren.

Schwer ging's zusammen — müd und abgehetzt, wie er war.

Endlich war's bei anand.

„Schreib auf!" — befahl er dem Xaverl. „Zunächst bleibt's in die Thäler noch unsicher — wird hier und da ein Bisserl regnen — in zwei bis drei Täge wird sich's klären — bleibt hübsch bis zum 29ten, nacha giebt's a Wetter daß Ihr aber dann ordentlich Obacht gebt, Ihr Patzer! — und wird schön bleiben mit'n schwachen Ostwind — bis zum Vollmond."

Xaverl lachte.

„Na, was feixt denn, Du Tepp?"

„I hob' a Freid."

„Auf was hast 'ne Freid?"

„Daß die Menschenkinder so arg g'scheidt sein! Just wenn i am Wegflieg'n war, is eine arme Seel' beim heiligen Petrus einigangen — die hat geklagt, daß sie bei so a Hagel hatafisteigen gemußt, wo doch für morgen so a gut's Wetter ansagt is im Südtirol. Nämlich was der Falb is, wo drunten das Wetter macht, hat ganz den nämlichen Speiszettel g'macht für die nächsten 14 Täg als wie Ihr."

Roth stieg der Zorn dem Heiligen zu Kopf. So hoch schwollen ihm die Stirnadern, daß die Hornbrille, die hinaufgerutscht war, wieder auf die Nase fiel.

„Was?!" schrie er. — „Der Falb, der Besserwisser, wo sich allweil in meine Sach' mengt, mir allweil mit'n Spektivis in die Wolken rumstierlt und mich 's ganze Jahr gift — dieser — (er suchte vergeblich nach einem himmlischen Ausdruck für seine Wuth) der soll sich kurios wundern — justament mach' ich ein anderes Wetter — daß ich ihn ordentlich hineinleg', den Heferlgugger. Schnell schreib' auf — für die ganzen vierzehn Täg —! Wechselnde Bewölkerung, sinkende Temperatur, Nordwestwinde, Niederschläge, Gewitterneigung—."

„Die armen Grödner!" murmelte Xaverl in die Pause hinein.

„Was brummelst vor Dich hin?"

„Daß mir leid ist um die Grödnerbauern. Brave Leut' sein's und fromme. Und arg nöthig haben's den Sonnenschein. Sie thun sich schwer mit Ackern und Pflügen. 's Land is rauh und tragt net viel. Allweil gehen's kirchfahrten zehn heilige Messen haben's Dir gelobt für gute Ernte, und a ganze Massen Fürbitten haben's afig'schickt. Soll ich Dir's lesen?"

"Fahr ab dermit!" rief der Heilige.

Aber er zögerte.

Schreib in Klammer (im Grödner Thal soll vierzehn Täg' die Sonn' scheinen)! Na, was is Dir wiederum net recht?"

„'s nur wegen der Freilen—"

„Wegen wis für eine Freilen?"

Der Engel zog ein rosa Papierl zwischen die Flügel hervor.

„Da drunten in St. Ulrich is ein Feirlen irgendwo aus dem Deutscherland her — die hat heut' Abend so herzlich um Regen bet't."

„Auf was braucht's denn den Regen, selbiges Freilen?"

„Sie is halt mit einer Dam' drunten — ihr' Tant' oder Göd', was weiß ich — so 'ne rechte Z'widerwurz'n — die is arg nach'm Bergkraxeln. Naturschwärmerei nennt's — i mein halt, sie möcht' a paar Pfund Fetten verliern'n. — Und as Freilen — aber ich lies Dir lieber gleich ihre Bitt'. „Lieber Gott!" — weißt, sie is 'ne Lutherische, die wissen nix von die Heiligen."

„Bist narrisch worden, daß D' mich um eine Ketzerische angehst!"

Aber Xaverl fuhr fort, zu lesen: „Lieber, lieber Gott! Ich bitte Dich vom ganzen Herzen, laß es in den nächsten Tagen regnen, so lange der nette Leutnant noch hier ist! Nicht zu sehr, weißt Du, damit die Tante nicht zu Hause bleibt, und doch genug, damit ich Schnupfen vorschützen und zurückbleiben kann! Ich hab' gewiß keine schlechten Absichten, lieber Gott, ich versichere Dich. Aber die Tante findet Alles gleich unschicklich. Und die anderen Mädchen holen sich doch auch immer Bücher aus dem Lesezimmer, wenn die Herren dort Billard spielen. Und meine Freundin hat doch auch schon einmal ein Abenteuer gehabt — Und er ist doch so furchtbar nett — Und am Ende, man kann doch nicht wissen — Bitte — bitte — lieber Gott, laß es doch ein paar Tage nach Tisch ein bischen regnen!"

„Und um so ane Schneegans thust mich molestiren?" fuhr der Heilige auf. Aber innerlich schmunzelte er. Er hatte ein Herz für die Jugend und ihre Freuden.

„Weil's a gar so a lieber Schneck is, Patron! Wann's Du sie nur selber g'sehen hättest — als wie ich — Wie's dahergesessen is in sein Bett'l — Haar wie Mondschein — ein G'sichtl wie ein Apfel — und so zart und jung in sein weißen Nachtgewandl!"

Dem alten Herrn lief das Wasser im Munde zusammen.

„Nacha laß mer's halt in St. Ulrich a bisserl regnen! Nur so tröpfeln, weißt — an die Nachmittäg!"

„Brav, daß die Bergpäß' trocken bleiben — für die Radler—"

„Jetzte die Radler — hörst — die Hallodrie nixnutzigen, wo mir die Weg ruiniren — die geh'n mich gar nix an — für die thu' i nix—"

„Geh' her! Heiliger Cyprian, sei nit so grautig! Denk', 's sein Leut', die thun sich hart das ganze Jahr — in die Schreibstub'n, in die Schulen, in die Fabriken! Jetzte haben's sich die paar Kreizer zamm'g'spart, freuen sich die langen Wintermonat' auf die paar freien Täg — jetzte thu ihnen die Freud' nicht verderben — gelt?"

„Was Du mich sekkiren thust, Du Lausbub — mangari — laß mer auf die Päß halt die Sonn' scheinen!"

Xaverls Augen funkelten. „Is auch die reichen Hotels zu vergunnen," sagte er scheinbar unschuldig. „Lauft ihnen eh 's Wasser von die Wänd — so wie's ein paar Stund mit Regnen anhält."

Wieder stieg die Galle dem Heiligen in die Höh'.

„Was — dene Hoteliers soll ich helfen — dene Filoten, wo mir's Land verwüsten — wo mir die Ketzerischen in die Berg' bringen und 's sündhafte Geld — wo mir meine Tiroler verderben — daß nur noch auf's Saufen denken und auf's Beten vergessen — dene Kerle laß ich's regnen — justament — daß ihnen's Dach von die Mauern fallt . . . ."

„Hallo!" rief's am Telephon.

„Hallo!" antwortete der heilige Cyprian — etwas zaghaft — denn er hatte die Stimme des heiligen Petrus erkannt.

„Hier Petrus."

„Hier Cyprian."

„Na, alsdann — wie steht's — wo bleibt die Wetterkart' — hast Dich epper wieder beim Tarokiren versäumt?"

„Baleib nit, heiliger Petrus — bin eh schon fertig — 's Xaverl is eh schon am Afifliegen!"

„Nacha schleun'Di a bissel — in zwei Minuten is Neumond!"

's Xaverl stand da — als kunnt's nicht drei zählen.

„Alsdann was g'schieht, heiliger Cyprian — regnet's oder scheint die Sonn?"

Der Heilige riß die Brille herunter.

„Was red'st so dalket daher, Bub', sitzst't epper auf die Ohren — hab's eh schon deutlich g'sagt — hast es nicht aufschrieb'n?"

Und Xaverl as.

„Wetterprognose für die nächsten vierzehn Täg für das Eisack, Grödnerthal und Umgegend — Anhaltender Regen — im Grödnerthal Sonnenschein — in St. Ulrich in den Nachmittagsstunden etwas Regen — auf den Pässen trocken und heiter — über den Hotels Gewitterneigung und feuchter Niederschlag —"

„Jessas — Jessas — is das 'ne Talkerei!" ächzte der Heilige.

„Noch nicht fertig?" klang's durch's Telephon — so scharf, wie die gütige Stimme es vermochte.

Die zweite Minute war vorüber.

„Nacha flieg afi!"

Und's Xaverl flog.

Und die Wanderer in Tirol jammerten über die Launen des Wetters.

Aber das Tarokiren um Mondwechselzeit hat der heilige Cyprian auf immer verschworen.

— Kurz. — Also der frühere Lebemann Zuhälterini ist todt? Wo und wie hat er sich denn umgebracht? — Puff — — paff!

— Leichtes Blut. — In welchem Verhältniß, Elly, stehst Du eigentlich zu diesem Baron Tad? — In gar keinem Ver-, — in einem Er hältniß!

Die Bettler im alten Wien.

Die Wiener Abendpost schreibt: „Die Mariahilfer „Bettlerstiege", ein letzter Ueberrest aus dem mittelalterlichen Wien, wird bald vollständig umgestaltet sein. Niemand, nicht einmal der gefühlvolle Lokalhistoriker, wird der steilen, engen Passage bedauernd nachblicken. Einst lungerten dort Schaaren von Bettlern, Krüppeln und Vaganten auf den Stufen. Das zerlumpte Volk wurde immer zudringlicher, und es waren gefährliche Burschen darunter. Nicht allein auf der Bettlerstiege hatten sie ihr Lager aufgeschlagen, vor allen Kirchenthüren, auf jedem Friedhofe waren sie in Schaaren anzutreffen. Sie wollten Mitleid jeder Art erwecken, und mancher arbeitsscheue Müssiggänger schloß sich dem einträglichen Gewerbe an, malte und schminkte sich Hautkrankheiten, Geschwüre auf, falsche Epileptiker produzirten sich auf offener Straße. Diesen immer unleidlicheren Mißbräuchen trat eine am 26. März 1443 erlassene Bettlerverordnung streng entgegen. Es wurde ein sogenannter „Sterzen-Meister" oder Bettelvogt angestellt; der erste des Amtes war Hanns Weydenberger, „primus Sterczermeister". Dieser Bettelrichter hatte Strafgewalt über alle fremden und einheimischen Bettler, züchtigte sie mit „Brecheln" und „Stöcken". Die nöthigen Strafwerkzeuge waren auf jedem Friedhofe vorhanden. Wen unverschuldete Nothlage zwang, wer kein Erbgut und keinen Broterwerb besaß, hatte sich beim „Sterczermeister" zu melden, der den Nachweis begehrte, ob der Petent auch die christlichen Gebete kannte, einmal mindestens im Jahre zur Beichte gegangen war und die Sakramente empfangen habe. War dies der Fall, so ertheilte er ihm die Erlaubniß zum Tragen des Bettlerzeichens, das in den ältesten Zeiten aus einem um den Hals geschlungenen gelben Tuche bestand. Dem neuen Mitgliede der Gilde wurde eingeschärft, daß es nicht sitzend oder stehend singen dürfe auf offener Straße, daß es „schweigend das Almosen abzuwarten habe". Singende Bettler hatten umherzuziehen, durften sich in den Höfen aufhalten, wofern es den Hausbesitzern genehm war. Bettelbriefe, Bettelzeichen waren an die Person geknüpft, durften nicht verkauft werden. Das Vorspiegeln von Krankheiten, das Entlehnen fremder Kinder wurde streng bestraft. Als 1683 die Türken anrückten, wies man 700 Bettler aus der Stadt. Nach der Belagerung kehrten sie in noch viel größerer Zahl zurück, faulenzten bei Tage, stahlen des Nachts und gaben der Stadt-Quardia und Rumorwache viel zu thun. Die sogenannten „Audienzbrüder" wußten sich bei Hofe und in die Häuser des Hochadels Eingang zu verschaffen und waren von vordringlicher, nicht abzuwehrender Lästigkeit und Frechheit. Im 16. Jahrhundert befand sich der „Bettelkotter" auf dem Tiefen Graben und Salzgries. 1638 gründete Kaiser Ferdinand III. eine Armenkasse (cassa pauperum); 1671 errichtete Kaiser Leopold I. ein Zucht- und Arbeitshaus in der Leopoldstadt. Am 12. September 1718 erließ Kaiser Karl VI. eine neue, den geänderten Zeitverhältnissen entsprechende Bettlerverordnung. Die Bettler und „Sterzer" wurden immer mehr in die Vorstädte zurückgedrängt, auf den „Bettlerbühl", auf die „Bettlerstiege", die nun auch verschwinden soll, nachdem seit Jahrzehnten nur mehr der Name an ihre Vergangenheit erinnert hat."

— Auch ein Vergleich. — Fremder: Ich möchte den Herrn Kommerzienrath in einer dringenden Angelegenheit sofort sprechen. — Diener: Der Herr Kommerzienrath ist eben beim Diner und da läßt er sich ebenso wenig stören wie unser Tiras beim Fressen!

Sklavenhandel in Sibirien.

Wie ein Petersburger Korrespondent als verbürgt mittheilt, soll der Handel mit Menschenwaare an verschiedenen Orten Sibiriens, besonders aber in der Provinz Yakutsk ein tägliches Vorkommniß sein. In der Regel sind es natürlich Kinder, die das Verkaufsobjekt bilden und der Preis pro Kopf variirt zwischen 10 und 50 Rubel. — Die illegitimen Beziehungen, die zwischen den Verbannten und den Eingeborenen-Frauen bestehen, sind es hauptsächlich, die solche demoralisirende Zustände begünstigen und fördern, und es soll sich geradezu ein Geschäftszweig gebildet haben, Kinder bis zum fünften Lebensjahre aufzubringen, um sie dann zu verkaufen. Die Abnehmer sind zumeist russische Beamte und Händler, die auf solche Weise den Arbeitsmarkt versehen, auf dem in jenen Gegenden stets größere Nachfrage als Angebot herrscht.

— Er kennt sie besser. — Dame: „Ich habe mich heute mit Ihrer Frau einmal gründlich ausgesprochen!" — Ehemann: „Das ist nicht möglich; die kann sich überhaupt nicht aussprechen!"

— Im zoologischen Garten. — Dame: „Illumination und Feuerwerk scheinen die wilden Thiere zu reizen; sehen Sie doch, wie unruhig sich der Königstiger gebärdet." — Leutnant: „Sehnsucht, meine Gnädigste, Sehnsucht! . . . Das farbige Feuer dürfte ihn an manche seiner bengalischen Flammen erinnern!"

Sonntagpost

Seite 9—16.

Chicago, Sonntag, den 4. November 1900.

(Für die Sonntagspost.)

Das buckelige Brautpaar.

Burleske von Albert Weiße.

Alljährlich pflegt die hiesige deutsche Gesellschaft Zirkulare an die größeren Zeitungen in Deutschland zu senden, in denen sie Kaufleute, Prediger, Gelehrte, Künstler u. s. w. vor der Auswanderung nach Amerika warnt. Dies ist ein sehr weiser Rath und diejenigen, die es angeht, thun wohl daran, ihn zu befolgen. — Nur eine Klasse von Künstlern sollte in diesem Warnungsruf ausgenommen sein, ja deren Einwanderung geradezu ermuthigt werden: Das sind die Haarkünstler! Ein Blick in die Anzeigespalten irgend einer beliebigen Zeitung wird Jeden überzeugen, daß der Mensch, der mit Haarscheere und Rasirmesser umzugehen versteht, eine sehr gesuchte Persönlichkeit ist. Barbier verlangt! Barbier verlangt! Jede fünfte Vakanz eine Stelle im Barber-Shop. — So mancher Einwanderer, der früher mit Verachtung auf den „Bartkratzer" herabgeblickt hat, muß jetzt mit einem halben Dutzend Konkurrenten den Wettlauf nach der einzigen ausgeschriebenen Hausknechtstelle zum so und so vielten Male vergeblich antreten, während der Herr Barbier unter den vielen Stellen gemächlich seine Auswahl trifft und von dem „Boß" wie ein „Freund und Bruder" aufgenommen wird. — Woher es kommt, daß gerade in diesem Geschäfte zu aller Zeit Mangel an Arbeitskräften herrscht, ist unerklärlich; aber daß dieser Mangel wirklich vorhanden, sehen wir an dem Entstehen der vielen „Barber Colleges", in denen der Student nur die allergewöhnlichsten Schnitte in unsere Physiognomie und etwas vom Treppenbau erlernt, um dann auf die haarige Menschheit losgelassen zu werden. Wie anders draußen! Jahrelang muß der kleine „Stift" Schaum schlagen und die Kunden einseifen, ehe er unter der Aufsicht eines strengen Meisters die ersten Schnitte in die Anatomie des reisenden Handwerksburschen machen darf; das ganze Hunde- und Katzengeschlecht der Nachbarschaft ist seines Haarschmucks auf mehr oder minder schmerzhafte Weise beraubt, ehe die erste Locke des als Versuchskaninchen stillhaltenden Bruder Straubinger unter der Scheere des angehenden Künstlers fällt. — Und hat der Schüler dann nach heißem Bemühen das Rasiren und Haarschneiden, das Frisiren, Haarfärben, Lockenbrennen und die anderen Finessen seiner Kunst, mit einem Worte: hat er gelernt den häßlichen Menschen schön zu machen, so muß er noch an die viel schwierigere Aufgabe heran, den kranken Menschen gesund zu machen. Zahnziehen, Aderlassen, Schröpfköpfe- und Blutegel-Setzen, Hühneraugen schneiden, Glieder einrenken, Verbände anlegen, das Alles gehört in das Gebiet seiner vielseitigen Thätigkeit, in der er oft bessere Erfolge aufweisen kann, als der amerikanische „Surgeon" oder Dentist.

Trotz aller dieser Kenntnisse und Fähigkeiten ist der Barbier in Deutschland gesellschaftlich nicht besonders geachtet, und namentlich in seinen jüngeren Jahren als Lehrling und Gehilfe ein arg geschundener Mensch!

Bei dem ersten Hahnenschrei stürmt er mit seinem Rasirbündel in das Haus seines Kunden, um von der verschlafenen Köchin etwas warmes Wasser für sein Schaumbecken zu erbitten oder falls die Beherrscherin der Küche es vorzieht, noch länger in Morpheus Armen zu ruhen, selbst das Herdfeuer zu entzünden, denn mit kaltem Wasser kann er den Herrn unmöglich rasiren, der diese Prozedur an sich im Bette und womöglich noch im halben Schlafe vornehmen läßt. — Von Haus zu Haus, von Gasse zu Gasse geht's immer im Sprung, bis der letzte der Hauskunden befriedigt; dann fliegt er nach dem Markt, wo die Bauern bereits auf ihn warten, um rasirt zu werden. — Bei der Elite der ländlichen Kunden wird dies Geschäft in der Gaststube einer beliebigen Ausspannung besorgt; die Bauernknechte und Bauern niederer Kulturstufe benutzen die Wagendeichsel als Sitz und erhalten bei diesem vereinfachten Verfahren eine bedeutende Ermäßigung des nach hiesigen Begriffen bereits lächerlich niedrigen Preises. Solch' eine in Gottes freier Natur genossene Abkratzung kostete meiner Zeit 4 alte Pfennige, also noch nicht einen Cent! Was sagen Sie dazu mein lieber Tonsorial-Artist, der Sie in Ihrem luxuriös eingerichteten Parlor in schneidiger Weise Ihres Amtes walten, und für einen einfachen „Shave" 15 Cents und für einen „Haircut" 35 Cts. verlangen? Werden Sie mir jetzt glauben, wenn ich behaupte, daß ein todter Barbier in Amerika immer noch besser „ab" ist, als ein lebendiger draußen? —

Ehe die „Barber Colleges" existirten, war die Nachfrage nach Arbeitskräften eine noch viel größere und mancher Einwanderer, der in seinem Fache keine Arbeit finden konnte, sattelte um; natürlich war das nur solchen Leuten möglich, die niemals schwer gearbeitet hatten, denn eine leichte Hand ist das Haupterforderniß beim Erlernen dieses Geschäfts. — Manch' ein Schreiberlein, dem hier bei seiner Ankunft das Elend in's Gesicht starrte, hat später in der Barbierstube sein gutes Unterkommen gefunden.

Herr Fridolin Finkenstein, der in Deutschland Gerichts-Diätar mit einem monatlichen Einkommen von 60 Mark war, hatte bei seiner Ankunft die Feder mit dem Besen vertauscht; er war in einem Barbiergeschäft als Porter eingetreten, hatte sich durch die verschiedenen Etappen als Schuhwichser, Einseifer, Extra- (Sonnabends und Sonntags) Helfer, vollzähliger Gehilfe, erster Arbeiter bis zum Eigenthümer eines Geschäfts emporgeschwungen. Er brauchte jetzt nicht mehr selbst zu rasiren, an sechs Stühlen arbeiteten ebenso viele Gehilfen für ihn auf halben Raub. D. h. er als Boß erhielt die Hälfte von Allem, was die Arbeiter verdienten. Nebenbei betrieb er einen schwunghaften Zigarrenhandel und seine Badezimmer warfen einen guten Verdienst ab.

Trotz all seines Erfolges in geschäftlicher Beziehung war er nicht glücklich; im Kampf ums Dasein waren die Jahre an ihm vorübergeeilt; er war ein alter Jungeselle geworden und fühlte mit jedem Tage seine Einsamkeit mehr. Seine Versuche, das Versäumte nachzuholen, waren gescheitert, denn wo er angeklopft, hatte man ihm wohl die Thüre geöffnet, aber nachdem man ihn bloß mit einem halben Auge angeschaut, dieselbe sofort mit möglichst großem Nachdruck wieder vor der Nase zugeschlagen. — Darauf hatte er die Dienste des Heirathsvermittlers in Anspruch genommen, aber nachdem dieser diskrete Helfer in der Noth ihn gehörig geschröpft, hatte er den Fall als hoffnungslos aufgegebn. Fridolin Finkenstein war wüthend und ließ seine Wuth an dem Menschenbeglücker aus, indem er ihn einen ganz gemeinen Schwindler nannte, der sein Versprechen nicht halte.

„Aber, lieber Herr", erwiderte dieser sehr gelassen, „ich habe mir die menschenmöglichste Mühe gegeben, ein Frauenzimmer aufzutreiben, das sich nicht an Ihrem Buckel stößt—umsonst, ich glaube, ich könnte eher für das Dromedar im Lincoln Park eine Frau finden, als für Sie". —

Nachdem er diesen frechen Patron gebührender Weise hinausgeworfen, setzte er sich nieder und überlegte. Das Resultat seiner Ueberlegung war, daß er es noch einmal mit dem von ihm schon so oft betretenen Weg der Heiraths-Annonze versuchen wollte. — Bisher hatte er in seinen Heirathsgesuchen nur seine Lichtseiten erwähnt; die Frauenzimmer hatten wie versessen darauf gebissen; wenn es aber zur persönlichen Besichtigung kam, dann waren sie vor seinem Buckel ausgerissen, als sei er mit Dynamit geladen. — Diesmal wollte er auch seiner Schattenseite, auf der der Höcker thronte, Erwähnung thun, und gleichzeitig erklären, daß er als Aequivalent für seinen Defekt einen ähnlichen in den Kauf zu nehmen bereit sei. — Er verfaßte daher folgendes originelle Heirathsgesuch:

Reelles Heirathsgesuch.

Ein gut situirter Geschäftsmann sucht sich zu verehelichen. Derselbe ist 56 Jahre alt und Junggeselle. Alle seine bisherigen Heirathsversuche sind an seinem sehr in die Augen springenden Buckel gescheitert. — Da er nun annimmt, daß es auch Damen gibt, die in demselben oder einem andern, kleinen körperlichen Fehler, wie Schielen, Hinken, Stottern u. dergl. m. ein Ehehinderniß gefunden haben, so ladet er eine solche Dame, die bereit ist, mit einem Buckeligen eine Ehe einzugehen, ein, unter Chiffre L. 99½ mit ihm in Korrespondenz zu treten.

Dieser Heirathsantrag wurde gelesen von Mädchen und Frauen jeden Alters. Es wurde gelispelt, gedacht und gelacht. Geschrieben jedoch hat nur Eine. Allerdings im Ernste und der Brief lautete:

Mein Herr!

Ich bin kein Freund von Phrasen! — Daher kurz und bündig. — In der Noth frißt der Teufel Fliegen, und da ich mit meinem Buckel in 49 Jahren keinen geradegewachsenen Mann bekommen konnte, so muß ich Gott danken, wenn ich einen buckeligen kriege. — Photographirt werden Sie wohl in Ihrem Leben ebenso wenig wie ich sein; ich schlage Ihnen daher vor, daß wir uns übermorgen, Sonntag, im Powers Theater treffen und kennen lernen. Besorgen Sie daher Billette für zwei nebeneinander befindliche Sitze und hinterlegen eins davon für mich in der Redaktion unter der Chiffre L. 99½.

Fridolin Finkenstein las den Brief, schüttelte den Kopf, aber kaufte die Billette und sandte eins nach der Zeitungsoffice. „Das scheint doch ein ganz rabiates Frauenzimmer zu sein", murmelte er, „da ist es am Ende doch besser, ich bin vorsichtig."

Er überlegte lange, ob er nicht am Ende besser thäte, die ganze Sache fallen zu lassen, denn die Idee war doch gar zu bizarr, wenn sie sich da im Theatersperrsitz als Doppel = Pucklinski's präsentiren und womöglich Süßholz raspeln sollten.

Endlich fand er einen Ausweg. Fritz, sein Gehilfe und Vertrauter, war der geborene Diplomat, dabei verschwiegen wie das Grab. Fritz mußte helfen! — Er wurde also in die ganze Sache eingeweiht und mußte statt seines Herrn und Meisters in's Theater, mit dem Auftrage, das Terrain zu rekognosziren d. h. die neben ihm sitzende bucklige Dame genau zu studiren. Vor allen Dingen solle er über den Umfang ihrer Kriegskasse, wie Herr Fridolin in Selbstverspottung seinen Buckel nannte, genaue Erhebungen feststellen. — Sei nach seiner — Fritzens — Ansicht, auch nur eine entfernte Möglichkeit vorhanden, daß aus der Geschichte Etwas werden könne, so solle er seinen Herrn kurzweg mit Krankheit entschuldigen und um ein neues Rendezvous bitten. —

„Die kommt aber früh", dachte der Usher, „als eine Dame sofort beim Oeffnen des Theaters ihm ein Sperrsitz = Ticket hinhielt. No. 87. Gleich darauf kommt ein Herr mit der No. 88. „Offenbar ein Rendez-vous", raunt der Usher seinem Kollegen zu, „paß' auf, wie die mit dem „Masher" „flirten" wird. " —

No. 87 und 88 haben Platz genommen. No. 87 sieht No. 88 verstohlen an, genau so macht's 88 mit 87. 88 und 87 fangen Beide an zu hüsteln; denn Beide sind gleichmäßig davon überzeugt, daß der Nebenansitzende den Platz aus Versehen eingenommen hat, und nachdem sie ein wenig ihre Verlegenheit weggehüstelt haben, fragen sie Beide gleichzeitig: „Verzeihung, ist Ihre Nummer 88 — ist Ihre Nummer 87?" Sie überzeugen sich, daß die Nummern mit den Sitzen stimmen! — Beiderseitiges Stillschweigen für längere Zeit, während Fritz seine Nachbarin und diese ihren Nachbar verstohlen, aber sehr aufmerksam studirt. „Na, wenn die einen Buckel hat," denkt Fritz, „dann hab' ich Hörner. Das ist ja ein reizendes Kind — ein wahrer Engel." Und dieser Engel denkt wiederum von Fritz, daß er ein sehr hübscher, liebenswürdiger, junger Mann ist. — In dem großen menschenleeren Theater — es ist noch eine volle Stunge bis zum Anfang der Vorstellung — wird das Schweigen zur Pein; das Wohlgefallen an einander bricht die Schranken scheuer Zurückhaltung, und in kurzer Zeit ist unser Fritz und die junge Dame in der lebhaftesten Unterhaltung begriffen. Er versichert seiner schönen Nachbarin, daß er durch ein Versehen, das von irgend einer Seite gemacht worden sei, der glücklichste aller Sterblichen sei. — Wenn kein Versehen vorgekommen wäre, säße er jetzt an der Seite einer alten buckligen Schachtel... so aber neben dem reizendsten Geschöpfe, das seine Augen je geschaut.

Die junge Dame sieht ihn fast erschrocken an. — „Ja," stottert sie und wird vor Verlegenheit roth bis in die Schläfe, „dann sind Sie also doch der ....Bucklige.... Verzeihung, nein, nein....ich meine, Sie wissen Etwas von dem buckligen Heirathsgesuch..."

„Ja," stotterte Fritz, „ich bin ja blos hier, um meine buckligen Meister krankheitshalber zu entschuldigen."

„Und ich bin ja auch blos das Dienstmädchen von der Miß Zwiebel, die mich hergeschickt hat, damit ich ausfinden soll, wie der bucklige Heirathskandidat eigentlich aussieht."

Die Maske war gefallen. Ihre Seelen, befreit von dem Geheimniß ihrer Mission, fanden sich schnell. Sie schmiegten sich enger aneinander und als der Held auf der Bühne rief: „Ich liebe Dich", da rief es auch Fritz—nur leiser —. Und als der fünfte Akt vorüber, und er sie nach Hause begleitete, da waren sie ein Herz und eine Seele und schwuren sich ewige Liebe. —

Am nächsten Morgen rapportirte Fritz bei seinem Herrn. „Ist sie schön?" frug dieser hastig. — „Ja, Boß, schön ist gar kein Wort — reizend, himmlisch, ein Engel — und ich werde sie heirathen."

„Was, Du Lausbub", schrie jetzt Finkenstein ärgerlich, „Du willst eine alte buckelige Jungfer heirathen, die beinahe Deine Mutter, wollte sagen Tante sein kann?" —

„Das ist meine Sache", erwiderte Fritz und fing so eifrig an Schaum zu schlagen, daß die Seifenblasen wie kleine Luftballons in der Barbierstube umherflogen.

Fräulein Zwiebel konnte vor Neugierde und Ungeduld auf den Bericht ihrer Stellvertreterin nicht bis zum andern Morgen warten. Sie war daher aufgeblieben und zählte Stunden und Minuten bis zur Rückkehr. Aber das Mädchen kam und kam nicht. Die Minuten wurden ihr zu Stunden, während der Verliebten die Stunden in der Gesellschaft ihres Fritz wie Sekunden erschienen. Endlich hatte sie sich losgerissen und trat ins Haus. Fräulein Zwiebel flog ihr entgegen und bestürmte sie mit tausend Fragen über das Aussehen, das Benehmen ihres Nachbarn im Theater. „Miß Zwiebel", erzählte diese, „ich sage Ihnen, das ist der feinste, liebenswürdigste, reizendste Mensch, den ich noch je angetroffen. Denken Sie nur, er hat sich gleich sterblich in mich verliebt, und mir einen Heirathsantrag gemacht und ich habe „Ja" gesagt!"

Miß Zwiebel schwindelte es. Mit aller Macht überwand sie eine Ohnmacht. Dann aber fuhr sie auf das Mädchen wie eine Furie los. „Du albernes Ding", rief sie, „Du bist ja noch nicht hinter den Ohren trocken und Du willst den alten sechsundfünfzigen buckeligen Junggesellen heirathen. Der könnte ja Dein Großvater, wollte sagen Großonkel sein." —

„Das ist meine Sache", sagte diese schnippisch, und rauschte, stolz wie eine Königsbraut, in dem von ihrer Herrin geborgten Seidenkleide nach ihrer Kammer. Drei Tage darauf war Fritz, sowohl wie seine Braut stellenlos; ihre Entlassung war die einzige Rache, die ihre Herrschaften für den vermeintlichen Treubruch an ihnen nehmen konnten. Dieser Umstand bereitete ihnen aber keine Verlegenheiten, im Gegentheil, sie hatten jetzt Zeit, sich ganz anzugehören und die Vorbereitungen für ihre Hochzeit, die bei der Mutter der Braut gefeiert werden sollte, zu treffen.

Um feurige Kohlen auf das Haupt ihrer früheren Brotherren zu sammeln, beschlossen sie, dieselben zu ihrer Hochzeit einzuladen. — Miß Zwiebel warf die Einladung mit Zeichen tiefster, moralischer Entrüstung ins Feuer! Die Frechheit von dem falschen Ding war doch unerhört! Fridolin Finkenstein that dasselbe mit seiner Einladung, bedauerte aber bloß dabei, daß Fritz ihn nicht persönlich eingeladen hatte. — Es hätte ihm einen Heidenspaß gemacht, den falschen Kerl in persona hinauszuwerfen. —

Nun müssen wir aber nicht annehmen, daß dieser alte Junggeselle und Miß Zwiebel besonders rachsüchtigen Charakters waren. Sie handelten nur menschlich. Denn wenn Jemand, wie Finkenstein 56 und Miß Zwiebel 49 Jahre auf den Fischfang gegangen ist, ohne Etwas zu fangen, und endlich ein Fischlein anbeißen will, dann aber Jemand kommt und im letzten Augenblick das Fischlein ihm vor der Nase wegschnappt, ist es da ein Wunder, wenn er fuchsteufelswild wird? Nachdem sich ihr Aerger etwas abgekühlt, fing sie die Neugierde an zu brennen. — Das müßte ein Spaß für Götter sein, flüsterte die Neugierde dem Fridolin ins Ohr, wenn Du Deinem windigen Fritz mit der alten buckeligen Jungfer sehen könntest, und Sie, mein Fräulein, redete die Neugierde auf Miß Zwiebel ein, können keine Nacht mehr ruhig schlafen, wenn Sie die Hochzeit Ihrer Laura mit dem alten Pucklinski versäumen. Schließlich drängte die Neugier den Aerger mehr und mehr zurück, und sowohl Finkenstein, wie auch Miß Zwiebel beschlossen, zur Hochzeit zu gehen.

An der 28. Straße und Wentworth Avenue, im Häuschen von Laura's Mutter, geht es lustig zu. Laura und Fritz feiern Hochzeit! Die Gäste und Brautleute sind in der gehobensten Stimmung, und Alle geben sich der ausgelassensten Freude hin. — Nur ein älterer Herr mit einem Buckel und eine etwas schiefgewachsene Dame schauen mit verwunderten Mienen dem Jubel zu. „Wenn die Braut einen Buckel hat," brummt der Herr für sich, „dann trag' ich den Chimborasso auf meinem Rücken." Und die Dame denkt: „Wenn der junge Mann 56 Jahre alt ist, dann bin ich im zweiten Jahrhundert!" —

Fritz tritt auf seinen früheren Brotherrn zu und nimmt ihn an die Seite: „Merken Sie 'was?" fragt er.

„Merken? ich merke überhaupt nichts mehr! Mein Verstand steht vollständig still."

„Sie ist ja da! Machen Sie sich doch 'ran. Dazu haben wir sie ja bloß eingeladen."

„Mensch, bist Du übergeschnappt? Fritz, von wem sprichst Du?"

„Mein Gott, von der alten Jungfrau da drinn. Das ist ja die Person, die Ihre Heiraths-Annonze beantwortet hat. — In's Theater ist sie nicht gekommen, sie hat's gemacht, wie Sie — und hat die Laura geschickt. Na, die Laura hab' ich mir denn gekapert."

„Um Gotteswillen, Mensch, und das erzählst Du mir erst jetzt?" —

„Na, Sie waren ja gleich so wüthend und haben so gottsträflich geschimpft, daß ich Ihnen aus Aerger den Possen gespielt habe."

Dieselbe Aufgabe, die Fritz bei seinem früheren Brotherrn übernommen, hatte auch Laura bei Miß Zwiebel mit solchem Erfolge durchgeführt, daß Letztere nunmehr ihr ungetheiltes Interesse Herrn Valentin Finkenstein zuwandte, der seinerseits in dem ganzen Trubel um ihn herum fortan keine Augen mehr zu haben schien, als für Miß Zwiebel. Sie verliebten sich nicht in einander — das war beim besten Willen nicht möglich — aber, als sie von der Hochzeitsgesellschaft Abschied nahmen, und er sie um die Erlaubniß bat, sie besuchen zu dürfen, da nahmen sie die Ueberzeugung mit sich, daß ihre körperlichen Gebrechen kein Hinderniß bilden würden, ihr Loos — das Loos zweier alter, von der Welt verlachter Seelen—zusammenzuwerfen und Leid und Freud gemeinsam zu tragen.

* * *

Moral:

Ich hab' den Sperling lieber in der Hand, als auf dem Dach die Wachtel,
Will mich 'ne Junge nicht, nun gut, so thut's ja auch 'ne alte Schachtel.

Der Rechtsstreit.

Humoreske von Jos. Herrmannsdorfer.

Langsam und mit bedächtigem Schritt schiebt der Wastlbauer sich über die Straße. Die Hände hat er in seine Taschen versenkt, mit dem Kopf wackelt er hin und her, so daß die Quaste seiner Zipfelhaube auch lustig in der Welt hin und her baumelt. Manchmal bleibt er stehen, betrachtet aufmerksam ein paar am Boden liegende Steine, um dann brummend seinen Leichnam wieder in Bewegung zu setzen. Es ist aber auch zu dumm, was ihm, dem Wastlbauer heute durch den Kopf geht. Seit geraumer Zeit allerdings ist er dem Hinterhuber Nazi das Geld für seine letzte Sau schuldig. Die Sau hat der Wastl vom Hinterhuber gekauft, und der Hinterhuber hat zum Wastl g'sagt: „Wastl, mit'n Zahlen hat's koa Eil!" — „Is mir schon recht," hat der andere drauf geantwortet. Die Sau ist geschlachtet, ihre edelsten Bestandtheile sind theils geräuchert, theils verwurstet und was die Hauptsache ist, auch schon fein säuberlich aufgegessen. Wie der Wastl die Sau nimmer g'sehen hat, hat er halt auch auf's Zahlen vergessen, so daß der Hinterhuber ihn doch einmal gefragt hat: „Du Wastl, was is denn mit meiner Sau?!" — „Aufg'essen is," sagt er drauf, dreht sich auf dem linken Stiefelabsatz um und segelt davon. Und der Nazi ist dag'standen und hat ihm nachg'schaut.

Nach einiger Zeit kommen die Beiden wieder zusammen und zwar im Wirthshaus. Diesmal war aber der Hinterhuber g'scheiter. Er hat gewartet, bis der Wastl ein volles Glas vor sich stehen hat,, und erst dann hat er wieder angefragt. „Wastl, jetzt muaß i 's Geld für die Sau haben," schreit er. „Hast ja eh g'sagt, es hat kei Eil, wart'st halt no ein paar Jahrl," sagt der Wastl grob. Da wird der Nazi fuchsteufelswild, schreit und schimpft und droht dem andern, „avikatisch" zu werden. Der jedoch denkt sich, die Sau is weg, er hat keinen Anhaltspunkt mehr, was will er machen, läßt den andern ruhig schreien und schimpfen, trinkt sein Bier aus und geht.

Lange Zeit hörte er von der Sache nichts mehr, der Hinterhuber hat auch nichts mehr laut werden lassen, und er meint, alles sei in der schönsten Ordnung.

Da kommt der Krach, d. h. vorläufig in diesem Fall der Bote mit einem großen Brief, an „Herrn Sebastian Unterreuter, genannt Wastlbauer in Dingsda." Und der „Herr Sebastian Unterreuter" hat seinen werthen Namen als Empfangsbescheinigung auf ein Fetz'l Papier schreiben müssen, das der Bote wieder mitgenommen hat. Die „Frau Leni Unterreuter" mit kurzem Rock, braun gebrannten, verwurzelten Armen und dito bräunlichen nackten Füßen, bewaffnet mit der Mistgabel, war auch bei der Uebergabe des Briefes dabei. Zunächst hat der Wastl nichts gethan, als das Maul wie ein Stadelthor aufgesperrt und mit heiliger Scheu und Ehrfurcht auf das „Schreibets" hingeschaut, bis ihn seine energischere Ehehälfte aus seinen Träumen gerissen hat. „No Depp, hast jetzt an Datterer? Mach's Briafei auf was drinna steht, leicht, daß ma was g'irbt ham, du woaßt as ja, vom Schorschl, der vor zwanzig Jahr ins Amerika nei' is."

Der Wastl ist aber noch nicht ganz bei einander. Halblaut liest er vor sich hin: „Herrn Sebastian Unterreuter! Sakra, Sakra, so nobel! Richtig, richtig „Herrn Sebastian Unterreuter."" — „So mach jetzt doch amal auf!" sagt seine neugierige Ehehälfte. „S' Maul halt," schreit er, „geht's di vielleicht was an, siehg'st net, daß an „Herrn" vom Haus g'richt is?" Draußen geht gerade der Sterzenbichler Lenz vorbei, der den Wastl einmal einen Nothnickel, Hammel und was dergleichen bäuerische Liebkosungen mehr sind, geheißen hat. Schnell schiebt der Wastl mit einem Ruck seine Ehegesponsin vom Fenster weg, reißt letzteres auf und schreit: „Lenz, geh amal rei, sei so guat und lies mir amal dös vor," und winkt dabei mit dem Brief. „Woaßt," sagt er, nachdem letzterer hineingestampft ist, „s' Wei hat mir mei Augenbrill'n verlegt, und i siech halt gar so schlecht." Ist aber eitel Schwindel vom Wastl, er will dem andern nur schwarz auf weiß zeigen, daß er der „Herr Sebastian Unterreuter" ist, also folgerichtig kein Nothnickel oder Hammel sein kann. Der Lenz buchstabirt ihm nun die Aufschrift, die er, der Wastl, selber bereits zwanzigmal gelesen hat, herunter. Es thut ihm halt gar so wohl einmal „Herr" geheißen zu werden. So hat ihn noch nicht einmal Hochwürden Herr Pfarrer, der Bezirksamtmann etc. angesprochen, seiner Erinnerung nach ist's nicht einmal dem Bürgermeister passirt.

„Mei," sagt der Lenz, „was wird's sei, a Schreibets vom G'richt is halt." — „Recht hast, und an Erbschaft bedeut's, woaßt vom Schorschl, vom Mo' von oaner Freundin von der Schwester von mein Wei'." — „A bißl weitschichti is halt d'Verwandtschaft," moant der Lenz drauf. „Natürli, weil er bis ins Amerika nei is," entgegnet der Wastl. „Also Wastl, balst was irbst, mi freut's aufrichti, woaßt oan von meine Ochs'n, hast ja eh allweil auf den rothscheckigen g'spitzt, i gib dir'n nacha billi, vastehst, oa Nachbar muaß den andern an d' Hand geh. Und jetzt pfüat di Gott, hab mi scho' z' lang aufg'halten." Dabei verschwindet der Lenz von der Bildfläche. Kaum ist der Lenz in des Wortes verwegenster Bedeutung verduftet, als die Bäuerin von neuem darauf bringt, den Inhalt des geheimnißvollen Schreibens kennen zu lernen. Dabei kommt sie aber beim Wastl an den Unrechten. Der bastelt immer in der Tischschublade herum, zieht endlich einen alten abgenützten Kalender ehrwürdigen Alters „zum Besten des Missionshauses St. Michael in Afghanistan" hervor, reißt bedächtig ein Blatt davon heraus und wickelt seinen Brief sorgfältig ein und sperrt alles zusammen in das „Wandkastel." „Jetzt glaub i aber, daß d' völli überg'schnappt bist, bist denn jetzt ganz dappert wor'n?" — so seine Ehehälfte, die Wastlbäuerin.

„Mei, des verstehst nei," entgegnet der Wastl, „wenn wir jetzt s' Briafei glei aufmacha, wiss' ma ganz genau, wie viel d' Erbschaft ausmacht; so wiss' ma's net genau und vielleicht is viel mehr als wia mir uns einsbilden, und hernach ist d' Freud um so größer." So der Wastl, der wie sein Weib auch, sich ganz in die Idee verrannt hat, eine Erbschaft angetreten zu haben.

Jetzt kann es der Wastl nimmer zu Haus aushalten, und nachdem er vorsichtig den Schlüssel vom Wandkastel in seinen ledernen Zuggeldbeutel gesteckt hat, trollt er sich aus dem Haus und geht — an die Arbeit? — nein in's Wirthshaus. Merkwürdig, seitdem er der Herr Sebastian Unterreuter ist und nimmer der Wastlbauer, ist's ihm gar nicht mehr recht ums Arbeiten. Der Bäuerin zu Haus steigen allerdings manchmal Zweifel auf und nach drei oder vier Tagen peinigt sie ihren Wastl auf's Neue mit ihrer Neugierde, erreicht aber bei der ja sprichwörtlich gewordenen Dickschädelhaftigkeit ihres werthen Ehegemals natürlich gar nichts.

Da passirt plötzlich etwas, was der ganzen Geschichte ein etwas anderes Ansehen gibt.

Der Wastlbauer bekommt wieder einen Brief. Und wieder heißt es „Hrn. Sebastian Unterreuter, genannt Wastlbauer in Dingsda." Da der Bote aber diesmal keine Empfangsbestätigung verlangt hat, hat die Wastlbäuerin das Schreiben erhalten, weil der „Herr" Gemahl im Wirthshaus war. Sie hat natürlich auf die Ankunft des Wastl nicht gewartet, sondern legt das Schreiben auf den Tisch, wischt sich erst ihre Finger an den Rockfalten etwas ab, sucht die „Augenbrille" und beginnt langsam und feierlich mittels einer rasch aus dem Haar gezogenen Haarnadel den Brief zu öffnen. Nachdem letzteres, mit einigen Hindernissen zwar, gelungen ist, faltet sie das Papier auseinander, legt es vor sich auf den Tisch und beginnt, das Haupt weit zurückbeugend und mit dem Zeigefinger der rechten Hand jedes gelesene Wort nachfahrend, laut für sich den Brief zu lesen. Der Inhalt des Briefes war folgender:

New York, den 17. Mai 1897.

Werther Herr Vetter und werthe Frau Base!

Wie Ihr Euch wohl noch erinnern könnt, bin ich vor ungefähr zwanzig Jahren ins Amerika hinein ausgewandert. Viel' hab' ich mir während dieser Zeit nicht ersparen können, weil das Leben hier sehr theuer ist. Aber ich bin wenigstens frisch und gesund und hoffe, daß Ihr es auch seid. Meine Frau ist vor zehn Jahren schon gestorben, was Euch gewiß sehr leid thut. Nun kommt die Hauptsache. Indem ich, wie gesagt, nicht viel erspart habe, und indem ich sehr gerne wieder zu Euch nach Dingsda zurück möchte, Ihr aber meine einzigen lieben Verwandten seid, möchte ich Euch vielmals bitten, mir das Reisegeld zu senden, um von hier fort zu können. Auf Ehre ich komm', ich versauf's nicht. Es kostet ja nicht viel, höchstens einige hundert Mark, welche ich dann bei Euch schon abarbeiten werde.

Indem ich hoffe, Euch bald wieder zu sehen, grüßt Euch bestens Euer

Georg Sturzwallner,
Long Street 145/46
New York.

Nachschrift: Es ist mir einerlei, ob Ihr mir das Geld per Postanweisung oder durch eingeschriebenen Brief schickt, das könnt Ihr machen, wie Ihr wollt.

Nachdem die Wastlbäuerin die Epistel gelesen hat, findet sie, daß ihr nicht recht gut ist. Sie starrt immer wieder auf den Brief hin, bemerkt gar nicht, wie der Wastl, der doch nicht geräuschlos auftritt, zur Thüre hereinkommt.

„Was hast denn?" schreit er sie an, und ohne ein Wort zu sagen, reicht sie dem Wastl den Brief hin. Nachdem er den Brief durchgelesen hat, geht es ihm ähnlich wie seinem Weib. Plötzlich haut er aber auf den Tisch hinein und schreit: „Jetzt lebt der noch, das ist doch a Gemeinheit, hat ma' so was schon gehört. Dös muß a Irrthum sein, wie könnt' i denn sonst was irb'n."

„Leicht is 's erst Briafei gar net von eam," sagt sie drauf. „Da is mir scho' liaba der da net von eam," schreit er und wirft wuthentbrannt das Schreiben auf den Boden.

Mit großen Schritten geht der Wastl im Zimmer auf und ab, plötzlich macht er eine energische Bewegung auf das Wandkastel hin, zerrt seinen ledernen Beutel aus der Tasche, nimmt den Schlüssel heraus und sperrt auf. Rasch reißt er das Kouvert herunter und beginnt zu lesen:

Klageschrift zum kgl. Amtsgerichte
Dingsda
für
Ingaz Hinterhuber, Oekonom in
Dingsda
gegen
Sebastian Unterreuter, Bauer von
Dingsda 2c. 2c.
Verhandlungstermin am 8. Juni 1897,
Vormittags 8 Uhr, im Sitzungssaale des kgl. Amtsgerichtes
dahier 2c. 2c.

Weiter war darin ausgeführt, daß der Wastl dem Nazi in Güte seine Sau nicht bezahlen wolle, und bittet der Anwalt des Nazi, das kgl. Amtsgericht möge den Sebastian Unterreuter zur Zahlung der Hauptsache im Betrage von dreiundzwanzig Mark und achtzig Pfennig, sowie Tragung sämmtlicher Kosten gütigst verurtheilen.

Der Wastl war vernichtet. Zunächst wollte er den Nazi umbringen, und nur auf dringendes Anrathen seiner Leni ließ er diesen Gedanken wieder fallen. „Der Kerl is ja no gemeiner wie der andere," schreit der Wastl; „aber es macht nix, sie könna mir ja nix nachweisen, d' Sau is ja 'gessen."

„Eig'sperrt werst, dummer Kerl, einfältiger, wennst net zahlen kannst und von was sollst es zahlen, versoffen hast die letzten Täg alles!" geifert sie.

„In d' Verhandlung geh i, liegt mir nix dran, z'erst schwör' i, na soll' er d' Sau nur suchen."

„Depp, daß di natürlich gleich b'halten, wennst hi'gehst; da bleibst, sag i dir und wenn's kumma und holen dich, na bist net z' Haus."

Der Gedanke leuchtet dem Wastl ein, möglich daß sie dafür dann die Frau einsperren, doch das sagt er ihr lieber nicht.

Es vergehen wieder ein paar Tage, viel wird der Wastl wegen der Erbschaft gefragt, doch klingt die Antwort etwas verdächtig.

Mittlerweile war die Verhandlung und der Wastl wird verurtheilt.

„Jetzt kannst ins Amerika geh', wannst magst," sagt die Bäuerin.

Er geht aber nicht ins Amerika, sondern ins Wirthshaus. Dort sitzt schon der Hinterhuber und hat sich bereits im Vollgefühle seines Sieges einen anständigen Dusel angetrunken. Gelassen setzt sich der Wastl gegenüber, und scheinheilig fragt er den andern: „No, wie is d' Verhandlung nausganga?"

„Zahlen muaßt," erwidert der Nazi trocken.

„Bal' i aber nix zum zahlen hab?"

„Na wirst pfänd't."

„Bal' i aber nix zum pfänden hab'."

Jetzt wird der Hinterhuber grantig. Für was war denn die ganze G'schicht dann, wenn der Kerl nix hat.

„Warum hast mir net glei g'sagt, daß d' nix hast, Lump, miserabler?"

„Hast mi ja net g'fragt und dann verbitt i mir den Lumpen."

„Jetzt den schauts an!" brüllt der Nazi, ganz außer sich, „der sich no was verbitten, glei hau i dir eine 'runter."

„Was, du Schneider, du windiger, mir eine runterhau'n?" stichelt der Wastl.

„Oane, zwoa kriegst," schreit der andere, und klitsch, klatsch hat der Wastl auf jeder Seite eine kräftige Ohrfeige.

Der streicht sich ruhig seine Backen, setzt sich wieder nieder und trinkt. Der Nazi ganz verblüfft thut dasselbe.

„Jetzt zahlst," sagt der Wastl.

„Wer?" der Nazi.

„Du. Für jede Ohrfeig'n zwanzig Markl, sonst wer' i avikatisch."

„Mach koane so dumme Witz, kannst mir ja wieder zwei geben dafür," erwidert etwas kleinlaut der Nazi.

„Fallt mir gar net ei' wenn d' net 'rausruckst mit'n Gerst'l werst einklagt."

Dem Nazi wird es unheimlich. Vom Geld hergeben ist er auch keiner. Und noch dazu auf so dumme Weise.

„Woaßt wos, d' Avikaten ärgern mi, quitt san ma."

„Nix da, den Rest muaßt rauszahlen," sagt dickköpfig der Wastl.

„Versaufa thean ma's," schreit der Nazi.

„Eing'schla'n!" sagt rasch der Wastl und hält seine Hand hin.

Es war so um die Mitternacht herum, als zwei wankende Gestalten die Dorfgasse langsam wandelnd herunterkamen. An einer Kreuzung des Weges trennten sie sich. „Aber sakrisch zuag'haut hast scho'," sagt die eine Gestalt lallend.

„Hör auf damit, wenn i an die ganze G'schicht denk, kunnt i mir grad selba no zwei 'runterhauen."

„Kannst meinetwegen a no thun," brummt die erste Gestalt und verschwindet langsam im Dunkel der Nacht.

Im „Rothen Ochsen" zu Wolfisheim.

Jeder Rheinländer wird folgende hübsche Schilderung der Straßburger Post zu würdigen wissen: „Das Herz Straßburgs schlug am gestrigen Sonntag im — „Rothen Ochsen" zu Wolfisheim. Das klingt zwar paradox wie eine weiland napoleonische Neujahrsrede, entspricht aber der Ueberlieferung, Geschichte und Wahrheit. Wenn geherbstet ist, muß der Straßburger nach Wulfsze und dort bei Mathis im „Ochsen" den grau bis Malvefarben schillernden undurchsichtigen Jüngling schlürfen und dazu neue Wälschnüsse knacken. Das sieht für den Nichtkenner etwas merkwürdig aus und Worte wie Lehmbrühe und dergleichen entschlüpfen dem ungeübten Zaun der Zähne; aber der Kenner lächelt Hohn und schlürft den jungen Nektar, sich dessen inneren Werthes wohl bewußt. Und dieser Werth wird heuer ganz besonders hoch angesetzt, so daß der Fässer nicht genug aufzutreiben sind. Brennt dann noch eine augustmäßige Oktobersonne auf die den Neuen umschwärmende Menschheit herab, dann geht es rings um Straßburg herum und besonders in „Wulfsze" wie in einem Bienenschlag zu, und somit Allen, die nach Wulfsze streben, ein kräftiges Evoë!"

— Ein gutes Vorzeichen. — Frau (eines Dichters, dessen Première am Abend aufgeführt werden soll): „Arthur, Du hast heute Glück! Höre nur, wie der Regen nieder — klatscht!"

Der Anstauberfriedl.

Roman von Fanny Kaltenhauser.

(4. Fortsetzung.)

Der Reiserbauer nickte. Er kannte den Brücklbauer und wußte, wenn der einmal etwas sagte, dann hielt er auch daran fest. Und mehr bekam er bei keinem, das wußte er auch. „Soll's sein, wie wie du sagst," bestätigte er.

Jetzt erst ließ der Brücklbauer die Schulter des Schönhubers los. „So, jetzt red du um deine Sach'!" meinte er in einem Ton, der seine volle Befriedigung verrieth.

„Ja, ein andermal hakst aber deine Krallen wo anders ein, nicht bei mir. Sonst klag' ich dich wegen boshafter Beschäftigung fremden Eigenthums." Und der Sprecher rieb sich mit der flachen Hand die Schulter, die ihn von dem harten Griff wohl ein wenig schmerzen mochte. „Na also, Reiserbauer, weil jetzt der Neidhammel da mir auch ein Stückl vergönnen will, 'leicht vergönnst mir's du doch auch. Erdäpfeln mag ich mir auf meinem bisherigen Grund selber genug bauen, aber für den Klee, da möcht' ich ein „Oertl" haben. Weißt, das Kleefeld hinterm Dannerbauern sein Kreuzstöckl, das thät' mir gerad' passen. Ist wohl ein bißl weit hin für mich, aber ich selber fahr' mir ja nicht nach dem Klee, und ob den Knecht seine Füß' ein Stückl weiter tragen müssen oder nicht, da scher' ich mich den Teixel drum! Sechs Gulden geb' ich dir meinetwegen für die Klafter; wenn du willst, ist's gut, wenn dir's zu wenig ist, muß ich's gehen lassen. Meine Brieftaschen vertragt derzeit kein tiefes Hineingreifen."

Der Reiserbauer schaute eine Weile in sein Glas — er dachte nach, erwog, wie die Sache stand. Die, denen das betreffende Grundstück am nächsten oder bequemsten lag: der Dannerbauer und die Holzleiternerin, die hatten allbeid' kein Geld dazu; von denen gab keines einen Käufer ab. Allen andern aber lag das Kleefeld weitab, und da würde ihm keiner mehr bieten. Gewiß nicht. Da war es am besten, er griff zu. „Du hast recht, Schönhuber, ich krieg' wahrscheinlich keinen höheren Preis. Aber ich kann's ja auch beim Haus lassen, Feld; denn ganz ohne Gründ' verkauf' ich das ja auch nicht leicht."

„Na, na, besinn dich nicht lang! Für 's Haus passen ein paar Gründ', die demselben näher liegen, besser. Bringst es leichter an damit, denk' ich."

Sie wurden handelseinig. Und nun kam der Winkleder an die Reihe. Der wollte am meisten haben. Drei Kornfelder, ein Haferfeld und ein Stück Wald.

„Die Felder kannst haben, den Wald nicht," versetzte da der Reiserbauer kurzhin.

„Warum gerad' den nicht? Der wär' mir am liebsten."

„Den brauch' ich selber." Kurz, trotzig klang die Antwort.

Verwundert schaute der Winkleder dem Reiserbauern ins Gesicht. „Du? — Du hast ja selber schon einen, daß genug Holz hast für dich! Nicht?"

Darauf gab der Reiserbauer keine Erwiderung. „Wie gesagt, die Felder kannst haben, und zwar zu dem gleichen Preis wie der Brücklbauer", sagte er kurz, schroff.

„Ja freilich, das wär'! Wenn ich so viel zusammennehm', mußt ein Nachsehen haben! Bei der Klafter einen Gulden Nachlaß ist nur gerad', was recht ist. Und hernach möcht' ich dich auch noch fragen, wie theuer der Hang wär', der rechts vom Wald abschießt. Den könnt' ich schon gerad' noch nehmen, wenn mir die Klafter um zwei Gulden ablassen thät'st, und —"

„Hehe!" schrie der Brücklbauer. „Das wär' ja gerad', als ob du alles schlicken möcht'st! An das Hangl da hab' ich auch denkt!"

„Na, so hätt'st geredet davon, wie an der Reih' warst!" versetzte der Winkleder grob. „Jetzt hab' halt ich geredet, und da krieg' ich's."

„Ich geb' dir um fünfzig Kreuzer mehr per Klafter, Reiserbauer!" rief der Brücklbauer und fuchtelte wieder mit seinen Armen in der Luft herum.

Da hob sich der Zulehner ein klein wenig in die Höhe, zupfte den Brücklbauer hastig am Aermel, winkte ihm dann mit dem gekrümmten Finger, als wollte er ihm etwas leise mittheilen, und platzte dann überlaut heraus: „Du, hör, Brücklbauer, ich mein', es wär' schier besser, du gingst nicht so hoch hinaus und thät'st dir die fünfzig Kreuzer versparen, damit dir bald einen Rock, der dir paßt, kaufen könnt'st! Um eine andere Hosen schaut dir etwan dann die Gemeinde, wenn sie sieht, daß du räsonnabel bist und schaust dir um das eine Stückl selber! So kommst ja daher, als hätt' dir dein Aehnl aus dem Grab heraus sein Röckerl zug'schickt, und dein jüngster Bub' hätt' dir seine alte Lederne überlassen!"

Hellauf zornig geworden, geiferte da der Brücklbauer: „Ist auch schon so! Dem Aehnl hat der Rock da gehört und ist alleweil unbenutzt in der Truhen gelegen. Und dem Mörtl, meinen jüngsten Buben, hat die Hosen gehört, freilich! Der kann sich aber in die Hosen nimmer hineinbringen, jetzt muß er zu der Militari, derweilen wird er noch ein bißl größer — da ist nachher die Hosen umsonst da. Einen kleinen Buben hab' ich nimmer zu hoffen, da reiß' halt jetzt ich die Hosen zusammen. Oder möcht'st sie 'leicht du haben, weil sie dich so in die Augen sticht, du Gmankelhuber du! Meinetwegen, damit einen Fried' hast, und irrt dich nichts mehr — ich schenk' sie dir, wenn auf morgen warten kannst! Auf der Stell' kannst sie nicht haben, weil ich sie noch zum Heimgang brauch'!"

„Na, na, ich vergönn' sie dir auch für länger hin! Behalt dir s' nur zum Parad' machen! Wenn etwa auf deinen neuen Acker Erdäpfel einlegen gehst! Haha!" Sein lachendes Gesicht dem Reiserbauern zuwendend, fügte der Sprecher lebhaft hinzu: „Hörst du, gerad' ohne wär' es mit dem Hangl nicht! Das könnt' ich auch brauchen — fürs Vieh zu einer Weid' wär' es zu nehmen. Ich geb' dir zwei Gulden sechzig Kreuzer!"

Der Schönburger schlug mit der Hand auf den Tisch. „Jetzt das wär' aber! Ans Hangl hab' ich gar nicht denkt! Das paßt weitaus am besten für mich! Ich nehm' es und gieb dir um einen Sechser mehr per Klafter. Punktum!"

Der Waldbauer war schon lange vorher dunkelroth im Gesicht geworden. Jetzt hob er sich mit einemmal zu seiner ganzen Höhe. „Das muß ich aber sagen, saubere Leut' seid ihr, fein saubere Leut'! All's und all's wollte ihr selber schlicken, unsereiner säß' da wie 's Dirndl beim Tanz! Auf euch hab' ich noch einmal ein Zutrauen, ja, da könnt ihr lang' warten! Wenn ich wieder einen Handel hab', mach' ich ihn mir allein aus, da nehm' ich mir keine Neidskragen mit, die einem 's Beste wegfischen! Pfui Teufel, in den Sack hinein sollte ihr euch schämen!" Voll Aerger hatte er es hingeschrieen; nun fuhr es über das dunkelrothe Gesicht hin wie ein zündender Blitz, die Augen funkelten in heller Schadenfreude. „Aber wartet nur, ihr denkt schon dran an mich! 's Hangl steck' ich in meinen Sack — den Gusto verderb' ich euch! Ich geb' dir sieben Gulden die Klafter, Reiserbauer!"

Und den Kopf in den Nacken zurückschiebend, die Brust herauswerfend, schaute der Waldbauer mit seinem triumphirend leuchtenden Blick bald diesen, bald jenen an. Aber die waren nicht faul. War einer da, der ihnen den Brei vor der Nase wegstehlen wollte, so caprizirten sie sich gerade erst recht darauf,

„Halt aus — sieben Gulden fünfzig!" schrie der Brücklbauer zeternd. „Mir gehört's!"

„Erst recht nicht — sieben Gulden sechzig!" rief der Winkleder scharfen Tones.

„Sieben Gulden achzig!" So der Waldbauer.

„Nichts da. Achte geb' ich, und aus ist's und gar!" schrie wieder einer; das war der Schönhuber. Dazu schlug er mit seinem Maßkrug auf den Tisch nieder, daß er laut durch die Stube dröhnte.

Der Waldbauer kam immer mehr in die Hitze; Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. „Bah, ist gerad' ums Hineingreifen! Neun Gulden dreißig!"

„So ein damischer Kund'! So tief geht's bei mir auch noch — ich geb' einen Sechser mehr." Und des Brücklbauers Arme fuchtelten herum, als sollten die Gebärden die beste Sprache für ihn führen.

„Ei was, da mag ich auch noch heran! Ich geb' um zwei Sechserl mehr!" schrie der Schönhuber, und jetzt polterte seine Faust mit beinah' so gewaltigem Schlag auf den Tisch nieder, als wie vorhin mit dem Maßkrug.

„Jessas, Jessas!" schrie jetzt der Zulehner. „Leutln, seid's gescheit! Was meint ihr denn? So ein Grund der nicht einmal „randig" ist! Noch dazu eine gähe Leiten! Und den so hinaufzutreiben! Da muß euch ja ein jeder Narr auslachen! Nachher erst der Reiserbauer! Der lacht sich die Haut voll an, weil er den größten Nutzen zieht von eurer Dummheit. Und ihr seid die Eseln. Na, so was!"

Der Reiserbauer hatte vorhin bei dem raschen Hinaufbieten den Kopf in die Hand gestützt und mit seinem ruhigen, kalten Blick die Bauern angesehen. Er wußte schon: das war eine gähe Hitze, die hielt nicht an. Und da ließ er sich nun erst, wo der Umschwung gekommen, auf die Sache ein. „Na ja, daß ihr mir das Hangl nicht ablöst wie eine gute, handsam gelegene Wies', das denk' ich mir ja. Das war in der Unb'sonnenheit. Aber wie 's erste Anbot war, so geb' ich's gar nicht her, gar keine Red'! Die Klafter kostet fünf Gulden, g'scheiterweis' — da darf keins was sagen!"

Sie saßen allsammt da wie begossene Pudel, schauten in ihrer Gläser und rührten sich nicht. Und einer wie der andere dachte sich, wie dumm sie alle gewesen waren, den Grund so hinaufzutreiben. Um Billiges hätte ihn einer von ihnen bekommen können —, nun hatte sich der Reiserbauer selber einen ordentlichen Preis gestellt. Jetzt erst fiel ihnen ein, was für ein schlechter, ungelegsamer Grund es sei, und einer wie der andere schämte sich, so dumm gewesen zu sein.

Da alle schweigsam blieben, als hätten sie plötzlich ihr vorhin so lautes „Sprechwerkzeug" verloren, sagte der Reiserbauer auf einmal spöttisch: „Na, ich glaub' es spürt keiner mehr die richtig' Sehnsucht danach! Schönhuber, wenn der Grund schier nichts werth ist, dann hast du am meisten deinen Verstand spazieren geführt, weil du so viel geboten hast wie keiner!"

Der Schönhuber, der sich das soeben selber schon zu Gemüthe geführt hatte und voll Zorn und Aerger über sich selbst war, der konnte jetzt doch nicht gegen seine Eitelkeit aufkommen; er stellte sich selber, seinem Verstande, das schlechteste Zeugniß aus, wenn er jetzt das, wofür er eben noch so arg viel geboten, um einen billigen Preis nicht nehmen wollte. Als ein so dummer, unsinniger Mensch zu gelten — nein, das that sich der Schönhuber Michel nicht an! Mannhaft unterdrückte er den Seufzer, der in ihm aufsteigen wollte; er reichte dem Reiserbauer die Hand hinüber und sagte: „Wenn ohnedem schon so heruntergegangen bist, ich zahl's — und gut ist's!"

So — nun konnte keiner denken, er wär' von Sinnen gewesen, wie er den Handel angefangen, und er schlug plötzlich mit der flachen Hand auf den Tisch hin und sagte grob: „Wenn einem aber was nicht recht ist wegen meinem Handel, nachher, der soll's sagen! Ich bin allzeit fest bei der Sach' und greif' schleunig und sauber zu, daß eins ein gut's Merken hat davon!"

Der Zulehner guckte so von der Seite nach ihm hin. „Ei beileib', hat ein jeder eine Freud' daran, wenn du ein Freuen hast an der Sach'! Gelt, Manner?"

Und sie stimmten alle ein in ein lautes: „Ja ha, das ist doch gewiß!" Bis auf den Waldbauer. Der hatte sich um das Gerede zuletzthin nicht mehr gekümmert, er brütete so vor sich hin. Auf einmal rückte er recht nahe heran zum Reiserbauer. „Du", sagte er. „Wenn noch ein paar gute Gründ' für mich übrig hätt'st — was wär's? Trink aus und laß mich ein Oertl mitgehen; da machen wir 's aus."

Eine kleine Weile später schauten die zurückgebliebenen vier Bauern dem Reiserbauer und seinem Begleiter vom Fenster aus nach, wie sie langsam zur Straße hinüber schritten. Eifrig redete der Waldbauer auf den Reiserbauer ein, das sahen sie. Da nickte der Zulehner den andern zu und sagte spöttelnd: „Da steh ich euch gut' dafür, der da wird g'rupft wie ein todtes Hendl vom Reiserbauern!"

Die andern lachten beifällig. Daß sie alle tüchtig gerupft worden waren vom Anstauberfriedl, darüber ließen sie kein Wörtlein fallen.

13.

Das Holbacher Gut war zerstückelt. Es war geschlachtet, zerlegt worden — wie ein Thier, bis auf die innersten Eingeweide. Nichts wie die nackten Mauern des Hauses standen, innen fehlte alles. Sogar die schönen, grünen Thorflügel, die vor ein paar Jahren erst neu verfertigt worden waren, hatte einer angekauft und ausgehängt; dafür waren nun die früheren, alten, morschen Flügel eingehängt worden; sperrangelweit standen sie offen, und jeder Luftzug drehte sie knarrend in den Angeln; wie im Zorn darüber, daß hier nichts mehr zu stehlen, folglich auch nichts mehr zu hüten war, fuhren sie mit ihrem abscheulichen Knarren vor und zurück, manchmal auch schlugen sie mit donnerndem Gepolter zu und gingen blitzschnell wieder auf.

Wenn sich ein Käufer für das Haus fand, so mußte er dasselbe vollständig neu einrichten. Und er mußte auch trachten, hin und wieder ein Stückchen Grund zu gewinnen, denn bis auf einen Acker war alles dahin. Es schien aber vorerst, als solle das leere Haus dem Anstauberfriedl verbleiben; keinen gelüstete es danach, die nackten Mauern zu erwerben. Er hatte freilich keinen Schaden; denn was er verkauft an Gründen, davon hatte er die Ankaufsumme dreimal herausgeschlagen. Da that ihm der Hausbesitz nicht wehe, und er grämte sich nicht deshalb.

Aber er hatte überall Glück. Drei Wochen danach, nachdem das Gut so rasch zerstückelt worden war, zog ein einsamer Schuhmacher in die Gegend, und der hatte gerade so viel übrige Groschen, um sich das leerstehende Haus und den einen Acker zu kaufen. Das Haus war wie erwünscht für ihn. Er hatte ein Handwerk, welches ihn ernähren sollte, was brauchte er da so viel Gründe? Das hätte ihn doch nur von seiner Arbeit ferngehalten. Er war es also ganz zufrieden, wie es eben war, nahm ehestens Besitz von der einen Stube und vermiethete die andern an Taglöhnersleute.

Auf diese Weise war wieder ein schönes, großes Gut aus der Welt gekommen, und die kleinen Bauern, die sich Gründe davon angekauft hatten, die waren darum keiner viel größer geworden, als sie ehedem waren ...

Jetzt eben stand der Reiserbauer vor seinem Hause und schaute in die Gegend.

Dort drüben lag der Holbacherwald, einer der größten in der Gegend. Ein Aechzen und Stöhnen ging eben durch ihn hin — ein Sägen und Feilen, dumpfe Schläge, Axthiebe ertönten —, unter den Bäumen dort war ein großes Sterben.

Das Holz war um einen hohen Preis verkauft worden; — gestern war der Holzhändler dagewesen, und heute früh hatte man angefangen, die Bäume zu fällen. Er mußte heute einmal dort hinüber ins Nachsehen. Wenn auch der Holzhändler einen Aufseher hingestellt hatte, auf den er sich verlassen konnte, der mißtrauische Mann hatte dennoch ihn, den Reiserbauern, gebeten, selber Nachschau zu halten. Ah, ihm war das Nachsehen nicht im mindesten zuwider — er that es gerne. Es war ihm eine Lust, zuzusehen, wie ein Baum nach dem andern fiel. Ja, ein Luft, eine Wohlthat für seine Augen war es auch, von hier aus dies Krachen und Splittern zu hören, dies Stürzen zu sehen!

Und der Blick des Mannes schweifte hinüber zu einem andern Wald, der sich so breit und langhin, bläulich dunkel ausdehnte — und in dem Blick, der im ersten Moment finster wurde, lohte es auf einmal auf, seltsam — wie eine düster brennende, flackernde Flamme.

Minutenlang regte sich die schlanke, kraftvoll gewachsene Mannesgestalt nicht, wie völlig versunken in dem Anblick stand sie still da. Dann hoben sich die Arme hoch mit gäher Bewegung, reckten sich in die Luft wie ein drohendes Wahrzeichen, fielen aber plötzlich wieder schlaff herab.

Es war ein hartes Stück Arbeit das —! Aber erreichen würde er es — ah, ganz gewiß! In dem ausdrucksvollen Mannesgesicht stand eine eiserne Härte.

Er wandte sich um, der Reiserbauer, und schritt den Weg hinab, von seinem Haus fort, den Hang hinunter ins Thal. Daß er ohne Hut war, beachtete er gar nicht; er mußte hin zu jenen Gestalten des Waldes, mußte sie mit Händen greifen, nachdem sie gefallen; — das war ihm ein Beweis, daß sie ihm nicht widerstehen konnten.

Da — er hatte den Wald erreicht. Aber was war das? Die Axthiebe waren verstummt; statt dessen ging ein gelles Rufen und Schreien durch den Wald; und da — am Rande, rannten die Leute wie wild durcheinander. Hatte es etwas gegeben? War einer von einem stürzenden Baum getroffen worden?

Er ging rascher. Da rannten ihm ein paar Leute entgegen — schreiend, mit den hoch erhobenen Armen herumfuchtelnd. Endlich vernahm er aus dem verworrenen Stimmenlärm heraus ein paar deutliche Sätze: „'s hängt einer dort drüben!" — „Der Holbacher hat ein End' g'macht!" Er stand urplötzlich still — in einem Schreck, der ihm das Herz wie ein schneidiges Messer durchfuhr. Mit starrem Schauen ging sein Blick über die Leute hin.

Dort drüben sollte er hängen, dem er — er alles genommen?! Todt? Durch ihn? Ah, er hatte die Schuld daran, daß einer lieber in den Tod gegangen, als wie noch länger das Leben ertragen? Wär' das möglich? Mußte er das auf sein Gewissen nehmen? Das hatte dem alten Löwenwirth doch keiner angethan, so viele der auch um Haus und Hof gebracht. War der weniger schlecht gewesen wie er, und war er erbarmungsloser, härter wie jener? Ah, er hatte in diesen Tagen über dem Gedanken, daß einem der schönsten Wälder der Tod nahe, nicht mehr an den Holbacher gedacht! Und nun sollte sich ihm der mit so scharfer Deutlichkeit ins Gedächtniß bringen wollen? Nein, so lange er den Todten nicht selber sah, glaubte er nicht daran. Ohne auf die Leute, die ihn umdrängten und ihm erzählten, wie und wo sie den Todten gefunden, zu achten, ging er geradeaus dahin.

Und er fand ihn, den Leblosen. Er fand ihn unter der breiten Buche, die am oberen Waldrand ihre mächtigen Aeste und Zweige ausbreitete. In ihrem Schatten, beinahe dicht an ihrem Stamm, lag er — der Holbacher. Das bläulich erscheinende Gesicht war nach oben gekehrt, die starren, weit aus den Höhlen gedrängten Augen schauten grauenhaft aus dem todten Gesicht, dessen Mund weit offen stand und die lückenhaften Zahnreihen sehen ließ.

Da war's zu Ende! — Den Reiserbauern begann es zu schütteln, während er unverwandt in das todte Gesicht niederschaute; führte sein Weg, dem Ziele zu — über Leichen? — Es war still geworden um ihn, obwohl viele Leute dastanden, todtenstill; der grause Anblick des Todes schloß ihnen den Mund und machte ihre Herzen beben.

Bis einer mit halblauter Stimme so hinsprach: „Bei mir ist er vor etwa einer Stund' vorbeigegangen und hat gemeint: „nun ging' sein Letztes hin, an dem er Freud' gehabt im Leben; da ertrüg' er sein Leben nimmer, er war am Rand damit."

Und ein zweiter erzählte mit zitternder Stimme: „Hab' keinen Gedanken gehabt, wie er 's gemeint hat! Lachend hat er mir zugerufen: „Hau nur zu, hau nur — mir thut er doch noch ein Liebes, der Wald, die Seel' macht er mir frei, die Seel'!"

Eine Zeitlang herrschte wieder tiefes Schweigen, dann sprach ein dritter mit gedämpfter, bewegter Stimme: „Mir war er am nächsten — der da! Wie ich einmal einen Augenblick hab' verschnaufen müssen, da hab' ich ein stilles Weinen gehört; gerad' wie bei einem Kind ist's gewesen, so fein und still!"

Den Reiserbauern schüttelte es in einem fort; die Worte drangen an sein Ohr, und sie schienen ihm eine Anklag' zu sein. Er hatte ihn gemordet — den da. Der war nicht freiwillig in den Tod gegangen, e r hatte ihn dazu getrieben. Seine Härte hatte der Seele dieses Mannes allen Frieden und alle Freud' geraubt. Und er stand da in jähem Entsetzen, weil er es nicht vermuthet hatte, daß so etwas geschehen konnte.

Er hob jäh den tiefgesenkten Kopf, sah einen Moment über die Leute hin, als suche er etwas und finde es nicht, dann kehrte er sich um und schritt hinweg mit langsamem Schritt, mit wieder tief auf die Brust geneigtem Haupt.

Tage hindurch verließ jetzt der Reiserbauer seinen Hof nicht. Er kümmerte sich nicht um den Wald, der sich immer mehr lichtete, dessen braune Gesellen, die manchem Sturm trotzig standgehalten, nun, wo die Menschenhand darüber hinstrich, hinfielen wie gemäht.

Stundenlang saß der Reiserbauer still da und brütete vor sich hin; seine Bäuerin wurde voll Angst um ihn — sie kannte ihn auf diese Weise nicht — und redete ihn oft mit guten, lieben Worten an, er aber hörte sie gar nicht. Er saß und sann und grübelte. Bis eines Tages draußen im sonnenüberflutheten Hofraum der Nachbarsknecht stand und zum Großknecht des Reiserbauerngutes sagte: „Na, euern Bauern scheint's stark mitzunehmen, das mit dem Holbacher! Der schaut ja ganz übel aus in die letzten Tag' her!"

Leiser versetzte der Großknecht — der Bauer vernahm es, da ein Fenster der Wohnstube offen stand —: „Halt ja, er ist gar nicht mehr der alte! Gerad' so thut er, als wie wenn er nicht recht richtig im Kopf wär'!"

Der andere that noch eine kurze Erwiderung: „Ja 's ist eben auch kein Kleines, wenn man eins in den Tod getrieben hat!"

Dann gingen die zwei auseinander.

Drinnen in der Stube aber stand einer, hoch und aufrecht, ein heftiges Zucken im bleichen Antlitz, ein finsteres Schauen in den dunkeln Augen. Ein Dummer, ein Thörichter war er gewesen, daß er sich so lange zwecklosem Grübeln hingegeben. Er brachte sich damit selber in den Mund der Leute. Was ging ihn denn eigentlich der Holbacher an? Wenn der zuerst schlecht gewirthschaftet hatte und zuletzt nicht mehr leben mochte, weil er es nicht mehr als Bauer konnte — was ging das ihn an? Er hatte ausgeholfen, da der andere in Nöthen war; wenn er zuletzt sein Geld begehrte und — als er es nicht erhalten konnte — dazu schaute, daß er auf andre Weise ohne Schaden davonkam, so war er ja völlig im Recht gewesen. Wäre er es nicht gewesen, so hätte er bei seinem Geld sicherlich das Nachsehen gehabt. Freilich, er hätte ja dem Mann noch zuwarten können, ihm noch eine letzte Frist geben, ja, aber was nützte das dem? Der kam ja doch nimmer heraus; da war keine Aussicht dazu. Er selber aber hätte mit dem Zuwarten nur das eine hinausgeschoben, wonach er begehrte — mit allen Kräften seiner Seele begehrte! Was verstanden denn die Leute von seinem Wesen, seinem Vorhaben, mochten sie ihn schelten als einen Herzlosen, als einen Mörder — was kümmerte er sich darum? Ihm war's e i n Ding. Wenn er nur das eine erreichte, das eine —!

Er lachte, der einsame Mann, gell und heiser, und in seinen Augen stand der tiefste, unauslöschlichste Haß! —

Eine Stunde später war er auf dem Weg zum Wald; zum erstenmal seit neulich, wo man den Todten gefunden. Seither waren viele der Riesen gefällt worden, kreuz und quer lagen sie über die Wege hin, die den Wald durchschnitten hatten. Er stand bald da, bald dort bei den Arbeitern, wortlos, um nichts fragend — mit einem Gesicht, das eine kalte Entschlossenheit in jedem Zug zeigte.

14.

Der Herbstwind zog wieder einmal durch das Land; bald fachte mit leisem Fächeln und Wehen, bald mit einem Sausen und Fauchen, als wollte er zu einem richtigen Sturm werden. Die Blätter riß er von den Bäumen, bald tändelnd, mit einer koboldartigen Lust, dann wieder wie blindwüthig, wie toll.

Von den paar alten, morschen Buchen, die an dem westlichen Ende des vor zwei Jahren zusammengeschlagenen Holbacherwaldes stehen geblieben waren, holte er vergnügt die letzten Blätter, tanzte mit ihnen wirbelig im Kreise herum, ließ sie endlich wie todesermattet auf die Erde hinsinken und jagte sie dann doch wieder auf und fegte sie vor die Füße des Dirndls, das auf der Straße gar langsam einherschritt. Es hatte das Haupt tief auf die Brust geneigt wie in schweren Gedanken, das Dirndl — die Reiserbauern-Nani.

Nun aber bückte sich die Nani nach den Blättern, hob einige auf und reihte sie mit den Stielen aneinander. Dabei sprach sie leise vor sich hin, mit weicher Stimme: „Hat er euch herabgerissen, der grauslich' Wind? Vergönnt er euch gar keine Freud' nimmer, so schöne Blatteln, die ihr seid! Ja, heut' gibt er schon gar keinen Fried' nimmer, der wilde Gesell'!"

Ein Stück hinter dem Dirndl her war einer gekommen, mit langsamem, wie müdem Schritt; der hatte immer den Rand der Straße, wo das Gras wuchs, aufgesucht, und auf dem weichen Grasboden blieb sein Gehen schier unhörbar. Er hatte sich bisher schier gar nicht um das vorangehende Dirndl gekümmert.

Jetzt aber schrak er heftig zusammen; ein lautes, jammervolles Schluchzen drang plötzlich an sein Ohr. Die Nani hatte soeben beide Hände vor das Gesicht geschlagen und weinte nun herzbrechend, wie im ärgsten Schmerz auf.

Da war der Bursche plötzlich an ihrer Seite. Er sah die Tropfen zwischen den Fingern durchsickern und herabrollen. „Jesus — ja, was hast denn, Dirndl? Ist Dir übel geworden? Ha? Oder hat Dir eins was gethan?"

Die Nani that die Hände zögernd vom Gesicht weg. „Du bist's!" sagte sie leise. „Hätt' ich gewußt, daß Du hinterher warst, hätt' ich mich schon noch ein bißl zurückgehalten, auf daß Du nicht in die Lag' gerathen wärst, mich anreden zu müssen. Hast mich ja niemalen kennt, wenn in meine Näh' gekommen bist!" Trotz und Vorwurf klang in der zuletzt lauter gewordenen Stimme.

„Hab' ich Dich einmal getroffen und Dich nicht kennen wollen?" fragte der Bursche. „Ich könnt' mich nicht erinnern!"

„Lüg doch nicht!" fuhr da die Nani auf. „Mußt mich ja gesehen haben! Erst am vorletzten Sonntag bist bei mir vorbeigegangen mit einem finstern Gesicht und hast kein Wörtl gesagt! Nach der Kirchen war's. Beim Ablinger bist an mir vorbeigegangen. Wär' es nicht wahr, das?"

„Da weiß ich wahrhaftig nichts davon, daß ich Dich da gesehen hätt'!" betheuerte der Bursche. „Mußt mir's schon verzeihen, daß ich Dich nicht gegrüßt hab'! Das ist mir undanks geschehen, in meinen tiefen Gedanken."

Das Mädchen sah ihn forschend an. „Ich möcht' Dir's glauben, das! Es hat mich geschmerzt, daß Du auf Dein Versprechen vergessen haben sollt'st; — weißt, daß Du anders sein wollt'st wie die andern — zu mir!"

Es zuckte beinahe wie ein Lächeln hin über das Gesicht des Weghofer Franz. „Geschmerzt hätt' Dich das? Geh, red nicht; es wird Dir nicht so besonders viel gelegen sein an meinem Anschauen und Grüßen!"

„Das meinst halt!" erwiderte die Nani eifrig. „Bist mir anders vorgekommen wie die andern — und jetzt sollt'st gerad' so wie sie sein? Siehst, das hat mich oft ganz traurig gemacht und ist mir weh ums Herz geworden. Dann hab' ich mir aber wieder denkt: „Laßt ihn halt gehen, den hoffärtigen Buben!"

„Da hast vielleicht jetzt auch an mich denkt, wie so 's Weinen angefangen hast?" fragte der Franz ein wenig schalkhaft. „Oder hast noch andre Schmerzen?"

Da war das junge Gesicht der Nani auf einmal wie verzerrt von unsäglichem Schmerz. „O nein, Du stellst Dir gar nicht vor, was mit mir ist!" sagte sie tonlos. „Bei der Rosimahm' bin ich gewesen — weißt, bei meinem Vater seiner Schwester, die seit zehn Jahren das Hangleitnergütl hat — vier Stunden weit von da. Eine Botschaft hab' ich ihr ausrichten müssen vom Vatern. Und da — da —," es zog plötzlich heiß, roth über das hübsche Gesicht hin und scheu blickten die goldbraunen Augen zu Franz empor — „da hat sie mir wieder keine Ruhe gegeben wegen dem Jörg. Und schau, wie schiach der ist mit seiner buckligen Gestalt und den fuchsrothen Haaren! Ich mag ihn nicht. Und ich hab' ihr's gesagt, der Rosimahm'. Damit sie mir einmal Ruh' gibt! „Jetzt und gar nimmer mag ich ihn!" hab' ich ihr gesagt. Da ist sie bös' geworden und — und hat mich aufgeklätt, „daß ich froh sein müßt' um ihren Buben, wenn ich nicht ein ledig's Dirndl bleiben wollt'! Bei all meinem Geld, das ich einmal mitbekäm', ein ledig's Dirndl, weil mich keiner nähm' wegen meinem Vater." Und da hat sie mir Geschichten verzählt vom Vatern, wie hart der wär', wie herzlos! Daß keiner in unsre Verwandtschaft kommen wollt', weil der Vater allgemein weit und breit als ein Anstauber bekannt wär', als ein Anstauber, bei dem ein Menschenleben gerad' so viel werth wär' wie ein Blaser auf der Hand!" Die Stimme des Dirndls versagte, ein schweres Schluchzen hob die junge Brust.

Mit finsterem Geschau stand der Bursche; er sprach kein Wort.

Da redete die Nani wieder weiter mit ihrer leisen, zitternden Stimme: „Ja, und weil die andern Buben einen Abscheu haben vor mir, da drum drängt sie, daß ich ihren Sohn heirathen soll — da drum!" Plötzlich, mit einem flimmernden Blick zu dem Burschen aufsehend, sagte sie lauter, mit auf einmal hart gewordener Stimme: „Sie meinte: „Da bliebe der Reichthum in der Familie!" Siehst Du, 's Geld, das er auf solche Weis' gewonnen hat, und wegen dem mich die andern verachten! Das Geld wär' ihr nicht zu schlecht, ich aber schon! Weißt, was ich gesagt hab' —?" Die Nani trat jetzt ganz nahe zu dem Franz heran. „Wenn es so wär' mit meinem Vater, wie sie sagt — entweder nähm' mich da einer mit dem Geld, was ich von der Mutter einmal bekäm', was ihr selber gehört, oder ich wär' gar nicht zu haben."

„Nun — und?" fragte da der Franz wie in hoher Spannung; seltsam licht war es plötzlich in seinen Zügen geworden.

„Ja, da hat sie gelacht und gemeint: „ich wär' ein Narr! Wenn ich einmal die schlechte Nachred' hätt', so blieb' mir die, ob ich das Geld nähm' oder nicht nähm' vom Vatern. Dem Anstauberfriedl sein Dirndl blieb' ich halt doch alleweil." — Aber Du, jetzt sag' mir einmal — schau, auf Dich hab' ich ein Vertrauen, Du sagst mir's, wie es wirklich wahr ist! — Ist denn mein Vater wirklich so verachtet bei den Leuten, daß mich keiner wird mögen?! Ist es gar so arg, wie die Rosimahm' thut?"

Die Nani hob die Hände gefaltet empor; in ihren Augen wechselte eine heiße Angst mit einem leidenschaftlichen Flehen. Sie war so schön, so lieb anzusehen. Da umfaßte der Franz mit seinen beiden Händen die ihren und drückte sie und drückte wieder. Ein heißes Erbarmen sprach aus seinen Zügen, aus seiner Stimme. „Ich kann Dir ja nicht helfen, arm's Dirndl! Lieb's Dirndl! So einer ist er halt schon, Dein Vater, so einer!" In leidenschaftlichem, wehem Zorn brach es von seinen Lippen. „Schau, es thut mir ja selber so weh, und 's Herz zuckt mir, als möcht' es zerbrechen! — Wenn nur der nicht Dein Vater wär', wenn's nur der nicht wär'!"

Die Nani stand regungslos, mit weitgeöffneten Augen; in ihrem blassen Gesicht stand es wie ein heißer, wonniger Schrecken. Der Athem flog aus ihrer Brust. „Und wenn er's nicht wär', was wär' dann?" fragte sie schnell, leise.

Er zögerte, er schwankte, dann aber riß es ihn doch hin, das eigne Empfinden, ihr herzergreifender Anblick wirkten zusammen zu mächtig. „Dann — dann könnt' es was werden mit uns zwei!" sagte er innig. „Denn schau, ich hab' Dich ja gar nimmer aus dem Sinn gebracht seit dem erstenmal, wie ich Dich bei meiner Heimkunft gesehen hab'; ich hab' Dich alleweil so lieb wie damals vor mir stehen sehen und hab' oft lange Nächt' hindurch keinen Schlaf gefunden, weil ich vom Jammer, daß gerad' Du so einen Vater hast, nicht herausgekommen bin. Siehst, darum bin ich Dir auch fleißig aus dem Weg gegangen, weil mir so hart geschehen ist bei Deinem Sehen! Weil ich gemeint hab' jed'smal, ich müßt' Dich bei der Hand nehmen und davonlaufen mit Dir in die weit' Welt! Ja, wenn Dein Vater nicht wär', wie er ist — gar nimmer auslassen thät' ich Dich, mein müßtest werden — mein lieb's, gut's Weib, das mir 's Schönste und 's Beste wär' auf der ganzen Welt!"

In leidenschaftlichem Ungestüm waren zuletzt die Worte von seinen Lippen gekommen, er hatte den Arm um den schlanken Leib der Nani gelegt und hatte sie hastig an sich gezogen. Nun lag der schöne, braunhaarige Kopf des Dirndls an seiner Schulter und die goldig hell leuchtenden Augen schauten sehnsüchtig empor in die seinen. „Und ich wär' es gern geworden, Franz, ich merk' es — so gern!" sagte sie leise.

Er konnte sich nicht bezwingen, der junge Bursche, in seiner heißen Lieb' — er neigte den Kopf und küßte die rothen, weichen Lippen — viele Male. „Ah, wenn nur dem ärmsten Häuslmann gehören thät'st, daß ich Dich nehmen dürft'!" stieß er hervor. „Was für ein Glück hätten wir zwei! Ich braucht' nur Dich anzuschauen und ich hätt' allen Trost in meinem Leid — und alle Freud', die ich erleben dürft', ging' mir gerad' noch einmal so tief ins Gemüth! O Du — Du lieber, lieber Schatz!"

Sie zitterte an allen Gliedern und schmiegte sich an ihn, und ihre Lippen regten sich und fanden doch keine Worte. Wie in heißem Jubel wallte es auf in ihrem Herzen und dann wieder wollte das schier brechen in einem unsäglichen Weh.

„Und so kannst mich nicht nehmen, Franz, ganz und gar nicht?" entrang es sich endlich ihren Lippen, in heißem, schmerzensvollem Ton. „Auch wenn ich alles hintlassen thät', dem Vater sein ganzes Geld und — ihn selber auch — ah nein, mein Mutterl, mein Mutterl, das kann ich ja nicht allein lassen —!" Die Stimme versagte ihr, der Nani, sie drückte die Hände auf das Herz, das that so weh, ah, so weh! „B'hüt Dich Gott!" sagte sie dann mit zuckenden Lippen und ging langsam davon.

Der Franz war aber gleich wieder neben ihr. „Mein lieb's Dirndl, schau, Dein Muterl könnt' Dich ja jederzeit aufsuchen, wo Du bist! Meinst nicht? Schau, so gern hab' ich Dich, so gern! Ich kann Dich halt nicht lassen! Mein mußt werden!" Und er hatte sie wieder im Arme; ungestüm hatte er zugegriffen und die schmächtige Gestalt an sich gezogen.

In den Augen der Nani schimmerte es feucht; sie schaute zu ihm auf mit einem gar traurigen Blick. „Ja Du — ich hab' halt eine Angst, der Vater sagt „Nein". Und da dran hab' ich vorhin nicht denkt, daß ich noch gar kein Rechtens hab' über mich. Ich kann nicht ein bißl thun, wie ich will!"

Da sank der Arm des Burschen nieder — daran hatte er nicht gedacht. Freilich, die Nani war noch lange nicht großjährig, und wenn der Reiserbauer Einspruch that gegen eine Heirath seines Dirndls, dann blieb er in seinem Recht.

„Mein Vater hat einen eisernen Willen, was der einmal sagt, dabei bleibt es," sagte Nani nach minutenlanger Pause.

„Und er giebt Dich mir nicht, dasselb' weiß ich," fuhr der Franz heftig auf. „Der hat einen Haß auf uns, der Reiserbauer, das erkenn' ich alleweil mehr."

Erschrocken starrte ihn die Nani an. „Hassen thut er Euch, der Vater? Warum meinst denn das? Er ist ja doch mit keinem Menschen gut Freund, ist jedem auf seine eigennützige Art gesinnt; warum sollt' er gegen Euch was Besonderes haben?"

Der Franz nickte bedeutsam. „Er tragt es darauf an, daß er uns zu Grund' richten mag — ich kann mir's nicht anders denken!" Und erregter werdend, fuhr er fort: „Der Vater wird schauen, wenn ich heimkomm'! Lauf' ich heut' in der Stadt herum bei allen Holzhändlern, um einen Theil Schlagholz zu verkaufen, und einer wie der andere bietet mir einen Preis, der lächerlich ist. Einer wie der andere hätt' sich eben genug Holz eingekauft, 's Holz wär' derzeit spottbillig, und so könnt' man das meine nur ankaufen, wenn —" der Bursche lachte zornig auf —, „na ja, wenn man's halb geschenkt bekäm'! Es wär' ja ein Ding, wenn wir das Geld nicht so nothwendig brauchten! Aber so — 's kann uns so gehen wie dem Holbacher, der plötzlich ohne Haus und Hof dagestanden ist!" Der Bursche verstummte, starrte finster vor sich hin, um dann auf einmal zornig herauszufahren: „Da ist nur Dein Vater schuld dran, daß es uns so geht!"

Völlig erblaßt stand das Dirndl da. „Irrst Dich, Franz, irrst Dich! Was kann mein Vater für die Holzhändler mit ihren niedrigen Preisen?"

„Was er dafür kann? Ja, meinst denn, Dein Vater hätt' keine Gewalt über die Holzhändler? Seit Jahren kauft er die Wälder weit und breit in der Gegend herum an, mit den großen Gütern; alles Holz haben sie also von ihm, seit langer Zeit; da mag er seinen Zwang ausüben auf sie, wie er will. Er verkauft ihnen einfach nichts mehr, liefert es weiter weg in eine andere Stadt und sie haben das Nachsehn — wenn sie ihm nicht seinen Willen thun. Unser bißl Schlagholz aber, das hätt' uns herausgerissen, den Händler aber nicht; der hält sich drum an den einen, der ihm jahrlang den größten Nutzen zubringt. Und da —"

Die Nani unterbrach ihn; sie faßte ihn ungestüm am Arm. „Geh, Franz, bedenk Dich, was Du sagst! Schau, das kann ich nicht glauben, das mag ich nicht glauben — gerad' das nicht. Der eine bist, der was nach mir fragt — der mich gern hat — und mein Vater sollt' dran denken, den Deinen zu Grund zu richten? Wenn er das thät' — wenn er das thät'!"

Die Nani stampfte plötzlich mit dem Fuß den Boden. In hellem Zorn lief es über ihr Gesicht hin. „Na, das darf nicht sein, da halt' ich mich auf dagegen. Wenn 's wahr ist! Und — ich frag' ihn, ich erfahr' es — ich frag' ihn selber danach."

Sie hob die Füße und lief dahin. Nur eine ganz kurze Strecke; dann kam sie wieder zu dem Burschen zurück, reichte ihm beide Hände hin und sagte leise: „B'hüt' Dich Gott, Franzl, mein lieber Bub'! Und — und Du, werd' nicht harb auf mich, wenn 's wahr ist, das! — Ich ertrag' es nicht, wenn Du mir bös' würd'st! Schau, ich kann ja nichts dafür für meinen Vater seinen Sinn!"

So weich klang die bittende, leise Stimme, ein tief aus dem bangen Herzen kommendes Flehen lag darin und stand in den großen, angstvoll weit geöffneten Augen, daß es den Burschen hinriß in lodernder Leidenschaft; im nächsten Moment war die Nani von seinen starken Armen umfaßt und er herzte und küßte sie, daß es eine Art hatte.

Und da das Dirndl danach heimlief mit eiligem Schritt, da liefen in einem fort heiße Thränen über die blassen Wangen, und die rothen, zuckenden Lippen flüsterten immerzu: „Mein lieber Bub', das darf nicht sein, das darf nicht sein! Mein lieber, lieber Bub'!"

15.

Der Reiserbauer stand mitten in der geräumigen Wohnstube seines Hofes.

Der Wind fauchte um das Haus, als hätte er eine ingrimmige Freude daran, wenn er es vernichten könnte. Wie ein feines, hochtönendes Singen und Summen kam es bei allen Ritzen der Thüren herein. Einmal schmetterte

eine Thür an der Außenseite des Hauses gewaltig in's Schloß.

Den Reiserbauern kümmerte nichts. Er stand in tiefem Sinnen. Seine Gedanken weilten bei einem Gute, dessen Erwerbung er wieder in Aussicht genommen hatte. Es lag drei Stunden von hier entfernt, war zwar kein großes, immerhin aber ein nettes Gut. Die Besitzer desselben hatten abgewirthschaftet, trotzdem sie bei Uebernahme des schuldenfreien Gutes noch eine erkleckliche Baarsumme übrig gehabt hatten. Durch Trägheit, Nachlässigkeit und fleißiges Wirthshaussitzen waren sie herabgekommen. Nun stand das Gut vor der Gant.

Es war das erste Gut in der Umgegend, bei dem er, der Reiserbauer, die Hand nicht im Spiele gehabt hatte. Er hatte weder Geld darauf geliehen, noch sonst irgendwie einen Einfluß genommen. Es konnte diesmal keiner sagen: „Das hat der Anstauberfriedl auf dem Gewissen!" Gewährte ihm denn das eine Befriedigung, weil ihm immer wieder der Gedanke daran kam?! Ah nein — solchen Reden gegenüber, wenn er sie vernommen oder davon erfahren hatte, war er immer ganz gleichgültig geblieben. Was kümmerte ihn das Gerede der Leute, wenn er seine Lust daran hatte, wenn wieder so ein großes, schönes Gut in Stücke ging. Seine Lust, seine Freude hatte er daran, ja! Und wenn so ein Gut wieder zerstückelt war, dann ging er jedesmal einer in die Wege und schaute diese eine an mit großoffenen Augen, mit einem eigenthümlich starren, kalten Blick; und dann sah er es jedesmal wie ein heftiges Zittern über ihren Leib rinnen, sah sie blaß werden und die Augen niederschlagen — wie in stillem, heftigem Schreck. Und auch daran hatte er seine Freude. Wenn er dies Gut jetzt wieder erwarb, würde er ihr am nächsten Sonntag wieder in die Wege kommen. Und dann würde wieder wie jedesmal bei ihrem Anblick ein loderndes Feuer in ihm erwachen, das, wenn er ihr Erschrecken gesehen haben würde, wieder erlöschen würde.

Ueber das eine, das eine allein — dieses Aufflammen in ihm bei ihrem Anblick — kam er nicht hinweg, so stark er auch sonst war. Das machte ihm zu schaffen, wie nichts anderes, und er zwang es auch nicht nieder, so gern er auch wollte. Ah, er hätte so gern kalt bleiben mögen bis zu jenem Tage, an dem er lachen konnte, lachen wie ein Toller, Unsinniger — über das Weib, das einst ihre Lieb' gelassen hatte um Haus und Hof und Wald; und das nun dies alles zerrinnen sehen mußte, als wäre nichts dagewesen.

Es überlief den einsamen Mann wie ein Schauer — ah, der Tag, jener Tag, wenn er nur schon da wäre! Der einzige Tag, der in seinem Leben etwas galt! In die Zukunft hätte er sehen mögen, um zu wissen, ob es kurze oder lange Zeit dauerte, bis der Tag da war! Vielleicht fand der Mann noch eine Hilfe, die ihm vorerst hinweghalf aus seinen jetzigen Nöthen! Der Wald, der hätte ihm ja helfen können, aber — bei den Holzhändlern in der nächsten Stadt, da hatte er — der Reiserbauer — schon vorgesorgt, in eine andere, entferntere Stadt aber ging es mit Holzfuhren allzu beschwerlich; und übrigens reichten seine Verbindungen auch weiterhin in andere Städte; Geldverbindungen. Eine thatkräftige Hilfe konnte der Mann auch da nicht finden.

Langsam schritt der Reiserbauer zu einem Fenster hin; da pfiff ja der Wind herein, als stünde der Flötenloisl da draußen und stimme an seinem alten, morschen Instrument herum. Ja, ja, da mußten demnächst der Tischler und der Glaser her, er sah es schon; die Fensterrahmen bedurften einer Reparatur. Na ja, er richtete sich halt auch schon darauf ein, daß ihm sein Gut abhanden kam — so wie manch ein anderer, der nur noch wie eine Fliege in seinem Gute saß, den man bald wie ein lästiges Ungeziefer allen Rechtens vertreiben konnte; und der darum allen Schlendrian einreißen ließ, sich um nichts mehr kümmerte.

Ein höhnisches Lächeln erschien in den Zügen des Mannes; — er, er hatte noch nie aufgebaut, was so einer von der Zeit, von Sturm und Wetter unfürsorglich zerstören ließ! Er nicht; mochte es ein anderer thun.

Das Lächeln in dem tiefgebräunten Mannesgesicht verschwand auf einmal. Unwilligen Blickes schauten die Augen zum Fenster hinaus.

Was hatte denn da die Nani so daher zu laufen als jage einer hinter ihr her? Ganz zerzaust schaute sie aus. Da — nun war sie schon im Flur; er hörte ihre Schritte der Stubenthür näher kommen. Und jetzt drückte sie hastig die Klinke nieder.

Mit ihrem blassen, verweinten Gesicht stand die Nani plötzlich dicht vor dem Vater und sah zu ihm auf mit wunderlichem Blick. „Ich hab' eine Frag' an Dich," hub sie an, ernsten Tones. „Eine Frag', von der viel für mich abhängt. Ist's wahr, daß Du den Weghofer Leuten feind bist und sie zu Grund' richten willst?"

Ein paar Sekunden hindurch sah der Reiserbauer seiner Tochter starr und schweigend in's Gesicht; es war ein stummer, forschender Blick. Dann wandte er sich ab und versetzte barsch: „Was geht das Dich an? Kümmere Dich um andere Sachen, die Dich was angehen."

Die Nani faßte nach seinem Arm. „Aber gerad' das geht mich was an, Vater!" sagte sie trotzig. „Ich möcht' es wissen."

Da sah er wieder zu ihr hin, mit finsteren Augen. „Wegen was?"

„Weil's mich stark angeht. Und weil ich's Gegentheil behauptet hab'! Ich mag es nicht glauben, daß das wahr sein sollt'!"

Der Reiserbauer fühlte den krampfhaften Druck ihrer Finger durch den dicken Rockärmel hindurch. Er hörte das leidenschaftliche Reden, und eine tiefe Verwunderung erwachte dabei in ihm. Was mochte nur dem zu Grunde liegen, daß sein sonst so still für sich dahin lebendes Dirndl auf einmal ganz anders war?

„Und wenn's die Wahrheit wär' — Du hast nichts dreinzureden in meine Weg'!" versetzte er barsch. „Wer hat Dir denn davon geredet?"

„Da dabei hab' ich mitzureden, Vater, wenn ich mich auch sonst um Deine Weg' nicht kümmern thu'!" Und der Kopf des Dirndls neigte sich ein wenig mehr in den Nacken zurück wie im Stolz, in den Augen funkelte es hell, aber kein strahlender Schimmer war darin. „Davon geredet hat mir einer, an dem seinem Reden mir gar viel liegt — der Weghofer Franz selber. Und sie liegt mir am Herzen, die Sach', Vater!"

„So?" Das Wort klang langgedehnt, und aus den Augen des Sprechers ging ein Blick über das Dirndl hin, der drohend aufleuchtete: „So, steht die Sach' so, der Art? Wenn ich mich recht auskenn' —," sich unterbrechend, griff der Reiserbauer mit seiner Linken plötzlich nach der Schulter des Dirndls hinüber. Den schlanken, schmächtigen Körper heftig hin und her schüttelnd, stieß er in dumpfem, den tiefsten Groll verrathenden Ton hervor: „Stünd' es dahin, daß Dir an dem Burschen was liegt, dann, Dirndl, ist's besser, Du legst ein eisern' Gewicht auf Dein Herz, daß es fest niedergedrückt wird; aus der Lieb' käm' Dir nur das Unglück zu! Und damit Du es glaubst und Dich danach richten kannst, da sollst es hören, das es wahr ist mit dem Feindsein! Nimmer und nimmer können sie mir aus dem Haß kommen, die Weghoferleut', und was ich zu ihrem Verderben thun kann, das thu' ich. Und der Tag, an dem ich sie zu Grund' gerichtet hab', das wird der schönste Tag in meinem Leben sein!"

In den Ohren des Mädchens singt und klingt es; wie aus weiter Fern' bringt die Stimme zu ihr; sie starrt in das fahle Gesicht des Vaters auf wie fremd, wie verträumt. Und dann plötzlich strömt das jäh zu Kopfe gestiegene Blut wieder zum Herzen zurück, der Blick der braunen Augen wird klar und ruhig. „Dann, Vater, richtest mich mit zu Grund'! Denn mein Herz, das hängt am Weghofer Franz, und das seine an mir — und was ihn trifft, das trifft mich mit." Die bebende Stimme verstummte; die Nani hob auf einmal beide Hände gefaltet zum Vater empor. „Schau, Vater, ich bin Dein einzig Kind; thu' Deinen Haß weg' und werd' gut. Gieb mir einmal eine Freud' und einen Frieden in's Herz. Schau', all mein Lebtag' bin ich allein gewesen, 's hat mich keine Kameradin mögen in der Schul' und auch nachher nicht, und das hab' ich nicht mir selber zuzuschreiben, sondern Dir. Weil Du der Anstauberfriedl bist. Weil die Leut' für Dich sind wie die Fliegen, die man einfach verjagt oder vertilgt. Der Franz, das ist der einzig' Mensch, der gut zu mir gewesen ist außer Dir und der Mutter. Alle haben mich gescheut oder verachtet. Der nicht. Der hat mich über Alles gern. Alles, was mir um Deinetwillen geschehen ist, kannst gut machen, wenn Du dem einen nicht weh thust, der mir von Herzen lieb ist."

„Du redest umsonst. Ich — ich bin in meinem Recht. Aug' um Aug' und Zahn um Zahn — so hat's doch unser Herrgott selber gelehrt!" Und lachend ging er mit schwerem Schritt hinüber zu einem Stuhl und setzte sich. Mitten in sein Lachen hinein wurde er plötzlich völlig ernst. „Wenn Du um alles wüßtest, Dirndl, würdest mir schon 's Recht zusprechen! Ich weiß nicht, ob ich Dir's sagen soll! Brauchtest es sonst noch nicht zu wissen, da hätt' es kein Versäumen! Aber weil Du selber daran bist, Dein Herz einem zu schenken, da wirst mich leicht verstehen, mein' ich — ja, es thut Dir auch noth. Weil's gerad' der ist! Siehst, wie ich ein junger Bursch war, hab' ich ein frisch' Gemüth gehabt, wie Du, ein gut's Herz gehabt, wie Du. Das ist aber jäh anders geworden. Da drum aber ist's anders geworden in mir, weil ich mein Herz an eine gehängt hab', die 's nicht geachtet hat, die nur mit mir gespielt hat und, wie der andere gekommen ist, mir kalt' die Lieb' aufgesagt hat. Ich hätt' ihr 's Herz aus der Brust gegeben, wenn sie 's verlangt hätt'; sie aber — wie ich sie gefragt hab', ob es wahr ist, daß sie sich einen andern nähm' — hat gemeint, ich wär' ein armer Knecht und da sollt' ich nicht so dumm sein; — sie könnt' ohne Haus und Hof und ohne ihren lieben Wald nicht leben. Ich kann Dir's nicht sagen, Dirndl, wie mir gewesen ist selbigesmal. Tief hat's mich getroffen, ihr Reden, tiefer wie in's Herz, denn in mir ist alles rebellisch geworden und hat sich alles umgekehrt in mir. Da darum ist aus dem gutherzigen Reitingerfriedl der hartherzig' Anstauberfriedl geworden. Wär' die Sach' nie gewesen, ich wär' niemalen zu dem geworden, der ich jetzt bin, das weiß ich für gewiß. Schau, Dirndl, im Anfang hat manchmal noch das Herz gezuckt in mir, wenn ich was Uebles gesehen hab', wo ich dazu beigetragen hab', aber da ist jedesmal eine vor mir gestanden und hat mit ihrer Hand auf einen Wald gewiesen und höhnisch gesagt: „Der ist mir viel lieber wie Du, ja, viel lieber wie Du!" Und da ist das weich' Herz auf einmal wieder steinern geworden; ich hab' viel thun können mit offenen Augen, wo ich früher die Augen geschlossen hätt' und wär' davongegangen."

Das braune Mannesgesicht war aschfahl geworden während der Rede, ein heftiges Zucken ging durch dasselbe hin, die Augen brannten und schmale, dunkle Ränder zogen sich urplötzlich unter denselben hin. Nun waren die Lippen, die in so leidenschaftlichem Ton gesprochen, jäh verstummt, sie preßten sich aufeinander wie im heftigsten Schmerz. Das ganze Gesicht sprach stumm und doch so beredt von tiefer Qual der Seele.

Die Nani hatte lautlos dagestanden, aufmerksam lauschend. Es war hin und wieder wie stilles Verständniß über die Züge hingeglitten, nun hatten die Augen einen feuchten Blick. Sie trat zu ihrem Vater heran, nun er schwieg, und legte sachte eine Hand auf seine Schulter. „Daß Dir hart geschehen ist selbigesmal, das glaub' ich Dir gern, Vater! Du selber aber hätt'st nicht hart werden sollen, viel besser wär' Dir dabei selber geschehen, glaub' mir's!"

Aber der Reiserbauer fuhr hart auf: Meine helle Freud' hab' ich daran, wenn wieder so ein Gut zertheilt ist, und besonders am Wald. wenn so ein Wald zu Grund' geht! Da mag dann wieder einer weniger so elendig werden, wie ich geworden bin selbigesmal! Da lacht gerad' alles in mir, wenn ich so ein Gut voneinander gehen seh'. Viel Waldungen sind in Rauch aufgegangen, seit ich der Anstauberfriedl geworden bin; ich aber steh' noch immer und bin stark und frisch wie eh'dem so ein Baum im Wald!"

Und der Mann hob sich hoch und reckte die Arme in die Luft wie in jugendkräftigem Ungestüm — und ein höhnendes Lachen quoll dabei aus der Brust in hellen, hallenden Tönen. Da der Reiserbauer wieder sein Dirndl anschaute, blitzten seine Augen, und um seinen Mund lag ein Zug fester Entschlossenheit. „Und jetzt, Dirndl, weißt es, warum ich so thu' und nicht anders! Und damit Du noch mehr weißt, damit Du Dein Herzl wahrst vor der Lieb' zu dem einen, darum will ich Dir auch das noch sagen, daß die eine, die mich zu dem gemacht hat, der ich bin, Weghoferin geworden ist."

Die Nani hob voll jähen Schreckens die Hände, abwehrend. „Jesus, die—?"

„Ja, die war's, die!" Dabei beugte sich der Mann zu dem Mädchen nieder, faßte nach ihren beiden Händen und hielt dieselben fest, während er in hastiger, leidenschaftlicher Rede fortfuhr: „Und ich sag' Dir's: dem ärmsten Knecht, wenn er um Dich käm' und hätt' Dich gern und Du ihn, und er wär' sonst ein braver Mensch, gäb' ich Dich gern, dem aber nicht, dem nimmer und nimmer! Da wär' alles Reden umsonst, alles Bitten umsonst; und wenn seine Mutter selber käm' und thät' auf den Knieen vor mir herumrutschen, ich — ich könnt' ihr doch nur ein „Nein" zuschreien. Und dadrum laß Dir's gesagt sein und wahr Dich im vorhinein."

Er ließ die zuckenden Hände los und ging der Thür zu. Da ging es wie ein heller Schrei durch die Stube: „Vater! Vater!' Wie er sich umwandte, stand sein Dirndl mitten in der Stube und rang die verschlungenen Hände. In dem schönen, leichenblassen Gesicht standen die Augen angstvoll weit offen.

„Vater, thu Dich erbarmen! Keinen mag ich — der Bub' ist mir lieber wie alles in der Welt —, laß mir ihn! Er kann ja nichts dafür, schau! Thät'st mich selber verlieren, wenn Du ihn verderben thät'st und seine Leut'!"

Einen Augenblick stand er zögernd, der Reiserbauer, und schaute sein Kind unverwandt an, dann lief ein seltsames Zucken — so, als hätte der Mann innerlich etwas schwer zu überwältigen — über sein Gesicht hin, er zuckte die Achseln und verließ die Stube. Da die Thür in's Schloß fiel, sank die Nani auf die Kniee nieder, preßte die Hände auf's Herz und jammerte hellauf: „Und verlieren thut er mich an dem einen Tag, wo ihm sein Wünschen ausgeht! Ich muß zu meinem Buben halten — zu meinem lieben, armen Schatz!"

16.

Jahr um Jahr verging. Und im Weghofergut ging es von Jahr zu Jahr schlechter. Einmal, vor etwa vier Jahren, da es eben überaus schlecht stand, hatten die Weghoferleute unerwartete Hilfe bekommen. Der Vater der Weghoferin war plötzlich gestorben, und mit dem kleinen Erbtheil, das ihr zugefallen, hatten sie sich aus dem Aergsten herausgerissen. Seit langem aber ging es schon wieder bergab; der Bauer war eben schon zu lange Zeit auf der abschüssigen Bahn dahingewandert; er fand sich nicht mehr zurecht auf dem geraden Weg; er hatte auch seinen zweiten Sohn, den Peter, mitgerissen auf der schlechten Bahn — der scheute daheim die Arbeit und half ihm getreulich, im Spiel das Geld zu vergeuden. —

Und der Anstauberfriedl wartete, that sein übriges und wartete wieder. Sehnsüchtigen, oft wild pochenden Herzens. Einmal ging der Schauer des Todes über sein Haus hin —, sie trugen sein Weib hinaus, die gutherzige Reiserbäuerin. Eine Zeitlang empfand er die Lücke, die der Tod in sein Haus gerissen, dann kam er darüber hinweg und fand sich drein, als wäre nie ein Weib dagewesen an seiner Seite, ein Weib, das gute Rechte auf ihn gehabt hatte, dem er aber doch nicht ein einziges gegeben auf sich im Tiefinnersten seines Herzens. Er empfand sonst nichts wie seinen einzigen, brennenden Wunsch, der kaum merkbar getrennt war von einem irren, tollen Verlangen. Es war ihm immer, als schlage es wie eine lohende Flamme in sein Hirn empor, wenn er an den Tag dachte, der ihm das eine bringen sollte, bringen mußte.

Und der Tag kam, rückte näher und immer näher.

Manchmal saß er und sann — und sah den Tag schon vor sich und meinte, er müsse die Hände danach ausstrecken, nach dem Tage, um ihn herzuzuziehen, daß er sein wurde, endlich sein. —

Und dann war der Tag da. Der Weghof war auf der Gant. Er ging nicht hinüber, der Reiserbauer, zur Licitation. Einsam saß er in seiner Wohnstube daheim, während drüben ein Mittelsmann den Hof für ihn erstand.

Und diesmal hatte der Reiserbauer nicht auf's Geld gesehen, es war ihm diesmal nicht darum zu thun, den Hof um das Billigste zu bekommen; nein, er hatte vielmehr dem Mann, der denselben für ihn erstehen sollte, gesagt, es käme auf's Geld nicht an; koste der Hof, was er wolle, loslassen dürfte er keinesfalls.

Und nun wartete er, schaute starren, glühenden Blickes zum Fenster hinaus und sah über den Weg hin, auf dem der kommen sollte, der ihm den Hof erstehen und gleich danach davon Kunde bringen sollte. Die Zeit wurde ihm lang, dem Reiserbauer. Die Ungeduld faßte ihn. Und endlich auch die Angst, das Bangen. Wenn nun der Scheidbacher säumte beim Bieten, wenn ihm etwa doch der Hof zu hoch hinaufging, wenn vielleicht ein anderer Kauflustiger drüben war, der den Hof nicht auslassen wollte und immer höher und höher trieb, etwa sogar über den Werth des Gutes hinaus — und wenn der Scheidbacher dann meinte, über den Werth hinaus dürfe er doch nicht gehen und — und nicht mehr bot —, der einsame, grübelnde Mann sah alles deutlich greifbar vor sich, hörte die bietenden Stimmen — immer höher und höher ging es — ah, nun war die Summe wirklich lächerlich hoch gestiegen, da griff keiner mehr zu! — Der Scheidbacher schüttelte wie bedauernd den Kopf und — bot nicht mehr — — —

„Zu, zu — höher noch! Vierzehntausend achthundert, — vierzehntausend neunhundert! — Scheidbacher — weiter — zu, zu — Esel! — Nein, das gilt nicht —, ich geb' noch mehr! Das wär' falsch, so ein schnelles Zuschlagen! Nein, nein — mir muß er gehören! — Was, Scheidbacher? — zu spät, was? Wegen was hast es nicht festgehalten, Du — Du — !"

So schrie er hinaus, der tieferregte Mann, schrie und zeterte — und merkte nicht, daß er gar nicht dort war, wo er meinte, daß er einsam und allein in seiner niederen Stube saß. Die Stimme versagte ihm endlich, erschöpft sank er auf seinen Stuhl zurück, von dem er sich jäh erhoben; die Adern auf seiner Stirn und an den Schläfen waren hoch und tiefblau angelaufen und das Blut schlug dahinter wild, wie rasend, als wolle es die Adern zersprengen. Er mußte die Augen schließen in einer jäh ihn überkommenden Kraftlosigkeit. Der Athem ging fauchend aus seiner Brust.

Da wurde sachte an die Thür geklopft, und der Scheidbacher erschien auf der Schwelle. Der kleine, bucklige Mann — der seit langem ein Helfer des Anstauberfriedls war — erschrak erst vor dem im Stuhl wie todtmüde dalehnenden Mann; hastig trat er näher. „Fehlt Dir was, Reiserbauer?" fragte er mehr verwundert, wie besorgt.

Da richtete sich der andere auf, in Hast. „Nichts wie Deine Botschaft fehlt mir," stieß er hervor, und noch rascher folgte es: „Hast's? Hast's?"

„Freilich hab' ich's — und billig auch noch dazu!" Mit einem kurzen Kopfnicken sprach es der kleine Mann. Dann erschrak er noch mehr wie bei seinem Eintritt; denn den Reiserbauer hatte es förmlich emporgerissen von seinem Stuhl, wie von einer blitzartigen Gewalt; und dumpfe, gurgelnde Töne kamen von den Lippen desselben, genau so, als wolle er reden und wäre nahe am Ersticken. Dabei schwankte der starke Körper heftig hin und her. Endlich vernahm der Scheidbacher einzelne Worte: „Mein! — Mein gehört er! — Endlich einmal! — Ah — jetzt aber! — Jetzt — !"

Dann stand der Mann auch schon bei der Thür, riß sie auf und ging davon, ohne für den Scheidbacher ein weiteres Wort zu haben.

Und da stand er nun mitten im Flur und holte heftig Athem. Mit suchendem Blick schaute er um sich — ah, da war es ja nicht, was er suchte! Draußen, wo die Knechte das Holz kloben, da — ja, da war es. Eine Hacke, eine große, mächtige Beilhacke. Er prüfte mit den Fingern die Schneide; sie war scharf und blinkte hell, wie neu.

Der Reiserbauer griff nach einem dicken Prügel, der neben dem Hackstocke lag, legte denselben auf den Stock hin; nun fuhr der Arm, der den Stock hielt, jäh in die Höhe und sausend, blitzartig aufblinkend ging die Hacke nieder, mitten entzwei gehauen flog das Holz weit hinweg. Es ging wie eine tiefe Befriedigung über die Züge des Mannes hin — dann that er etwas, was er seit langen Jahren nicht mehr gethan: er lief. Er rannte davon, vom Hause fort; erst einen schmalen Weg dahin, dann eine Straße.

Vorm Hofthor draußen, dicht an dem Weg, den er genommen, stand ein schmächtiges Dirndl, von dem er nichts sah: die Nani. Sie schaute dem Vater nach. Und in den schönen Augen, die wie zwei Lichtlein in dem bildsaubern Gesicht standen, war jetzt ein finsteres Leuchten. Mit einer Hacke rannte er dahin, der Vater! Was hatte er jetzt nur im Sinn?

Ein tiefes Stöhnen hob plötzlich die junge Mädchenbrust. Dort drüben, hinterm Abhang, war jetzt einer, dessen Herz schwer wie ein Mühlstein in der Brust liegen mochte. Der Franz! Dem sein liebes Heimathl ging heut' einen Weg, auf dem er es nimmer fand; dem ging es heut' verloren, sein Heimathl, das Gut, das an sein Herz gewachsen war, so fest, so fest. Und der das gethan, der es so weit gebracht hatte —, sie wußte es, das war ihr Vater.

Sie biß die Zähne zusammen, und ein Ausdruck tiefen, schmerzlichen Zornes verscheuchte die Trauer, die sich eben in ihre Züge geschlichen hatte. Ihr Vater! Er hatte um ihretwillen nichts gethan, um ihrer Lieb' willen — nur seinem Haß hatte er gefolgt und Böses gethan — Böses dem einen, der ihr so lieb war!

Aber mit der Stunde, da er ihrem lieben Buben die Heimath nahm, hatte er aufgehört, ihr Vater zu sein. Das schied sie von ihm — ja, das schied sie. Ihr Herz hatte kein Hangen mehr an ihm, das drängte zu einem, der auf einmal so arm geworden — arm durch einen Haß, den er selber nicht verschuldet. Ah, wenn sie es nur sicher wüßte, ob ihr Vater das Gut an sich gerissen? Er war nicht drüben gewesen bei der Licitation; er hatte gethan, als ginge ihn die ganze Sache nichts an; aber daß vorhin der Scheidbacher so eilig auf den Reiserbauernhof zugestapft kam, daß nun der Vater so davonlief in einer Aufregung, die etwas Seltenes an ihm war, das bewies ihr, daß der Vater stark betheiligt war bei der Sache. Sie mußte wissen, wie es stand, sie mußte. Da war es am besten, sie ging hinein und fragte den Scheidbacher danach.

Aber wie sie die Schritte dem Hofthor zuwenden wollte, rief eine heisere Stimme ihren Namen. Es riß sie herum bei dem Klang. Der Franz! Herr und mein Gott, der Franz! O Jesus, wie blaß sah der aus — wie ein Todtes, so blaß! Er war noch ein Stück entfernt. Sie lief ihm entgegen und hob beide Arme hoch, als wolle sie ihn umfassen. Aber da sie ihm ganz nahe war, fielen ihre Arme schlaff nieder. „Franz!" sagte sie mit zuckenden Lippen, in einem bebenden Ton voll rührender, mitleidsvoller Liebe, und nochmals — wie in schmerzlichem, innigem Flehen um ein Verzeihen —: „Franz!"

Er streckte ihr die Hände hin, sprach aber kein Wort dazu, er schluckte und würgte in einer Weise, als stecke etwas in seiner Kehle —, stumm sahen sie sich in die Augen. Dann fuhr die schmale Hand des Dirndls über des Burschen Gesicht, sachte, nicht wie streichelnd, sondern als ob sie etwas verwischen wolle. „Mein lieber Bub', thust Dich schwer grämen, gelt? Ich glaub' Dir's, ich glaub' Dir's! Das Heimathl, gelt ja, gelt? Das Gütl, in dem Du auf die Welt gekommen bist, in dem Du als kleiner Bub' herumgesprungen bist — dasselb' Haus — und hätt' es noch so ein schiaches Ansehen, es wär' halt doch viel anders wie die andern, schöner, viel schöner, weil's einem liebsamer ist, gelt? Wenn nur Dein Vater nicht so einer wär', wär' es Dir schon verblieben, gelt? Aber schau, Franz, nimm Dir's nicht gar so arg zu Herzen! Siehst, ich hab' noch ein Heimathl und 's ist mir doch nimmer eins! Die Mutter ist nimmer drinnen und der Vater, ja —" sie würgte die Worte hervor aus brennender, zusammengepreßter Kehle — „ja, der ist mir — lang schon gewesen wie ein Fremder, jetzt aber — jetzt, Franz, wo er Dir das angethan hat, jetzt ist er mir wie einer, dem man am liebsten weit aus dem Weg geht!" Hart und finster hatte die Nani zuletzt gesprochen; sie sah nach dem Hof zurück, schüttelte dann den Kopf und sagte fest: „Da ist mein Verbleiben nimmer! Nein nimmer! Jetzt bin ich großjährig — wenn Du mich haben willst, mein lieber Bub' —, ich lass' Dich nimmer um seinetwillen, ich brauch' sein Geld nimmer, das er auf so schlechte Weis' erworben hat; ich nehm' nur das Geld, das mir von meinem Mutterl selig zukommt. Ein paar tausend Gulden sind es schon. Und da sei nicht so verzweifelt, Franz! Wir hausen uns wo anders ein; und wenn's auch nur ein ganz kleines Gütl sein kann, ich mein', es wird uns doch ein schönes Heimathl werden, wo wir zwei doch beisammen bleiben dürfen!"

So viel Liebe lag jetzt in der Stimme des Dirndls, leuchtete aus den schönen, braunen Augen, daß der Bursche auf seine Verzweiflung vergaß und in das junge Gesicht schaute und schaute — mit glänzenden Augen. Auf einmal lachte er leise auf, es klang halb wie ein Lachen und doch wieder wie ein schluchzendes Weinen. „Dreinfinden muß ich mich — ich seh's, ja, ich seh' es! Dreinfinden! 's Herz hast mir Du aus der Brust genommen mit beide Händ' und hast's zu dem Deinen gelegt! So ist mir, ja, gerad' so ist mir. Und wo mein Herz zu finden ist, da muß ja mein Heimathl sein, mein allerschönst's Heimathl!"

Und das Mädchen umschlingend und an sich ziehend, küßte er heiß den rothen Mund.

Und dann redeten sie noch eine kurze Weile zusammen, es brauchte nicht vieler Worte mehr, sie wußten bald, was sie beide zu thun hatten — sie hingen aneinander mit jeder Faser ihrer Seelen — und sie wollten sich nimmer voneinander scheiden.

Gäb' es Abgründe, die nicht zu überbrücken wären, die Liebe spönne ein schimmernd Seil darüber; verstellte den Weg eine himmelanstrebende Dornenhecke, die Liebe risse sich daran blutig und schwänge sich darüber hin.

17.

Der Reiserbauer hastete noch immer dahin.

Hätte einer des Mannes Gesicht gesehen, er würde ihn für irr gehalten haben, so wild glühten die Augen, während in jähem Wechsel die verschiedensten Empfindungen über das bald leichenblasse, bald dunkelrothe Gesicht hinzogen.

Sonst war eins doch so bald dort — heut nahm der Weg kein Ende — kein Ende! Ah — und dieses wahnsinnige Jauchzen in ihm, das er nicht bändigen konnte, das ihn vorwärts trieb in rasender Eile! Endlich, ah, endlich! Da, da stand er nun dicht vor dem Wald, der ihm einst sein Glück genommen — um dessentwillen ihn einst ein falsches, thörichtes Weib verstoßen!

Wie finstere, schwarze Gesellen standen sie da, diese hohen Recken des Waldes, wie mit breitspurigen Füßen stemmten sie sich auf den Boden, der ihnen gehörte, der sie sättigte mit seinen Säften. Die Arme hielten sie hoch droben, daß ihnen keiner anmochte, der ihnen feind war, der ihnen ein Leid anthun wollte — ah, und nun schüttelten sie die Häupter wie drohend, und ihre Arme fuhren herunter gen die Erde, als wollten sie unsichtbare Feinde dadrunten fassen und zerdrücken oder schütteln, daß ihnen die Seele aus dem Leib flog; grollende Laute gingen von ihnen aus — ein zürnendes, ein haßvolles Raunen von einem zum andern; jetzt schnellten die Häupter stolz in die Höhe, und nun winkten und nickten sie nur noch fein, sachte, wie höhnend, als wollten sie sagen: „Was kümmern wir uns um euch, armselige Menschlein! Ihr seid doch nichts gegen uns! Was ist euer Leben anders wie eine kurze Spanne Zeit gegen das unsere, das einen Blick in die Ewigkeit thut!

Der keuchende Mann hatte dagestanden und auf die Bäume hingestarrt, als redeten sie eigens eine Sprache für ihn, nun reckte er sich jäh empor. Es war, als wüchse der ganze, kräftige Manneskörper hoch und noch immer höher, die breiten Schultern trugen den Kopf frei, stolz, aufrecht, wie mit einem Schwellen jugendlich ungestümer Kraft. Und die finsteren Züge lichteten sich — als wie wenn ein klarer Quell aus finsterem Schachte bräche. Und ein Arm fuhr in die Höhe, wie ein Wahrzeichen reckte sich die geballte Faust in die Luft.

„Ich aber — ich hab' euch doch bezwungen —" schrie der Mann urplötzlich hinaus. „Euer Leben ist doch nichts gegen das meine! Nichts seid ihr — nichts!"

Ein gäher Sprung; — mit einem einzigen Satz stand der Anstauberfriedl neben dem Baum, den einst die Sela umfangen, da sie ihm eben ihren falschen Sinn ganz enthüllt hatte; einen tiefen Athemzug that er, dann umfaßte er den Stiel der Hacke mit beiden Händen, hob sie in die Luft — sausend glitt sie durch dieselbe niederwärts, hallend, schmetternd fuhr sie in den alten Stamm. Und wieder dasselbe — und noch einmal.

Ein Zittern rann jedesmal durch den stolzen Leib des dunkeln Gesellen, der nun seinem Tode entgegenging. Nun schöpfte der Mann Athem; mit finsterem Blick maß er den Baum und knirschte mit den Zähnen. „Dich möcht' ich drunten haben — dich — im Staube!" flog es haßvoll zwischen den Zähnen hervor.

Wie ein Rasender hieb er plötzlich darauf los; er umging den Baum von allen Seiten, und überall brachte er ihm klaffende Wunden bei; der Schweiß rann über das von der Anstrengung tiefgeröthete Gesicht, fauchend ging der Athem hervor, aus der Brust. Er hielt nicht inne und hätte doch denken müssen, daß ihm dieser Stamm lange Widerstand leisten würde, wenn er nicht mit einer Waffe kam, die haarscharf ins Mark drang: mit einer breiten Säge.

Er rastete endlich eine Weile; er mußte Athem schöpfen. Als er wieder und wieder die blanke Schneide in den Baumstamm laufen ließ, blieb er auf einer Stelle stehen. Auf einmal ging ein sachtes Zittern durch den Baum, ein leises Knarren ertönte, und dann — fast zugleich, ein heller, scharfer, kurzer Schrei.

Im nächsten Augenblick griff eine Hand nach dem Arm des eben voll Hast auffahrenden Mannes und riß denselben zurück, eilends, mit einer Kraft der er nicht widerstehen konnte.

Das Knarren im Baume wurde zu einem Singen und Surren, dann zu einem knarrenden Knacken, — nun ging ein Sausen durch die Luft und gleich darauf ein schmetternder, dröhnender Schlag — der stolze Baum war getödtet.

Nicht weit davon aber stand ein bleiches Weib, das am ganzen Körper zitterte und die Arme schlaff niederhängen ließ.

Aus weit aufgerissenen Augen hatte der Anstauberfriedl im ersten Moment diejenige fortgezogen, dann aber war er mit finsterem Geschau zurückgetreten. „Was hast du hier zu suchen?" sagte er rauh, heiser aus seiner schwer nach Athem ringenden Brust heraus.

Sie schüttelte schweigend den Kopf — es lugte wie eine tödtliche Angst aus ihren Augen —, drüben aber fiel eben der Baum zur Erde. Und da fühlte sie es wieder wie vorhin, als sie durch den Wald dahergekommen und den Mann gesehen, wie er auf den schönen Baum einhieb, da fühlte sie es wieder, als fahre es ihr wie ein brennender Schmerz durch den Leib, als zucke das Herz in einem Weh, das schier nicht zu ertragen war.

Auf einmal sagte sie mit einer klanglosen, schweren Stimme: „Dir gehört 's Gut — ich hab' mir's ja denkt! Und da drum — da drum —" verstummend sah sie hinüber nach dem gefällten Baum. In ihren Augen war ein seltsames Funkeln.

Auch der Blick des Bauers ging hinüber zu dem Baum. „Und da drum hat der dran glauben müssen!" sagte er mit trotzigem Aufflammen der Augen, mit hartem Trotz in der Stimme. „Und auch die andern müssen's! Da magst sie nimmer aufhalten und wenn dich selber drum hingäbst — ein zweit's Mal!" Er lachte plötzlich schrill auf. „Gelt, das sind ungute Gesellen? Hast ihnen so viel gegeben — sie aber gehen Dir davon — ohne Wehren!"

Und dann fiel es ihm ein, daß sie ihn fortgezogen, als eben der Baum ins Fallen gekommen. „Wegen was hast mich fortgerissen vom Baum?" fragte er. „Hast gemeint, Du könnt'st es noch aufhalten, dem sein Sterben?"

Sie schaute ihn an, flüchtig, und sah dann wieder zum Baum hin. Ja, weshalb hatte sie es gethan? Mit dem brennenden Schmerz im Herzen war sie dagestanden, als könne sie sich nicht rühren; sie wollte dem Mann da ein: „Halt, halt Du!" zurufen, aber ihre Zunge war wie gelähmt, sie sah starr zu und litt den Schmerz weiter, den ihr das Sterben des Baumes bereitete; starr und regungslos verharrte sie, bis sie urplötzlich das Zittern des Baumes bemerkte, sein seltsames Knarren hörte — und dann ging es wie ein Schwanken durch die Zweige, und — ja, und da hatte sie den Mann schon daliegen gesehen, still, blutend, ohne Regung, todt.

Da, mit einemmal war sie zugesprungen, zu ihm hin; ah, sie hatte vom Baume nichts mehr gewußt, nur noch von ihm! — Und aus ihrem Sinnen heraus sagte sie jetzt leise: „Das war's nicht! Ich hab' gemeint, er erschlüg Dich."

„Um mich?" Er fragte es in einem Unglauben, der keine weitere Beimischung an sich hatte; dann setzte er höhnend hinzu: „Um mich hätt'st Angst gehabt? Das sag einem andern! 's wär' ein unsinnig's Denken, fänd' ich da einen Glauben daran. Um die Bäum' da hast einmal ein Herz von Dir gestoßen, ein Herz, das eine Lieb' für Dich gehabt hat wie nimmer eine ist auf der Welt — wie könnt'st da auf die Bäum' vergessen wegen des einen, den von Dir gestoßen hast?! Siehst, ich hab' halt auch nicht vergessen wegen des einen, den von Dir gestoßen hast?! Siehst, ich hab' halt auch nicht vergessen auf die Bäum', gerad' so viel sind sie mir im Sinne gewesen wie Dir — nur in einer andern Meinung! Ja, in einer andern Meinung! Und mein Meinen hat ein größer's Gelten! Das siehst, wenn Dir den einen da drüben anschaust. Und laß Dir sagen, nimm heut' gut Abschied von den andern Gesellen da — lang' siehst sie nimmer! Hetzen lass' ich sie, scharfe Zähn' sollen sie verwunden, alle, alle! Fallen müssen sie — zerschnitten, zerkeilt — in Rauch aufgehend — ein Nichts — ein Nichts werden sie!"

Die Lippen des Mannes theilten sich, ein schütterndes Auflachen kam von ihnen.

Und dann ging er von dannen. Er sah die Weghoferin nicht mehr an, — wie nicht vorhanden für ihn war sie.

Sie aber blickte der hohen, langsam hinschreitenden Mannesgestalt mit brennendem Blick nach. Ah, ein Mann war der, wie keiner sonst! Und den hätt' sie haben können! Statt dessen hatte sie sich einen genommen, der nichts gleich sah, der nichts war wie ein Trinker, ein leichtsinniger Spieler! Und das, um dessentwillen sie ihn genommen, das hatte er verthan; und sie hatte es trotz Scharrens und Sparens nicht hintanhalten können. Freilich, sie ersparte Groschen und er verthat's in Gulden. Sie vermochte es nicht aufzuhalten das Ende — und auch der Franz nicht, so sehr auch er sich mühte. Die Zinsen der Schuld, die auf das Haus gekommen, fraßen viel; und die Schuld wurde immer größer und größer. Einmal half ihr kleines Erbtheil vom verstorbenen Vater — auf eine kurze Weile; dann war es wieder wie vordem.

Zuletzt, als die Noth, die Geldnoth, schon aufs höchste gestiegen war, da hatte sie selber den Vorschlag gemacht, einen Theil des Waldes schlagbar zu machen, einen kleinen Theil, den man danach gleich wieder aufforsten müsse; aber da hatte sie ihr Mann mit höhnischer Bitterkeit ausgelacht und erwiedert: „Da dran hätte er schon lang gedacht und hätte sie nicht ein bißchen gefragt dabei! Aber da hätt' es wo anders seinen Haken — nicht bei ihr —, das Holz wär' nirgends anzubringen." Und der Franz hatte ihr dann erzählt, daß er vor Jahren bei den Holzhändlern in der nächsten Stadt gewesen, kürzlich aber auch bei solchen in anderen Städten — daß aber sein Holz nirgends den rechten Anwerth gefunden. Einer der Holzhändler hatte gemeint: „wenn er den ganzen Wald bekäm' zum Abholzen, ließe er sich eher darauf ein, natürlich aber zu einem niedrigen Preis, denn das Holz sei zur Zeit nichts werth." Und der Preis war so niedrig gewesen, daß der Franz aufgelacht hatte, und ohne weitere Worte war er gegangen.

Ganz erstaunt war sie — Sela — gewesen, daß das schöne Holz keinen Anwerth gefunden haben sollte. Sie faßte es nicht, begriff es nicht. Da aber hatte es zornig über des Sohnes Gesicht geflammt, er hatte die Hand zur Faust geballt und in der Richtung gegen den Reiserbauernhof hingedroht und halblaut hervorgestoßen: „Der dort — wenn der nicht wär' —! Das Holz wär' uns eine Hilf' für langhin und brächt' uns heraus!" — Da hatte sie den Kopf geduckt und war an ihre Arbeit gegangen. Und seither hatte sie gearbeitet, schier Tag und Nacht, mehr wie zwei Dienstboten; hatte dazu eifriger noch gespart und gedarbt; sie hatte gemeint, sie müßten herauskommen, sie müßten, dem einen zum Trotz; und der Franz hatte ihr geholfen, wie er nur konnte; — aber was sie beide erarbeiteten und ersparten, das verthaten die zwei andern wieder, und noch mehr dazu. Der Peter hatte ja treulich in die Art des Vaters geschlagen. Müde, wie zu Tode erschöpft, hatte sie oft die Hände in den Schooß legen wollen —, es war ja alles umsonst, wenn sie sich auch das Blut aus den Fingernägeln herausarbeitete, alles umsonst! Aber das waren nur Minuten gewesen — diese tiefe, trostlose Verzagtheit; sie war wieder emporgeschnellt wie in neu sie überkommender Kraft; sie durfte nicht innehalten, wenn das Unheil abzuwenden war, mußte es abgehalten werden.

Kam um ihretwillen das Unheil, war um ihretwillen dieser Haß da, der sie verfolgte, so mußte sie fest dagegen stehen mit wehrendem Arm, mit unverzagtem Sinn. Sie hatte das gethan — hatte immer neue Kraft gesogen aus diesem Gedanken.

Und nun stand sie dennoch da, wo der eine sie hatte haben wollen: auf heimathlichem Boden, an den sie aber kein Recht mehr hatte; ausgestoßen, vertrieben aus dem eignen Hause.

(Fortsetzung folgt.)

— **Die beste Quelle.** „Ich möchte wirklich einmal wissen, wie viel Vermögen ich besitze." „Da brauchst Du nur Deinen Verehrer, den Assessor, zu fragen, der bei Euch im Hause verkehrt — der kann Dir's gewiß sagen!"

— **Aus einem Liebesbriefe.** „O angebetete Adelheid, Sie mögen es mir glauben oder nicht, zehn Jahre Ihres Lebens gäbe ich darum, wenn Sie meine Frau werden wollten."

— **Auch eine Rache.** Dichterling (zu seinem Freund): „Dieser Doctor Meyer ist mir ein höchst unsympathischer Mensch, wenn ich mich an dem nur einmal rächen könnte!" Freund: „Schenke ihm bei Deiner nächsten Premiere Freibillets!"

(Für die „Sonntagpost.")

Kunterbuntes aus der Großstadt.

Zivildienstreform. — Fährnisse und Prellsteine auf ihrem Wege. — Der vielgeprüfte Herr Wharton. — Rückerinnerung an einen preisgekrönten Gaunerstreich. — Eine Wahlwette, welche in dieselbe Kategorie gehört.

Mit der Zivildienst-Reform in unserer Stadtverwaltung ist in den letzten Jahren zwar ein Anfang gemacht worden, aber ganz glatt arbeiten die neuen Regeln noch nicht. Präsident Lindblom von der Zivildienst-Kommission und sein Kollege Ela, der in sich — wenn er Abends allein vor seinem Spiegel steht — den Vater des Zivildienst-Gesetzes sieht, werden ob der mannigfachen Hindernisse, die sich ihnen jeweils entgegenthürmen, mit der Zeit ganz nachdenklich und perplex. Der Fall mit den Polizei-Leutnants-Aspiranten ist in den Lokalberichten so gründlich breitgetreten worden, daß ihm kaum mehr etwas hinzuzufügen ist. Was in Verbindung mit demselben noch erübrigt, das ist ein amtlicher Bericht über die Beziehungen, welche Kommissär Ludwig durch Vermittlung des Herrn Loveleß zu der Chicago Credit Co. unterhalten hat, die außer mit 120prozentigen Wechseln auch mit Fragebogen der Zivildienst-Kommission einen schwunghaften Handel betrieben haben soll. Nachdem sich dann Herr Ludwig von seinen beiden Kollegen verabschiedet haben wird, können diese Vorkehrungen treffen zur näheren Ergründung der Kollektions-Agenturen, welche die Kravattenmacher unterhalten haben sollen. Ueber diesen sozusagen Epoche machenden Vorgängen sind kleine Zwischenspiele, welche den Zivildienst-Kommissären das Leben verschönern, in Gefahr, vom Publikum nicht beachtet zu werden.

Da ist zum Beispiel der Fall Wharton. Herr Samuel Wharton, zur Zeit Versicherungs-Adjusteur in Chicago, ist ein gewandter und vielerfahrener Mann, die Erfahrungen aber, welche er mit der Chicagoer Zivildienst-Ordnung macht, enthalten doch manches Neue für ihn. Herr Wharton hatte ursprünglich Advokat werden wollen, doch kam es ihm nach Beendigung seiner Rechtsstudien vor, als würde dieses Fach für ihn nicht das Rechte sein. Er erhielt dann eine Anstellung in einem statistischen Bureau und später versuchte er sich in Kansas City als Zeitungsmensch. Nachdem er es auch auf diesem Wege zu dornenvoll gefunden, hielt er's unter den gegebenen Umständen für's Sicherste, sich dem Versicherungswesen zu widmen. Bald entdeckte er aber, daß ein Name manchmal täuscht, daß auch das Versicherungsgeschäft ein unsicheres ist. So gedachte er denn, sich die Zivildienst-Reform zu Nutze zu machen und unter ihrem Schutze seine Existenz vor Wechselfällen sicher zu stellen. Er suchte somit das Bureau der Zivildienst-Kommission auf, erkundigte sich nach den im städtischen Dienst vorhandenen Vakanzen und stürzte sich dann muthig in ein Examen nach dem andern.

* * *

Da war zunächst die Stelle eines Todtenschein-Sekretärs im Gesundheits-Amt, die nach der reformirten Methode neu besetzt werden sollte. Wharton bestand die Prüfung als zweitbester. Sein Vordermann, der es erhielt, war der „provisorische" Inhaber des Amtes, welcher sich beim Studium der Todtenscheine bereits eine gründliche Kenntniß der „botanischen" Namen aller Todesursachen angeeignet hatte, mit denen er dienstlich zu thun bekommen konnte. Wharton konnte gegen diese wissenschaftliche Kapazität nicht aufkommen, und da sein glücklicher Nebenbuhler vorläufig nicht daran denkt, seinen eigenen Todtenschein zu buchen, so ist's mit der Aussicht auf diesen Ruheposten nichts. Wharton hat sich dabei auch nicht lange aufgehalten. Er stieg gleich nach der ersten Prüfung in die zweite, und zwar in die, welche formell abgehalten wurde, um die Stellung des Superintendenten des Schulzwangs-Departements der Erziehungs-Behörde würdig auszufüllen. Wieder war Wharton der zweitbeste auf der Liste. Wodurch ihm Herr Lester W. Bodine den Rang abgelaufen hat, darüber liegen genauere Nachrichten nicht vor. Aber Herr Wharton ließ nicht locker. Er versuchte zum dritten Male sein Glück in einer Prüfung. Diesmal handelte es sich um die Stelle eines Hilfs-Sekretärs in der Privatkanzlei Sr. Herrlichkeit des Bürgermeisters. Bei der Bewerthung der Prüfungsarbeiten stellte es sich heraus, daß Wharton alle Mitkandidaten aus dem Felde geschlagen hatte. An das Ziel seiner Wünsche gelangte der Sieger im Wettkampfe aber deshalb nicht. Es war nämlich dem Stadtoberhaupte hinterbracht worden, daß Wharton in politischen Fragen ein hartgesottener Republikaner ist. Einen solchen mochte Herr Harrison in seinen engeren amtlichen Haushalt nicht aufnehmen, und um dieser Nothwendigkeit aus dem Wege zu gehen, schaffte er die Hilfs-Sekretärstelle ab. — Wharton hatte inzwischen, für alle Fälle, aber schon ein weiteres Examen bestanden, für das Amt des stellvertretenden Stadtschreibers. Wieder war er obenauf geblieben und nun dachte er allen Ernstes, daß er sich beglückwünschen könne zu einem sicheren Plätzchen, das ihm bis an's Ende seiner Tage ein Jahreseinkommen von $4000 sichern würde. Aber es kommt oft, wie man zu sagen pflegt: erstens anders, und zweitens, wie man denkt. Stadtschreiber Loeffler soll es zwar mitunter für zweckmäßig halten, mit Republikanern, zum Exempel mit Herrn Lorimer, Gegenseitigkeits-Verträge einzugehen, aber sich einen Republikaner, der nicht bereits verschiedene Grade der Fachpolitik durchlaufen hat, als seinen Stellvertreter und nächsten Bureaunachbar gefallen zu lassen, hat er doch keine Lust. Er schaffte die Stellvertreter-Stelle ab, und der gute Wharton, der sich schon auf den betreffenden weichgepolsterten Sessel hatte niederlassen wollen, saß in der Luft. — Da er aber dort nicht wohl sitzen bleiben konnte, und weil er mittlerweile in der Anwendung der Kraft sich zu fassen etwelche Uebung erlangt hatte, so finden wir ihn alsbald wieder — im Examen. Nunmehr bemüht er sich um eine der besser bezahlten Sekretärstellen im Wasseramt. Sollte er die Prüfung wieder als erster bestehen, so wird er muthmaßlich die weitere Prüfung zu bestehen haben, daß man ihm durch irgend einen Kunstgriff auch diese bequeme Sitzgelegenheit entrückt. In der Voraussicht, daß es so kommen mag, hat Wharton schon Plätze belegt für weitere Examina, die von der Zivildienst-Kommission in Aussicht genommen worden sind, und bei denen es sich beziehentlich um die Besetzung der Sekretärsstellen des städtischen Finanz-Ausschusses, der Kommission für Anlegung von kleinen Parks und Spielplätzen und der Straßenbahn-Kommission handelt. Da in diesen Kommissionen seine Parteigenossen die Mehrheit bilden, so wird der brave Wharton schließlich doch wohl den Hafen erreichen, auf den er so unentwegt zusteuert.

* * *

Der sparsame italienische Fruchthändler Vincentio Diffalvo, den hier kürzlich ein listiger Landsmann mittels des sog. Koffertricks um all' seine Ersparnisse begaunert hat, darf sich damit trösten, daß auf besagten Trick schon klügere Leute hereingefallen sind, als er. Da ist zum Beispiel unser geschätzter Mitbürger, der Advokat Jacob Newman, ein so gewiegter Schriftgelehrter wie man ihn straßauf, straßab in Chicago nur finden kann. Und doch ist der Herr Newman vor jetzt sieben Jahren einem Kofferschwindler auf den Leim gegangen, so sehr, daß er noch heute weinen möchte, wenn er daran denkt — nicht, weil die Geschichte ihn seiner Zeit gegen $30,000 gekostet hat, sondern weil sie ihm, dem Jacob Newman, hat passiren können.

Es war im Februar des Jahres 1893, da wurde Herr Newman von einem Geschäfts-Freunde mit einem netten Herrn bekannt gemacht, der sich L. L. Lamb (deutsch: Lamm) nannte und auf mancherlei Weise zu verstehen gab, daß ihm das Geschorenwerden eine wahre Lust sein würde. Herr Lamb gab an, daß er in Akron, O., daheim sei, bedeutend mehr Geld habe, als sich in diesem kleinen Städtchen nutzbringend anlegen ließe, und er sich deshalb unter kundiger Führung sehr gern im Chicagoer Grundeigenthums-Geschäft versuchen möchte. Es versteht sich von selbst, daß Herr Newman bereit war, die Führerrolle zu übernehmen. Er kaufte für seinen Freund ein Grundstück bei Roby, Ind., das dieser mit einer auf $1000 lautenden Tratte auf eine Bank in Akron, O., bezahlte. Diese Tratte wurde später pünktlich eingelöst, und als Herr Lamb sich nach einigen Wochen von Newman verabschiedete, mit dem Versprechen bald wiederkommen und dann einen größeren Trakt Land bei Waukegan kaufen zu wollen, da hegte Herr Newman für seinen netten Klienten die größte Hochachtung.

* * *

Zur festgesetzten Zeit fand sich das Lamm wieder ein. Der vereinbarte Landkauf wurde nun gefördert und war bis zur Zahlungsleistung gediehen. Der Kaufpreis war auf $29,000, baar, festgesetzt worden. Das Lamm war begreiflicher Weise nicht mit so viel Baargeld versehen. Er führte in landesüblichen Werthzeichen außer dem nöthigen Taschengeld nur $1000 bei sich. Aber er hatte eine Tratte seiner Akroner Bank, auf $28,000 lautend. Die Einlösung derselben machte keine Schwierigkeiten, denn Herr Newman indossirte sie auf der seither verflossenen Schaffner'schen Bank, und diese zahlte dann das Geld aus. Das Lamm that die Summe in ein zu diesem Zwecke mitgebrachtes Köfferchen. Nachmittags wollten beide Herren mit dem Gelde nach Waukegan hinausfahren und den Kauf abschließen — es handelte sich beiläufig um Land, welches inzwischen von dem würdigen Dr. Dowie für seine Zionsgründung erworben worden ist. Herr Newman hatte vorher nur noch etwas in seiner Kanzlei zu erledigen, und das Lamm wollte ein wenig frühstücken gehen. Als man sich trennte, bemächtigte sich Herr Newman des Köfferchens — das, sagte er, würde bis zur Abreise am sichersten bei ihm aufgehoben sein. Das Lamm schien durch diese Vorsichtsmaßregel überrascht und ein wenig beleidigt zu sein, fügte sich aber und ging. —

An jenem Tage sah Herr Newman seinen Klienten nicht wieder und auch für geraume Zeit danach nicht. Er entdeckte aber noch am selben Tage, daß das von ihm so sorglich gehütete Köfferchen statt der $28,000, welche er darin vermuthete, nur einige alte Zeitungen enthielt, die für ihn keinen besonderen Werth hatten, und dazu verschiedene Feldsteine, die er dem Lamm am liebsten an den Kopf geworfen haben würde.

Natürlich hat Herr Newman, schon aus verletztem Selbstgefühl, nachher Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um das Lamm aufzuspüren. Das gelang auch. Der Hochstapler wurde in Michigan dingfest gemacht und dort identifizirt als ein Fachmann ersten Ranges Namens Stonewall Jackson De France. Weil der Herr aber auch in Michigan Verschiedenes auf dem Kerbholz hatte, wurde er zunächst dort prozessirt und bis auf Weiteres im Staatszuchthause zu Jackson untergebracht. Sobald er dort fertig sein wird, will Herr Newman ihn nach Chicago kommen lassen, um ihm eine weitere Staatsanstellung in Joliet zu besorgen. Wo Stonewall Jackson De France das schöne Geld des Herrn Newman untergebracht hat, darüber befindet sich dieser übrigens noch heute völlig im Dunkeln.

* * *

Mit dem heutigen Tage kann die gegenwärtige Präsidentschafts-Wahlkampagne füglich als abgeschlossen betrachtet werden. Von jetzt an brauchen Diejenigen, welche auf das Ergebniß Wetten eingegangen sind, nur mehr in Ruhe abzuwarten, wie die Würfel fallen. Man erzählt sich hier in den betreffenden Kreisen mit vergnüglichem Schmunzeln, daß sich eine größere Anzahl von Republikanern zu anscheinend für sie sicheren Wettgeschäften haben verleiten lassen, bei denen sie sehr schlecht abschneiden dürften. Es handelt sich natürlich um einen Trick.

Demokraten, die sich den Anschein gaben, als habe die Siegeszuversicht ihnen das klare Urtheil getrübt, schlugen den wettlustigen Gegnern eine dreitheilige Wette vor, wie folgt:

$20, daß A, der Demokrat, fünfzehn Staaten aufzählen kann, die eine Stimmenmehrheit für McKinley einberichten werden.

$20, daß A fünfzehn andere Staaten aufzählen kann, die sich für Bryan erklären werden.

$100, daß Bryan die fünfzehn anderen, bei den ersten beiden Wetten nicht schon verbrauchten Staaten erhält.

Die Republikaner, welche auf diesen Vorschlag eingingen, kalkulirten, daß sie vielleicht die beiden ersten Theile der Wette verlieren, den dritten aber sicher gewinnen, also mit einem Reingewinn von $60 abschneiden würden. Aber sie hatten nicht mit der List des Gegners gerechnet. Dieser warf zwar in die McKinley-Reihe die sicher republikanischen, aber in die erste Bryan-Reihe nicht die sicher demokratischen, sondern die zweifelhaften Staaten. Für die dritte Reihe sind dann die als unwandelbar demokratisch bekannten Südstaaten übrig geblieben nebst Colorado, Utah, Nevada und einigen anderen Bryan'schen Hochburgen im wilden Westen. Der findige Bryanite wird also nur den zweiten Theil der Wette verlieren und als Lohn seiner Schlauheit $100 einstreichen. —ss.

Der Furchtlose.

Es war in der goldigen, unvergeßlichen Fuchsenzeit, im ersten Semester jus. Wir hatten einen Senior, zu dem sich die Füchse nur mit andächtigen Blicken aufzuschauen trauten. Er war berühmt wegen seiner Furchtlosigkeit.

Unzählige schauderhafte Geschichten von ihm zirkulirten in der kleinen Universitätsstadt und woben um sein Haupt einen Heiligenschein. Der Senior war ein kleines, gutmüthig aussehendes Kerlchen, dem man seine zur Sage gewordene Furchtlosigkeit nicht angesehen hätte. Wir, das heißt ich und fünf Kollegen, die wir an einem Gymnasium maturirt hatten, konnten uns schwer darein finden, in dem kleinen Senior einen großen Heiligen anzuerkennen und anzubeten, und da wir eines Tages von ihm einen tüchtigen Rüffel erhielten, beschlossen wir, uns an ihm zu rächen und seine Furchtlosigkeit auf die Probe zu stellen.

Wir wußten, daß unser Senior Parterre wohnte und stets bei offenen Fenstern den Schlaf des Gerechten, oder eventuell auch Bezechten, schlief. Auf das hin bauten wir unsern Plan. Wir sechs beschlossen bei Nacht bei ihm einzusteigen und ein Geistertänzchen um sein Bett aufzuführen. Da unser Senior bekanntlich einen sehr gesunden Schlaf hatte, und die N.-er Polizei ob ihrer Wachsamkeit bei Tage berühmt war, so stand uns kein Hinderniß bei der Ausführung unseres Planes im Wege. Wie beschlossen, so gethan. Es war eine mondhelle Nacht, als wir sechs in das Linnen der Unschuld gehüllten Verschworenen, in die Bude unseres Seniors einstiegen, uns malerisch um sein Bett gruppirten und etwas zu tanzen anfingen, — was weder pas de quatre noch ein Walzer war. Doch unser Tanz, der jedem Tanzmeister die Haare zu Berge stehen gemacht und ihn aus der Haut hätte fahren lassen, hatte auf unseren Senior gar keine Wirkung. Wir mußten zu energischeren Mitteln greifen, und fingen an, unseren Tanz mit dem schönsten Wagnerlärm zu begleiten. Dies hatte die erhoffte Wirkung. Unser Opfer wacht auf, schaut sich um, springt mit einem Satz aus dem Bett, reißt das Leintuch herunter — — — hüllt sich darin ein und fängt an — — — mit uns zusammen um sein eigenes Bett herumzutanzen. —

Einige Augenblicke waren wir baff vor Ueberraschung, dann brachen wir in ein homerisches Gelächter aus. Ich konnte frei nach Schiller sagen: „Er zählt die Häupter seiner Lieben und statt sechse zählt er sieben!" Nachdem wir uns ausgelacht hatten, was eine ziemliche Weile dauerte, nahmen wir insgesammt unseren Weg, diesmal der Kürze halber, durch's Fenster in die — Kneipe — um dort unseren Senior unzähligemale hochleben zu lassen. Von dem Tage, besser gesagt von der Nacht an, war er auch für uns sechs ein Heiliger.

Vom Limes.

Unter dem Titel „Römisches in Deutschland" veröffentlicht E. Hübner eine interessante Studie über den römischen Grenzwall. Die älteste Andeutung über die Anlage des Limes findet sich in den Schriften des Frontinus, eines hochgestellten Offiziers der Kaiser Domitian und Trajan. Er berichtet, daß Domitian zuerst der schwierigen und unsicheren Kriegführung gegen unsere germanischen Vorfahren eine völlig neue Grundlage gegeben habe. Die Germanen pflegten überall aus ihren Thälern und Wäldern zum Angriff plötzlich vorzubrechen und zogen sich dann, ohne verfolgt werden zu können, eben so schnell wieder in ihre Schlupfwinkel zurück. Dem zu begegnen, habe der Kaiser auf eine Länge von 120 römischen (oder etwa 25 bis 30 geographischen Meilen) Grenzwälle (limites) gezogen und die Schlupfwinkel der Feinde durch Lichtung der Wälder vor dem Walle bloßgelegt. Was Domitian begann, haben seine Nachfolger Trajan und Hadrian weiter geführt. Die „Germania" des Tacitus ist im ersten Jahr der Regierung des Trajan (98 n. Chr.), zwei Jahre nach Domitians Tod, veröffentlicht worden: sie berichtet nur den Beginn des Werkes. Hübner wendet sich bezüglich des Limes-Museums an alle diejenigen, die dauernd oder vorübergehend, wie die zahlreichen Sommerfrischler und Badereisenden, in der Lage sind, den Spuren der Limes-Forschung nachzugehen, hier und da etwas für das Limes-Museum Geeignetes aufzusuchen. Was man zu finden hoffen darf, sind freilich höchstens Werkstücke und Inschriftsteine der römischen Garnisonen, Ziegel der Legionen und allerlei unscheinbarer Hausrath. Gräbt man tief genug, so ist auch keineswegs ausgeschlossen, daß manch kostbares Stück Hausrath zum Vorschein kommt, wie z. B. seiner Zeit der Hildesheimer Silberfund oder der gediegene Ehrenschmuck eines Offiziers, wie die Lauersforter silbernen Phalerae, oder in den Heiligthümern Weihegaben von edlen Metallen, wie die goldene Schale aus Rennes oder die silbernen Weihgeschenke aus Bernay bei Rouen oder die silbernen Reisebecher aus den Schwefel-Quellen von Vicarello. Schon jetzt ist die Saalburg mit ihrer kleinen Sammlung von Alterthümern ein oft besuchtes Ziel der Ausflüge von Wiesbaden, Homburg, Schwalbach und den übrigen Taunusbädern. Auf Wanderungen durch den Taunus können wir den Resten des Limes, seiner Thürme, Warten und Kastelle nachgehen. Noch wohl erkennbar sind von diesen die „Alteburg," die „Schanze auf der Libbacher Haide" an der großen Landstraße von Wiesbaden nach Limburg, die „alte Schanze" bei Adolfseck im Thal der Aare, in deren Nähe der Name eines römischen Soldaten Januarius Justinus in die Felswand eingehauen ist, der dort wohl die Steinbruchsarbeiten für den Bau des Limes und jener Kastelle geleitet hatte. In dem Kastell von Niederbiber sind Reste eines silbernen Kohortenzeichens gefunden worden, auf deren einem Germanicus dargestellt ist. In den germanischen Provinzen hatte Rom die größte Militärmacht des gesammten Alterthums versammelt, acht Legionen mit allem Zubehör, ein Heer von zu Zeiten weit über 100,000 Kriegern, für das Alterthum eine enorme Kopfzahl. Die durch die Errichtung des Reichs-Limesmuseums in rüstigem Fortgang begriffenen antiquarischen Forschungen über den Zustand, in dem sich die reichsten und schönsten Gaue unserer alten Heimath im dämmernden Frühlicht ihrer Geschichte befunden haben, können nur dann gedeihen, wenn ein größeres Publikum an ihnen selbstthätig, sammelnd und beobachtend, prüfend und forschend theilnimmt.

Die „schwarzen Zwerge."

In dem Bericht, welche die Philippinenkommission vor einiger Zeit erstattete, finden sich einige interessante Einzelheiten über Negritos, die unverfälscht in den Provinzen Bataan, Luzon und im nordöstlichen Mindanao leben. Ein Theil von diesen bildet den Gegenstand der Zivilisationsbestrebungen der Missionare; der andere Theil lebt in der Nähe christlicher Ortschaften, wo die Negitos hin und wieder einige Arbeiten verrichten, um Bekleidungsgegenstände oder andere Dinge zu erhalten. Manchmal kann eine christliche Familie ein Kind dieser Zwerge kaufen, das dann erzogen und als Diener benutzt wird; ist das Kind aber erwachsen, flüchtet es in der Regel in die Wälder. Diese Zwerge, bei denen die Männer durchschnittlich 4 Fuß 8 Zoll groß sind, während die Frauen diese Größe noch nicht erreichen, haben eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Affen. Ihre Brust ist schlecht entwickelt, die Füße sind groß und klumpig. An jedem Fuß stehen die drei äußersten Zehen wie bei den Affen nach innen. Der Kopf, auf dem das Haar in Büscheln wächst, scheint im Verhältniß zum Körper viel zu groß, und nimmt man hierzu noch, daß das Gesicht voller Falten ist, wie man dies bei den Affen findet, so wird man sich leicht vergegenwärtigen können, daß diese Zwergmenschen keinen allzu anziehenden Eindruck machen. An die Bekleidung stellen sie sehr bescheidene Ansprüche. Der Mann trägt einen kleinen Lappen um den Leib, und den Frauen dient ein Stück Baumrinde als Schürze. Die Ehe der Negritos ist untrennbar, und ein Mann darf nicht mehr als eine Frau haben. In merkwürdiger Form erfolgt die Eheschließung. Das Mädchen stellt sich mit einem Bündel Palmblätter unter dem Arm in 150 Fuß Abstand von ihrem Zukünftigen auf, und dieser schießt nun mit einem stumpfen Pfeil nach dem Bündel Palmblätter. Geht der Pfeil durch diese hindurch, ohne das Mädchen zu treffen, so gilt die Ehe als geschlossen, wogegen nichts aus der Verbindung wird, wenn der Schuß fehl geht. Die Negritos sind indessen gute Bogenschützen, und es kommt sehr selten vor, daß ein Schütze sein Ziel nicht trifft. Ihr Unabhängigkeitsgefühl ist sehr ausgeprägt; weder die Spanier noch die Malayen haben sie zu unterjochen vermocht. Aber trotz alledem sind sie von mildem Charakter und tödten niemanden ohne Noth. Mit den christlichen Eingeborenen haben sie nicht gern etwas zu thun, und dies kann man ihnen nicht verdenken, da sie von diesen vielfache Mißhandlungen erfahren. Werden sie angegriffen, so vertheidigen sie sich tapfer und zerstören das Gebiet des Feindes oder greifen dessen Oerter zur Nachtzeit an. Die Kinder erhalten Namen nach Gewächsen und Insekten. Die Negritos können nur bis zehn zählen, und wenn sie auch im Stande sind, die eine Farbe von der andern zu unterscheiden, so fehlt ihnen doch eine Bezeichnung dafür.

— Verabredung. — Vertheidiger (zum Angeklagten): „Sie können nicht weinen? Gut, so bedecken Sie nur im rechten Augenblick Ihr Gesicht mit den Händen, ich bin auch Bauchredner und werde für Sie schluchzen!"

— Offen. — Bräutigam: „Ist es Dir auch nicht zu wenig, daß ich nur ein Schustergeselle bin?" — Dienstmädchen: „O, durchaus nicht; unsere Köchin hat jetzt einen Feldwebel, und die hat auch mit einem Schustergesellen angefangen!"

— Neues „Zeit"-Wort. — „Was hat Frau Müller heuer mit ihrem Gatten nur so viel Zank und Streit?" — „Ach, bei denen weltausstellert's."

Finanzielles.



(Von Albert Weiße.)

Grieshuber: Na, Quabbe, Sie sind ja in der alten Geschichte so gut bewandert. Wenn die Bürger im alten Rom unruhig wurden, was war es doch, was sie von ihren Kaisern verlangten?

Quabbe: Panem et circenses. Das heißt, sie wollten Brot zu ihrer Nahrung und Schaustellungen zur Befriedigung ihrer Neugierde haben. Die römischen Cäsaren bemühten sich denn auch, ihnen Beides zu verschaffen, und die Ruhe war wieder hergestellt.

Gr.: Na, sehen Sie wohl! Gerade so machen das auch unsere Imperialisten. Sie geben uns den vollen Dinner-Pail — panem — und die Prosperitätsparade — circenses. So lange wir uns einbilden, genug zu essen zu haben, und so lange unser nationaler Eigendünkel durch Entfaltung von großem Gepränge gekitzelt wird, sind wir mit unserer Regierung zufrieden. Wir sind glücklich, wir haben den vollen Dinner-Pail, wir haben die Prosperitätsparade. Hurrah for the present administration! Hurrah for McKinley!

Lehmann: Um uff 'ne Prospiätätsparade zu stoßen, brauchen wir jar nich in die klassische Ruinen des grauen Alterthums rumzustöbern, sondern nur Fritz Reutern sein Buch „Dorchläuchting" vor die Nase zu nehmen. — Sothan, der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz war ein jar prachtliebender Herr. Eenes scheenen Tages hatte er Krach mit seinem Schneider. Er ließ sich also seine Unaussprechlichen in Paris anfertigen und mit 'nen Extra-Kurier nach Strelitz bringen. Nu paßte aber zu die neie Hosen det olle Schloß nich mehr, und er beschloß, ein neies zu bauen. Dazu naturellemang brauchte er Zimmergesellen, und da es in Strelitz bloß zwee von diese Sorte jiebt, so verschrieb er sie sich von Berlin. Die Berliner Jungens forderten fünf Neigroschen den Tag, und der Großherzog zahlte, So wat war ja noch jar nich dajewesen! Fünf Neigroschen den Tag! So 'ne Prosperität! Die Berliner Zimmerjesellen waren nu die Leewen des Tages; der Kimmel wurde nich alle in die Pulle, und Abends zogen se durch die Straßen der Stadt und sangen: „So leben wir, so leben wir!" Janz Strelitz lief hinter ihnen drein. Zum Schluß jing's denn vor's Schloß und die Bande brillte, det man et durch det janze Herzogthum hören konnte: „Hurrah für Jochen! Hurrah für den Großherzog!"

Gr.: Reuter verstand überhaupt mit köstlichem Humor den politischen Unverstand zu persifliren. Ich erinnere nur an die Rede des Onkel Bräsig in Stevenhagen, wo er die ewig neue Wahrheit aussprach, daß die Armuth von der Poverteh herkommt.

Qu.: Und wenn er sich heute am Wahlkampfe betheiligte, so müßte er sagen, daß der Wohlstand von der Prosperiteh herkommt!

Gr.: Und wo kommt die Prosperität her?

Lehm.: Die Prosperität hat verschiedene Quellen. Hier in Chicago zum Beispiel entspringt sie für die Schweinebarone aus den Röhren, wo bei Wasser rauscht, ohne det det wachsame Ooge des pflichttreiesten Wassermeters mit die Wimpern zucken thut.

Gr.: Und für die Wahlkolonisten in der 1. und 18. Ward, die die Lodginghäuser vom Basement bis zur Garret in dieser Zeit füllen, entspringt sie aus den Wahlfonds der verschiedenen Parteien; sie säen nicht und sie ernten nicht, aber bei der Parade sahen sie in ihren weißen Gewändern aus, wie die Lilien auf dem Felde.

Kulicke: Altogitter aber sind diese Elektschen-Bums doch nicht eidel. For Instanz das Martschen belongt zu ihre Dutties, und bei die kommen Okkäschens kriegen sie onlie Bier und Sändwitsches. Samstag war eine Ekzeptschen, da hat ihnen die republikanische Partie Käsch 2 Dollars gegräntet, damit ihre Prosperiteh mehr nätschurell luckt.

Gr.: Und die unter den Fittichen der demokratischen Partei in den Hobo-Herbergen schlafenden Patrioten kriegen gar keine Gelegenheit, etwas zu verdienen?

Kul.: O yes, aber sie haben einen dänscheris Dschapp gehabt. In die neitschlieping Aurs betwiehn 12 und 4 von'n Sunndäh auf'n Mondäh haben diese Felloh-Zittizens in die republikän Wahrd rumschnieken und an die Dohrnaps demokratische Elektschen-Litteräischer mit Weier anfixen müssen.*)

Charlie (der Wirth): Der Hobo-Bill, der morgens meinem Barkeeper beim Reinmachen hilft, war auch dabei. Das ist ein „dufter" Junge, so'n „Köllnschen" mit einer automobilen Redevorrichtung. — Er hat mir erzählt, daß er für diese gefährliche Expedition bloß einen Dollar gekriegt hat. Den sollt Ihr jetzt mal auf die demokratische Partei schimpfen hören, der Roosevelt ist der reine Waisenknabe dagegen.*)

Gr.: Das wundert mich, daß man sich da so knickerig gezeigt hat. Sonst ist man doch jetzt **vor** der Wahl sehr besorgt, das Wohlwollen solcher Herren wie Hobo-Bills, Huckle-Berry-Dudes u. dergl. sich zu erhalten.

Kul.: Ihwen die Kohrts händeln diese Fellohs-Cittizens mit großer Kähr. Der Dschödsch Dunne for instenz will Keinen mehr punnischen, wo die Poließ in die Elle beim Graulerruschen**) gekätscht hat.

Lehm.: Der jute Mann hat Recht, janz Recht. Die Welt steht nu eenmal unter den Zeichen det vollen Mittagkessels; warum und woso also nich soll der arme Deiwel von'n kolonisirten Stimmjeber sich den Kessel so oft uff-fillen lassen, bis er selbst voll ist?

Gr.: Bei dieser Kampagne hört man immer von dem Dinner-Pail. In früheren dagegen, gelegentlich der Tarif-Debatten, immer von dem Material, woraus er gemacht wird: dem Weißblech. Diesmal hab' ich das **Weißblech** noch garn icht erwähnen gehört.

Lehm.: Is ooch jar nich neethig, denn wenn et der Roosevelt uff 26, und der Bryan uff 30, und die kleineren Jeister ooch uff so'n Sticker 15 bis 20 Reden den Tag bringen, denn kannst Du beruhigt sind, daß, Jott **weiß, Blech** jenug jeredet wird!

Charlie (der Wirth): Lehmann, das ist das erste vernünftige Wort, das Du in Deinem Leben herausgekriegt hast. Und wenn bloß in den Versammlungen, die schließlich ja dazu da sind, so viel Makulatur geredet würde! Aber nein, auch Ihr Kannegießer und Bierpolitiker drescht hier Abend für Abend leeres Stroh, und ich, als armer geplagter Gastwirth, muß Alles runterwürgen. Wenn jedes Jahr Präsidentenwahl wär', schlöß ich die Bude zu und würde lieber Hundefänger. —

Lehm.: Det heißt, wenn Du die Civil-Service-Prifung bestehen thätest, wo heitzutaje keen Kinderspaß nich is, die scheenen Taje von arrangiren vorher und Fragen koofen sind zu End', seitdem die Schandthaten des unheilijen Ludewig und Konsorten zum Himmel stinken.

Gr.: Wird auch wohl aus der ganzen Untersuchung nicht viel herauskommen.

Qu.: Ebenso wenig werden die Damen Addams, Haley und Goggin von der Teachers' Association in ihrem Kampfe mit der unvergleichlichen Ausgleichungsbehörde großen Erfolg haben.

Lehm.: Det is noch nich jesagt! Denn die hohe Jeistlichkeit will jetzt die Damen liebreich unter die Arme jreifen selbst der Bischof Spalding hat alle die Trusts und Korporationen in'n Acht und in'n Bann erklärt, wo sich von die Steiern dricken thun.

Gr.: Ja, es ist auch eine Schande, wie wenig die großen Unternehmungen besteuert sind. Unsereiner dagegen muß schwer blechen; mir steht das halbe Haus leer, aber danach wird nicht gefragt.— Bei uns heißt es einfach: „Berapp!"

Lehm.: Ach ja, Du dreistöckiger Hausbesitzer mit Deinem Fettansatz von die jährliche Miethssteigerung, Du jammerst nur! — Et is doch jar zu grausam, det Du in diese Prosperitäts-Periode todthungern sollst!

Kul.: For Speit auf das viele Getahke von der Prosperität unter der republikanischen Aedministräschen solltest Du ein Zein in Deine emptie Flätts anbringen: For rent! Inquire at Hanna & McKinley Trust Co., Prosper Street and Fulldinnerpail Avenue.

Gr.: Ihr Schlauköpfe, behaltet doch Eure Weisheit für Euch. Einen vernünftigen Rath könnt Ihr ja doch keinem Menschen geben!

Lehm.: Det kannst Du ooch jar nich von uns verlangen. Wir können nich Alle Crockers sind!

Qu.: Was hat denn der Crocker so Kluges fertig gebracht?

Lehm.: Er hat die Demokraten den juten Rath ertheilt, in volle Stärke vor die Wahlbuden zu ziehen, und wenn sie wo merken, det die Wahlbeamten mehr Republikaner wie Demokraten in die Listen inntragen, ihnen einfach jehörig zu verhau'n und rauszuschmeißen. —

Qu.: Das sind ja die reinen Hausknechtsmanieren.

Lehm.: Er hat ja den Beinamen: „Der politische Hausknecht NewYorks."

Charlie (der Wirth): Das wäre mein Mann als Hausknecht! Aber ich würde ihn so abrichten, daß er aus meinem Lokale Alles rausschmeißt, Republikaner und Demokraten, sobald bloß Einer ein Wort von Politik anfängt.

Gr.: Schäm Dich doch etwas, Charlie, in Gegenwart von Deinen Gästen vom Rausschmeißen zu sprechen!

Charlie (der Wirth): Ach was! Noch große Rücksicht mit Euch nehmen, wo's Gas wieder einen Dollar kostet!? — Los dafür! Hier sind die Karten!

*) Das hier von Kulicke und Charlie bezüglich der Bezahlung Mitgetheilte ist Thatsache. Der Verfasser.

**) "To rush the growler" — Die Bierkanne fleißig leer trinken.

Für die Küche.

— **Weiß-Weinsuppe.** 2 Eßlöffel feines Mehl und 6 recht frische Eidotter werden mit einer Flasche weißen Wein und einer Flasche Wasser angerührt, mit Zucker gehörig versüßt und mit einigen Zitronenscheiben, aus denen man die Kerne nehmen muß, in einem ausgescheuerten Topf über starkem Feuer mit einem Schaumbesen fortwährend bis zum Kochen gerührt und schnell in die Suppenterrine gegossen, in der man etwas Muskatblüthe zerrührt hat. Das Durchkochen bringt die Suppe zum Gerinnen. Nach Belieben kann man von dem Eiweiß, welches vorher mit reichlich Zucker zu festem Schaum geschlagen wird, mit einem Eßlöffel kleine Klößchen auf die Suppe legen und solche mit Zucker und Zimmet bestreuen. Man decke die Terrine schnell zu, wodurch der Schaum gar wird. Es wird Zwieback dazu gegeben. Die bemerkte Portion ist für 8—10 Personen hinreichend.

— **Gemüsegurken.** Dieses freilich etwas weichliche, aber sehr leicht zu verdauende Gemüse ist der Küche besonders dadurch anzuempfehlen, daß es in ¼ Stunde zubereitet werden kann. Man schält die Gemüsegurken, welche die Dicke einer großen Flasche haben, schneidet sie in fingerdicke, lange Stücke, wirft sie in kochendes, gesalzenes Wasser und kocht sie nicht zu weich, welches nur einige Minuten Zeit erfordert. Unterdeß schwitzt man einen Theelöffel Mehl mit einem Stich Butter gelb, rührt frische Milch dazu, würzt sie mit Muskatnuß und läßt das Gemüse eben darin durchstoven. Dasselbe erinnert an Blumenkohl. Auch kann man, wenn der Topf vom Feuer genommen ist, etwas Essig wie bei Salatbohnen durchrühren oder man nimmt zum Durchstoven kräftige Fleischbrühe, Muskatblüthe, Salz und gestoßenen, in Butter gelb gerösteten Zwieback. Statt Fleischbrühe kann auch Wasser mit einem Zusatz von Fleischextrakt gebraucht werden.

Beilagen: Frikadellen, gebratene Hähnchen, besonders auch jedes gesalzene oder geräucherte Fleisch.

— **Kartoffeln und Aepfel.** Die Kartoffeln werden eine kleine Weile abgekocht, dann mit frischem kochendem Wasser und Salz gar gekocht und saure Aepfel, welche geschält, in Viertel oder Scheiben geschnitten, vom Kernhaus befreit und gut gewaschen sind, nebst Butter hinzugegeben. Nachdem die Kartoffeln und Aepfel ganz weich geworden, werden sie fein gestampft und sollte das Mus trocken sein, mit Milch gut durchgekocht. Es gehört hierzu mehr Butter, als zu jeder andern Kartoffelspeise. Wünscht man dies Gericht aber besonders schmackhaft zu bereiten, so koche man die Kartoffeln allein weich, stampfe sie nach dem Abgießen ganz fein, rühre kochendes Wasser, Apfelmus und reichlich Butter hinzu und lasse es gut durchkochen. Die Schüssel mit feingestoßenem, in Butter gelb gebratenem Zwieback dicht bestreut, macht dies Gericht noch wohlschmeckender und feiner. Man kann zu dieser Speise auch etwas gestoßenen Zucker und eine Obertasse voll fein geschnittenen ausgebratenen Speck, worin eine feingehackte Zwiebel gelblich geschwitzt ist, dazu geben und durchrühren.

Beilagen: Hasenbraten, Sauerbraten, Kalbsbraten, Kotelettes, gebratene Ente, frische Rindfleischwurst, frische Schweinswurst, gebratene Rollen, Panhas, Rouladen von Suppenfleisch, gebratene Leber, Hachee u. s. w.

— **Ochsen- oder Rindfleisch wie Hasen zu braten.** Der Mürbraten ist hierzu am besten; indeß kann auch ein Stück von 4—5 Pfund mitten aus der Kluft wie zu Beefsteak dazu dienen. Man lasse es im Sommer in Rücksicht auf die Temperatur 2—3 Tage, im Winter 5—6 Tage alt werden, wasche und klopfe es recht mürbe, drücke es wieder in Facon und spicke es in drei Reihen wie Hasen. Dann streue man etwas feines Salz darüber, mache es in reichlich Butter von allen Seiten dunkelgelb, gieße eine Tasse frische Milch hinzu und wiederhole dies so oft, als die Sauce, welche eine gelbbraune Farbe haben muß, eingekocht ist, während das Fleisch, fest zugedeckt, langsam aber ununterbrochen gebraten, häufig begossen und ganz mürbe geworden ist, wobei man auf etwa 2 Stunden rechnen kann. — Ein solcher Braten ist von sehr angenehmem Geschmack. Man kann hierbei auf 1 Quart Milch rechnen.

— **Bremer Aal-Ragout.** Der Aal wird gereinigt, in Stücke geschnitten, eine Stunde vorher mit Salz bestreut und vor der Zubereitung abgewaschen. Dann bringt man ihn mit kräftiger, schwach gesalzener Bouillon, so daß dieselbe mit dem Aal gleich steht, zum Kochen, gibt einige in Stücke geschnittene Champignons hinzu und läßt den Aal gar werden. Alsdann rollt man von Fischfarce längliche Klößchen auf und läßt sie höchstens 5 Minuten im Ragout kochen. Zuvor nimmt man im Verhältniß zur Quantität frische Eidotter, etwas Mehl, ein Stück frische Butter, einige Tropfen Zitronensaft und ein wenig Muskatblüthe, knetet es zusammen und löst es mit der kochenden Aalbrühe langsam auf, so daß es eine glatte Sauce wird, die man langsam zu dem Aal gießt, indem man durch Schütteln die Sauce bewegt, um das Gerinnen zu verhüten, und das Ragout eben aufkochen läßt, wobei vielleicht noch fehlendes Salz und Zitronensaft hinzugefügt werden muß. Die dickliche Sauce wird über die angerichteten Aalstücke und Fischklößchen vertheilt, mit Kapern bestreut und die Schüssel garnirt.

— **Pudding von kaltem Kalbsbraten,** am besten warm, doch auch kalt zu geben. 1½ Pfund von Haut und Sehnen befreiter Kalbsbraten von ganz frischem Geschmack, sehr fein gehackt, 8 Eier, knapp 6 Unzen Butter, 2—3 Unzen 2 Tage altes abgeschältes und geriebenes Milchbrot, ½ Obertasse süße Sahne, 6 kleingehackte Schalotten, Salz und etwas Muskatnuß. Die Schalotten werden in 1 Unze der bemerkten Butter geschwitzt, dann 2 Eier mit 2 Eßlöffel Wasser zerklopft, hinzugegeben und solches zu weichem Rührei gemacht. Darnach reibt man die übrige Butter zu Sahne, gibt nach und nach 6 Eidotter hinzu und rührt es eine Weile stark nach einer Seite hin, wo dann Rührei, Milchbrot, Sahne, Muskatblüthe, Kalbsbraten, das nöthige Salz unter stetem Umrühren hinzugefügt und darauf das zu steifem Schaum geschlagene Eiweiß durchgemischt wird. Der Pudding wird in einer gut vorgerichteten Form 1½ Stunde gekocht und mit einer Champignon-, Krebs- oder Kraftsauce heiß zur Tafel gegeben. Kalt wird derselbe mit einer Sauce servirt, die von einigen hartgekochten, feingeriebenen Eidottern, reichlich feinem Oel, Weinessig, Zucker, Kapern, etwas Senf und Pfeffer gut gerührt wird. — Für 12—14 Personen.

— **Schinkeln-Nudeln.** In Ermangelung von Reisnudeln mache man für etwa 8 Personen von 2 ganzen Eiern und 2 Dottern einen festen Nudelteig und rollt ihn ganz dünn aus. Sobald die Theile trocken gewordeen sind, schneidet man sie in Streifen und diese zu Nudeln von der Breite eines kleinen Fingers, kocht sie in kochendem gesalzenem Wasser, schüttet sie auf einen Durchschlag und gießt kochendes Wasser darüber. Dann wird eine kleingehackte Zwiebel und etwas feingeschnittene Petersilie mit einem Stückchen Butter gedämpft, 1 Pfund gekochter Schinken ohne Fett klein geschnitten, 6 ganze Eier und 6 Eidotter mit ½ Quart dicker saurer Sahne, einem halben Theelöffel Muskatblüthe und der gedämpften Zwiebel und Petersilie tüchtig gerührt, worauf dann der Schinken durchgemischt und dies alles mit den Nudeln gehörig untereinander gerührt wird. Darnach bestreicht man eine Form mit Butter, füllt die Masse hinein, bestreut sie mit Zwieback und stellt sie etwa ½ Stunde in einen heißen Ofen.

Zu vorstehenden Nudelspeisen werden gute gekochte Zwetschen oder Aepfelmus gegeben und paßt besonders dazu Kalbsbraten, frische Bratwurst (nicht lange gebraten) und Schweinskotelettes. — Aus der Nudelbrühe können angenehme Suppen bereitet werden.

Chinesische Kunstfertigkeit.

Ein Weltreisender, der die Haupterzeugnisse auf dem umfangreichen Gebiete der chinesischen Kunstfertigkeit kennen lernen will, darf sich nicht darauf beschränken, Kanton und Shanghai zu besuchen. In den großen Läden dieser Städte findet man zwar stets eine Menge hübscher kantonesischer Sachen; dafür sorgen schon die unternehmenden und intelligenten Kaufleute aus Kanton, die in ganz Ostasien einen guten Ruf haben. Hiervon abgesehen, ist aber die Auswahl nicht gerade sehr reichhaltig. Nur wer eine größere Anzahl von Vertragshäfen bereist, bekommt einen Begriff davon, wie viele Millionen von Menschen sich hier durch die mühsamste und geduldigste Arbeit in allerhand Kleinkünsten ihren Lebensunterhalt erwerben. Im Abendlande mit seinen steigenden Löhnen und seinen wachsenden Bedürfnissen der arbeitenden Klasse wäre es heutzutage, selbst wenn die Geschicklichkeit vorhanden wäre, einfach unmöglich, solche Sachen zu verfertigen, weil sich ihr Preis viel zu hoch stellen würde. Bei dem bedürfnißlosen Chinesen spielt dagegen Zeit noch nicht entfernt die Rolle wie bei uns; da kann es noch vorkommen, daß einer mehrere Monate lang ununterbrochen an einem einzigen Stück Elfenbein schnitzt und mit einem nach unsern Begriffen sehr niedrigen Preise für sein Kunstwerk zufrieden ist.

Die wundervollen Elfenbeinschnitzereien der Chinesen haben im Abendlande einen verdienten Ruf. Wenige Erzeugnisse ihrer Kunstfertigkeit sind so bemerkenswerth, wie die bekannten, hauptsächlich aus Kanton stammenden konzentrischen Bälle aus Elfenbein, von denen bis zu zwölf oder fünfzehn ineinanderstecken. Vielen Ausländern kam dies so unbegreiflich vor, daß sie glaubten, die Theile der Bälle müßten auf geheimnißvolle und schwer zu entdeckende Weise aneinandergefügt sein. Man hat daher wiederholt solche Bälle stundenlang in Oel gekocht, um das vermeintliche Räthsel zu lösen, aber vergebens. Es bleibt also dabei, daß ein solches Kunstwerk lediglich durch mühseligste Arbeit entsteht. Man scheint dabei auf zweierlei Weise zu verfahren. Die eine ist, daß der Künstler in einen vollkommen runden Elfenbeinball flache, runde Einschnitte macht. Dann setzt er an die inneren Ränder der Einschnitte einen Meißel an, dessen scharfe, halbkreisförmige Klinge senkrecht zum Stiele steht. Mit diesem Werkzeuge löst er ganz allmählich die äußerste Kruste ab. Bevor er weiter geht und es mit einer zweiten Kruste ebenso macht, wird der innere Ball sorgfältig geglättet. Bei der weiteren Arbeit werden Pflöcke zu Hilfe genommen, die man in die Einschnitte schiebt, woran grade nicht gemeißelt wird, damit sich die einzelnen Schalen nicht verschieben: Bei der zweiten Methode bohrt man erst eine Anzahl kegelförmiger Löcher in den Ball, die sich im Mittelpunkte treffen, worauf man, von innen anfangend, auf dieselbe Weise meißelt. Einen Ball von fünfzig Schalen herzustellen, erfordert drei bis vier Monate; der Preis ist $12 — $25, je nach der Feinheit der Arbeit. Von sonstigen aus Elfenbein geschnitzten Sachen sind zu erwähnen: Modelle aus Pagoden, von Schiffen mit Rudern und von ganzen Häusern, auf deren Balkonen oft Frauen stehen; sodann Petschaft, Falzbeine, Schachfiguen, Kämme, Behälter für Visitenkarten u. s. w. Sogar den Abfall weiß man gut zu benutzen, indem man daraus zierliche Körbchen flicht. Nirgends in der Welt gibt es eine so prächtige Auswahl von Elfenbeinschnitzereien wie in den betreffenden großen Läden in Kanton. Außer Elfenbein benutzen die Chinesen noch manche andere Stoffe zum Schnitzen; diese Arbeit ist eben wie geschaffen für ihre unermüdliche Ausdauer. Holzschnitzereien findet man in mehreren Orten, die besten aber in Ningpo, das nicht weit südlich von Shanghai liegt. Aus Bambus, Sandelholz und dem chinesischen Ebenholz werden dort die verschiedensten Dinge hergestellt, von zierlichen kleinen Nippsachen bis zu den kostbarsten, reich verzierten Bücherschränken und andern großen Möbeln. Theebretter, Kasten u. drgl. aus geschwärztem und geglättetem Thon, so daß man ihn für Ebenholz hält, hübsch mit Perlmutter ausgelegt, kommen aus Yangtschau, das am großen Kaiserkanal unweit von der Stelle liegt, wo dieser bei Tschingkiang den Yangtsekiang überschreitet. Hübsche Silbersachen liefern Kiukiang am mittlern Yangtsekiang und Tainanfu, die Hauptstadt von Formosa. Diese Insel ist zwar jetzt japanisch, darf aber bei unserer Aufzählung gleichwohl mitgerechnet werden. An der Küste von Formosa steht im Sommer während des Südwestmonsums meistens eine starke Brandung, die den gewöhnlichen chinesischen Booten, Sampans genannt, leicht gefährlich wird. Deshalb hat man dort eigenartige Fahrzeuge, um den Verkehr zwischen den Dampfern und dem Lande zu vermitteln. Diese sind nichts anders als kleine Flöße aus starken, leicht gekrümmten Bambusstäben. Auf dem Floß steht, an den Mast angebunden, ein Trog mit einem Brett, auf das sich der beschuhte Europäer setzen kann, während das Wasser die nackten Füße des segelnden oder rudernden Chinesen umspült. Etwas primitiv, wird der Leser vielleicht denken. Das mag sein, aber ein Catamaran, wie ein solches Fahrzeug heißt, kann sicher durch eine ziemlich starke Brandung fahren. Allerliebste, aufs feinste in Silber gearbeitete Modelle von Catamarans bekommt man in Tainanfu. In dem Formosa gegenüberliegenden Vertragshafen Amoy macht man aus dem bekannten Reispapier künstliche Blumen von erstaunlicher Naturtreue. Das Reispapier sollte besser Markpapier heißen, weil es aus dem Marke der in Formosa wie in der Provinz Yünnan auf dem sumpfigen Boden wachsenden Aralia Papyrifera hergestellt wird. Allgemein bekannt sind die kleinen Gemälde auf Reispapier, die meistens aus Hongkong und Kanton kommen. Ihre leuchtenden Farben fallen jedem, der sie sieht, gleich in die Augen, ohne je zu grell zu wirken. Der Grund hierfür ist der, daß sich die weiche, sammtartige Oberfläche des Reispapiers besonders gut zur Aufnahme heller Farbentöne eignet. Der Nachbarhafen von Amoy, Swatau, ist berühmt wegen seiner ausgezeichneten Zinnwaaren. Die dort gemachten Dosen für Thee und Tabak erfüllen ihren Zweck, die im Frühling ungemein feuchte Luft Südchinas abzuhalten, in musterhafter Weise. Man kann eine solche Dose, wenn sie noch nicht allzulange gebraucht ist, am Deckel hängen lassen, so genau paßt dieser ohne irgend eine besondere Schlußvorrichtung auf den untern Theil.

Wenn von Lackarbeiten die Rede ist, so denken die meisten Menschen dabei an japanische Waare. Dort wird davon jetzt allerdings weit mehr hergestellt, als in China, obgleich die Japaner diese Kunst von den Chinesen gelernt haben. Sie übertrafen dann schließlich ihre Lehrer, sodaß diese wieder von ihnen lernen konnten. In einigen Orten ist dies auch geschehen, z. B. in Ningpo, vor allem aber in Futschau, dessen Lackarbeiten von Kennern den besten japanischen gleichgestellt werden. Von der bis in's 18. Jahrhundert vor Christus hinaufreichenden und zeitweise sehr blühenden Bronzekunst ist jetzt nicht mehr viel Rühmens zu machen, da sie fast völlig zu einer sklavischen Nachahmung alter Vorbilder herabgesunken ist. Alte chinesische Bronzen sind auch im Lande selbst sehr theuer. Zudem ist große Vorsicht beim Ankauf anzurathen, weil viel Schwindel mit diesen Sachen getrieben wird. Schließlich noch ein paar Worte über das Jade oder Nephrit genannte Mineral, das die Chinesen außerordentlich schätzen, während die Europäer nichts besonderes daran zu finden vermögen. Man kann einem Chinesen kaum eine größere Höflichkeit erweisen, als wenn man von seiner „Nephrittochter" oder von seiner „Nephrithand" spricht. „Ich hoffe, du wirst deinen Nephritfuß in Bewegung setzen," ist die Form einer sehr höflichen Einladung, wenn Jemand einen guten Bekannten bei sich zu sehen wünscht. Nephrit wird in manchen Gegenden der Erde gefunden, weshalb es bei der ungemessenen Verehrung der Chinesen für dieses Mineral nicht wunder nehmen kann, daß man wiederholt Versuche gemacht hat, Nephrit nach China einzuführen, aber immer vergebens. Die Chinesen wollen nichts von der fremden Waare wissen und behaupten, kein ausländischer Nephrit komme dem ihrigen gleich, der hauptsächlich in den Bergen der Provinz Yünnan gebrochen wird. Das Mineral ist gewöhnlich von grünlichweißer Farbe. Jedes Weib im Reiche der Mitte sehnt sich danach, wenigstens Ohrringe und Armbänder aus Nephrit ihr eigen zu nennen; aber auch die Männer tragen Daumenringe und Armbänder von Jade. Außerdem werden Haarnadeln, Vasen, Szepter, Petschafte, Amulette und andere Dinge daraus angefertigt. Die Naphitläden, die es in jeder Stadt gibt, machen immer einen besonders saubern Eindruck. Auch der Fremde, dem die Sachen den geforderten Preis meistens nicht werth sind, bleibt doch gern davor stehen, um sich an der geschmackvollen Zusammenstellung der verschiedenen Farben, die vom saftigen Grün bis zum Weiß gehen, zu erfreuen.

Gefährdungen im Kindesalter in Deutschland.

In den „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik" in Deutschland veröffentlicht der Berliner Statistiker Herr Dr. G. Heimann eine Untersuchung über „tödtliche Verunglückungen im Kindesalter", welche eine Fülle bemerkenswerther Thatsachen enthält. Wir theilen nachfolgend die wichtigsten Angaben mit.

In den Jahren 1897—98 bildeten die verunglückten 7380 Kinder im Alter bis zu 15 Jahren 28 Prozent aller in dieser Zeit Verunglückten. Von diesen waren 4698 also beinahe zwei Drittel Knaben und 2632 Mädchen. Ertrunken waren 2610, verbrannt oder verbrüht 1479, überfahren 840, gestürzt 653, erstickt 555, erschlagen 315, vergiftet 1151 und 3727 auf andere oder unbekannte Weise verunglückt. Daß so auffallend viele Kinder ertrinken, ist nach der Ansicht des Verfassers außer auf den Mangel an Gewandtheit im Schwimmen vielleicht auf die beträchtliche Schwere des kindlichen Kopfes im Verhältniß zum Körpergewicht zurückzuführen, weil dadurch der Schwerpunkt verlegt und der Untergang des im Wasser Befindlichen herbeigeführt wird. Von den ertrunkenen Kindern waren fast drei Viertel Knaben, ungefähr 25 Prozent derselben, meist ältere Kinder, ertranken beim Baden. Auch an Verbrennung starben recht viele Kinder. Für die Knaben kommt wesentlich nur das Lebensalter vom Ablauf des ersten bis fünften Jahres in Betracht, während auch ältere Mädchen noch häufig in dieser Weise das Leben einbüßen. Ohne Zweifel ist hier die häusliche Thätigkeit, beim Feueranmachen im Kochherde, im Ofen etc., zu der auch schon jüngere Mädchen vielfach herangezogen werden, von Einfluß. Durch Verbrühung kamen 727 meist ganz junge Kinder um das Leben. — Der Häufigkeit nach steht unter den Arten der Verunglückung im Kindesalter nächst den Verbrennungen das Ueberfahrenwerden. Naturgemäß sind dieser Gefahr wesentlich Kinder, die schon laufen können, also über zwei Jahre alte, ausgesetzt. Von den auf derartige Weise Verunglückten waren 68 Prozent Knaben und 32 Prozent Mädchen. Auf das Vorwiegen ersterer wirkt vielleicht deren Wildheit mit ein. Am häufigsten führten Last- und Geschäftswagen aller Art die tödtlichen Verletzungen herbei; 69mal ist die Straßenbahn genannt (davon 27mal mit elektrischem Betriebe), viermal Omnibusse, einmal ein Radfuhrwerk. Durch die Eisenbahn wurden 65 Kinder getödtet, darunter viele Kinder von Bahnwärtern. Etwas geringer war die Anzahl der durch Sturz verunglückten Kinder. Von den 653 Fällen gehörten 66 Prozent dem männlichen und 34 Prozent dem weiblichen Geschlechte an, 189 Fälle waren durch Sturz aus dem Fenster herbeigeführt. An Erstickung gehen ganz kleine Kinder wesentlich häufiger als ältere zu Grunde, weil sie sich den das Leben bedrohenden Schädlichkeiten (Rauch etc.) weniger leicht entziehen können. Von diesen Kindern erstickten: im Bette 125, im Rauche 111, durch Gase 83, durch verschluckte Gegenstände 104, durch Verschüttung meist beim Spielen in Gruben 52. Bei 19 im Bette erstickten Kindern findet sich die Angabe, im Schlafe von der Mutter erdrückt. Der Gefahr, erschlagen zu werden, sind Kinder in weit geringerem Maße ausgesetzt, als Erwachsene in ihrer beruflichen Thätigkeit: Es waren von den auf diese Art verunglückten 315 Kindern ¾ (233) männlichen Geschlechts. Unter den verschiedenen Arten der Verunglückungen sind Vergiftungen verhältnißmäßig häufiger bei jugendlichen als bei erwachsenen Personen. Fast die Hälfte der so verstorbenen Kinder war im Alter zwischen 2 und 5 Jahren. Durch Essen von giftigen Pilzen kamen 17 Kinder um das Leben. Nach Insektenstich starben 29 Kinder, infolge von Biß toller Hunde 6, infolge von Schlangenbiß 3, Schußwunden führten 78 Mal das tödtliche Ende herbei, dabei handelte es sich 45 Mal um Knaben über 5 Jahre, 9 Mal um jüngere Knaben, 24 Mal um Mädchen. Zum größeren Theile hatten die Kinder mit dem Gewehre oder Revolver ihres Vaters u. s. w. gespielt. An Stich-, Schnittwunden, Verblutung starben 57, an Blutvergiftung ebensoviel. Erfroren sind 5 Kinder, durch Blitz erschlagen 37, vom Sonnenstich befallen 32. Von den 1058 Personen, welche in den beiden Berichtjahren durch Mord ums Leben gekommen sind, waren 242 Kinder unter einem Jahre, 39 zwischen 1 und 5 Jahren, 46 zwischen 5 und 15 Jahren alt. Die Erklärung für die starke Vertretung der jüngsten Altersklasse liegt in der **beträchtlichen Anzahl (204) von Tödtungen unehelich Neugeborener durch die eigene Mutter;** die dafür vorliegenden Angaben bleiben indessen weit hinter der Wirklichkeit zurück, weil die Thatsache des Mordes häufig nicht erwiesen werden kann.

— **Mißverständniß.** — General (zum Reservisten Viktor Herzhaft): „In welcher Compagnie sind Sie?" — Herzhaft: „In Compagnie mit Moses Rübenfeld."

— **Hilfsmittel.** — Student (mit einer Studentin verheirathet): „Wie soll ich's nur anfangen, daß meine Frau mehr in die Vorlesung geht?" — B.: „Kauf ihr einen neuen Hut!"

Europäische Rundschau.

Provinz Brandenburg.

Berlin. Geheimer Sanitätsrath Dr. Moritz Marcuse ist im 64. Lebensjahre gestorben. Derselbe hat die drei Kriege von 1864, 1866 und 1870—71 mitgemacht; im Kriege von 1870—71 erhielt er das Eiserne Kreuz und gehörte dem Sanitätsoffizierscorps als Oberstabsarzt erster Klasse an. — Professor von Milewski, Lehrer der Mathematik am Askanischen Gymnasium, der auch im Gymnasialcursus für Mädchen unterrichtete, starb plötzlich am Herzschlage. — Geheimer Medizinalrath Professor Dr. Hermann Senator und Professor Dr. Friedrich Busch, Direktor des zahnärztlichen Instituts, feierten ihr 25jähriges Professorenjubiläum. — Das goldene Ehejubiläum feierten der Apotheker Heymour Sommerfeldt und Gattin Jeny, geb. Fontane, sowie der 83jährige Rentier Wilhelm Paul mit seiner 73jährigen Gattin Marie. — Verschwunden ist der 38 Jahre alte Buchdruckereibesitzer Gustav Ehrlich, der anderthalb Jahre lang ein Geschäft in der Zimmerstraße 18 hatte und in der Schleiermacher Str. 3 wohnte. Ehrlich verkaufte vor einigen Wochen sein Geschäft gegen baar der Firma Max Kohn, und ist seitdem nicht mehr aufzufinden. Ueber sein Vermögen ist jetzt das Concursverfahren eröffnet worden.

Berlinchen. Zum größten Theil niedergebrannt ist das Gutsgehöft, die frühere Domäne Kienitz. Pferde und anderes Vieh fielen in großer Zahl dem verheerenden Element zum Opfer.

Frankfurt. Der Oberbürgermeister a. D. von Kemnitz hier, ehemaliges Mitglied des Herrenhauses und stellvertretender Vorsitzender des Provinziallandtages der Provinz Brandenburg, ist, 74 Jahre alt, aus dem Leben geschieden.

Köpenick. Auf dem Berge Hoefats bei Oberstdorf im Allgäu stürzte beim Edelweißpflücken der 20jährige Zimmergeselle Woffak ab und fand den Tod. Der Verunglückte hatte sich am 18. August von Köpenick, wo seine Eltern wohnen, auf die Wanderschaft begeben.

Zielenzig. Verschieden ist der frühere Landtagsabgeordnete Amtsgerichtsrath a. D. Adolf Grundmann.

Provinz Ostpreußen.

Königsberg. Mittelst einer Zuckerschnur wurde die 50jährige Rentnerswittwe Secathe an ihrem geöffneten Schreibpult erwürgt. Des Mordes verdächtig ist eine Frau Skutnick, geb. Samel.

Allenstein. In der zum Grundstück Wartenburgerstraße 33 gehörigen Scheune des Domänenrentmeisters Kadgiehn brach Feuer aus, durch welches die Scheune und sämmtliche seitens des Proviantamtes untergebrachten Futtervorräthe vernichtet wurden.

Mehlsack. Auf der Seite der Buren in Transvaal hat auch ein geborener Mehlsacker mitgekämpft, nämlich Richard Dewner, dem früher die Bäckerei vonSteffen, sowie das Grundstück des Schuhmachermeisters Anhut gehörten. Er wanderte nach Amerika aus, wo er sich in Chicago niederließ, dann ging er nach Afrika. Jetzt ist an die hier lebenden Verwandten die Nachricht gelangt, daß Dewner im Kampfe gegen die Engländer am Kopfe schwer verwundet worden ist und im Lazareth von Johannesburg darniederliegt.

Usdau. Hier starb Pfarrer Greuba in der Blüthe seiner Jahre. Er hatte sich im Frühjahre bei der aufopfernden Pflege und Behandlung der Typhuskranken den Todeskeim geholt.

Provinz Westpreußen.

Danzig. Man fand die 40jährige Restaurateurswittwe Laura Klein Nachts in ihrer Wohnung vergiftet auf. Wegen Verdachts des Giftmordes ist ihr 33jähriger Geschäftsführer Schuleit aus Darkehmen verhaftet worden. Die Klein unterhielt mit Schuleit seit zwei Jahren ein Liebesverhältniß. Wiederholt hatte sie ihrer Mutter gegenüber geäußert, sie wolle sich das Leben nehmen, weil sie von Seiten Schuleits öfters Mißhandlungen zu erdulden hatte.

Dirschau. Aus dem Leben schied im Alter von 47 Jahren Kaufmann und Stadtrath Preuß. Der Verstorbene war lange Jahre Mitglied der Direktion der Zuckerfabrik Dirschau, des Kreisausschusses, des evangelischen Gemeindekirchenraths, der Kreissynode, Vorsteher des Diakonissen-Vereins.

Gr.-Zeisgendorf. Wohnhaus und Stallgebäude des Gutsbesitzers Albrecht gingen in Flammen auf. Sämmtliches Mobiliar verbrannte.

Krummenfließ. Besitzer K. Witte rettete nicht ohne eigene Lebensgefahr zwei Schulmädchen vom Tode des Ertrinkens aus dem Dorfteich.

Thorn. Aufsehen erregt das Falliment des Papier- und Schreibmaterialienhändlers Otto Feyerabend.

Treugenkohl. Abends fuhr der Forstaufseher Thiele mit seinem Zweirad gegen einen Prellstein. Innere Verletzungen hatten nach kurzer Zeit den Tod zur Folge.

Provinz Pommern.

Papenhagen. Hier brannten die Wohnhäuser der Büdner Behm und Rätz nieder.

Plathe. Der Fleischermeister Karl Hilbert erhängte sich in der Scheune seines Miethsherrn. Hilbert war 44 Jahre alt; er hinterläßt eine Frau und mehrere Kinder. Die Ursache zum Selbstmord ist wohl in ungünstigen Vermögensverhältnissen zu suchen.

Schivelbein. Der langjährige Stadtverordnetenvorsteher Kaufmann J. Barz ist in Folge eines Schlaganfalles im Alter von 47 Jahren plötzlich verstorben.

Stargard. Der kürzlich als geistesgestört in das hiesige Krankenhaus gebrachte Hilfsweichensteller Gras aus Rosenberg wurde wieder entlassen. Darauf hat er sich in seiner Wohnung erhängt, zuvor aber noch auf einen Kartondeckel Abschiedsworte geschrieben.

Stettin. Im Alter von 75 Jahren starb der frühere Rechtsanwalt und Notar Justizrath Wilh. Masche. — Einen Selbstmordversuch unternahm der Arbeiter Heißt aus Wussow, der bei den Canalisationsarbeiten an der Zabelsdorferstraße beschäftigt war. Er erfuhr durch einen Arbeitsgenossen eine Ehrenkränkung, die ihn dergestalt aufbrachte, daß er sich sein Messer in die Brust stieß. Der Verwundete wurde im Krankenwagen nach Bethanien befördert.

Kolberg. Unter dem Verdachte, dem Radfahrerlehrer Hoffmann einen Messerstich beigebracht zu haben, wurde der Arbeiter Papenfuß aus Köslin, der hier als Bauarbeiter beschäftigt ist, verhaftet.

Provinz Schleswig-Holstein.

Altona. Ein in weiten Kreisen bekannter Einwohner, der 53jährige Holzhändler Carlos Brandenburg, erlag einem Schlaganfall. — Feuer kam im Hause Gr. Rainstraße 18 im Farbengeschäft von Schirm zum Ausbruch. Es verbrannten Reale, Ladentische und Fußbodenbretter.

Blankenese. Ihre goldene Hochzeit feierten Schiffsrheder Johann Spiesen und Frau.

Langelund. Käthner Knud Ratze ist als Gemeindevorsteher abgesetzt worden, nachdem er dieses Amt 15 Jahre hindurch verwaltet hatte. Es heißt, daß die politische Gesinnung des Käthners, sowie sein Verhalten mit der Verwaltung eines preußischen Ehrenamts nicht zu vereinbaren gewesen sei.

Neumünster. Aus der Schwale zog man die Leiche des 76 Jahre alten Arbeiters Otto Riemann.

Pellworm. Von nah und fern gingen den Eheleuten Jens Michaelsen, die in größter Rüstigkeit ihre goldene Hochzeit feierten, Glückwünsche zu.

Stubben. Jagdaufseher Haßler erhielt auf der Hühnerjagd einen Streifschuß. An den Folgen der Verletzung ist der Bedauernswerthe gestorben.

Tyrstrup. Hier starb die Wittwe Elise Sophie Beck im Alter von fast 101 Jahren.

Provinz Schlesien.

Breslau. Bei ziemlicher Rüstigkeit feierte das Ehepaar Karl Kleinert seine goldene Hochzeit.

Brieg. Ertrunken ist in Scheibelwitz der 3jährige Sohn des Feldgärtners Slawant. — Der Arbeiter Richard Ossada, welcher am 1. April in Bilchwitz die Stellenbesitzersfrau Mulitza und deren Sohn durch Beilhiebe ermordet hat, wurde durch Scharfrichter Schwietz aus Breslau hingerichtet.

Bunzlau. Beim Abladen von Schienen verunglückte derHilfsweichensteller Bürger aus Kroischwitz. Der Tod trat infolge Zerquetschens des Halses ein.

Friedeberg. Rektor Thiele beging sein 25jähriges Jubiläum als Leiter der hiesigen Schule.

Greulich. Hier wurde der Bauunternehmer Kretschmer aus Aslau beim Einreißen eines Schornsteines durch zwei zusammenhängende Ziegeln so unglücklich auf den Kopf getroffen, daß er eine Gehirnerschütterung erlitt.

Gleiwitz. Ein großer Einbruchsdiebstahl ist in der Chamottefabrik verübt worden. Die Wächter wurden niedergeschlagen und es wurde eine große Summe Geldes entwendet. Die Diebe sind unbekannt.

Kl. Zabrzs. Kaufmann Isaak Hasch meldete den Concurs an.

Querbach. Die Besitzung des Guisbesitzers Greth brannte nieder. Erntevorräthe und fast sämmtliches Mobiliar wurden ebenfalls ein Raub der Flammen.

Provinz Posen.

Labischin. Bürgermeister Volkmann aus Janowitz wurde einstimmig zum Bürgermeister unserer Stadt gewählt.

Lissa. Aus dem hiesigen Stockhause ist der 33jährige Zuchthäusler Samland aus Krezburg bei Pr.-Eylau entsprungen; er war zu einem auswärtigen Termin vorgeführt gewesen und wurde auf der Rückfahrt von dort hier eingeliefert, um später nach Rawitsch transportirt zu werden. Bei einem Gange durch den Hof schwang sich der Zuchthäusler so schnell auf ein Wirthschaftsgebäude, daß der Stockmeister ihn nicht mehr zurückhalten konnte. Der Flüchtling kroch über das nächste Haus hinweg und gelangte in's Freie.

Neukirchen. An den Folgen eines Aprilscherzes ist kürzlich die Ehefrau des Besitzers R. Reek gestorben. In der Nacht zum 1. April schlug die Schwester der Frau Feuerlärm, worüber dieFrau derartig erschrak, daß sie krank wurde und jetzt ihren Leiden erlegen ist.

Pubewitz. Die Scheune sowie zwei Ställe des BesitzersStröch brannten nieder. Wegen Verdachts der Brandstiftung ist der Nachtwächter Streiber verhaftet worden.

Schneidemühl. Unter großer Betheiligung der Bürgerschaft wurde das 50jährige Priesterjubiläum des Geistlichen Rathes Propst Stock gefeiert.

Wronke. Die zum Besitzthum des Kantors Stiller gehörige Scheune brannte bis auf das Fundament nieder. In der Scheune befanden sich 42 Fuhren Roggen, 8 Fuhren Hafer und mehrere landwirthschaftliche Maschinen.

Provinz Sachsen.

Magdeburg. Goldene Hochzeit begingen die Eheleute Jacob Benson. — Kaufmann Ernst Stengel befindet sich in Zahlungsschwierigkeiten.

Aschersleben. Von der 1. Compagnie des 26. Infanterie-Regiments wurde während des Manövers zwischen hier und Hecklingen Soldat Rademacher vom Hitzschlag befallen; ärztliche Hilfe vermochte den Tod nicht abzuwenden.

Egstedt. Landwirth Hermann Stüber siegte bei der Schulzenwahl. Der bisherige Ortsschulze Müller hatte sein Amt niedergelegt.

Erfurt. Briefträger Richter rettete einen in die Hirschlache gestürzten Knaben vom Tode des Ertrinkens. — Erhängt hat sich der wegen Urkundenfälschung zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilte Agent Saalmann in der Gefängnißzelle.

Gorsdorf. Mit dem Jagdgewehr des Vaters spielend erschoß der 16jährige Schreiber Paul Wollschläger seine 19jährige Schwester.

Großburschla. Hier ist eine Typhusepidemie ausgebrochen, die man auf den Genuß von Wasser, welches einem in der Nähe der Werra befindlichen Brunnen entnommen ist, zurückführt. Bisher sind fünf Personen erkrankt, von denen zwei gestorben sind.

Halle. Die 29jährige Arbeiterin Sophie Naundorf spielte mit einem etwa 3jährigen Nachbarkinde und hob dasselbe rasch empor. Ein von dem Kinde in der Hand gehaltenes spitzes Drahtende drang ihr dabei tief ins linke Auge, welches sogleich auslief. — Schwere Verletzungen erlitt der 8jährige Knabe Lehmann; derselbe war am Treppengeländer herumgeklettert und dabei abgestürzt.

Stendal. Nachts gerieth der Bahnarbeiter Christmann unter einen Zug; dem Unglücklichen wurde der Kopf vom Rumpfe getrennt.

Provinz Hannover.

Moringen. Im Nachbardorfe Iber brannte das Gehöft des Landwirthes Rische nieder. Viele Getreide- etc. Vorräthe wurden ein Raub der Flammen.

Spaden. In einem Heuhaufen des Landwirths J. Bohlen brach Feuer aus, das von hier aus auf die Scheune des Landwirths Claus Lührs und auf dessen Wohnhaus übersprang und weiter das Wohnhaus und die Scheune des Landwirths Bohlen, das Wohnhaus des Landwirths Vollers und die Scheune des Milchhändlers Rüther ergriff. Sämmtliche Gebäude sind niedergebrannt.

Walmstorf. Den Verbrennungstod erlitt die siebenjährige Tochter des Hofbesitzers Tangemann, deren Kleider in Brand gerathen waren, als sie auf offenem Feld einem Feuer zu nahe kam.

Wittingen. Der Anbauer Schulze in Hagen stürzte beim Verladen von Futter rücklings vom Wagen und erlitt einen Schädelbruch, der seinen Tod herbeiführte.

Hoya. Das dem Vollkäthner Dietrich Burdorf gehörige, zur Zeit von dem Pächter Heinrich Ahnemann in Heithusen, Gemeinde Haendorf, bewohnte Gebäude ist bis auf den Grund niedergebrannt.

Melle. Der Maurermeister Schmidt in Altenmelle fiel in seinem Neubau so unglücklich in den Keller, daß er das Genick brach. Der Tod trat auf der Stelle ein.

Provinz Westfalen.

Iserlohn. Ein Raub der Flammen wurde das Wohnhaus des Herrn Becker, Garten Str. 12.

Kastrop. Lehrer Hellermann ist von der Zechenbahn der Zeche „Lothringen“ überfahren und schwer verletzt worden.

Küstelberg. Feuer zerstörte die Wohnhäuser der Ackerwirthe Harbeke und Neuhaus.

Rheim. Gerichtsaktuar Bögmann aus Dortmund ist zum hiesigen Sparkassen-Rendanten gewählt worden. — Dem Werkmeister Anton Hockelmann ist das Allgemeine Ehrenzeichen für 50jährige treue Pflichterfüllung im Fabrikbetriebe der Firma C. F. Plesser verliehen worden.

Ostinghausen. Auf dem Schulzenhofe brach ein verheerender Brand aus. Die meisten Gebäude gingen in Flammen auf.

Münster. Sein 50jähriges Dienstjubiläum beging der Rentmeister der Provinzial-Hauptkasse, Assessor a. D. Vonnegut. Der 73jährige Greis, der lange Jahre als Stadtverordneter wirkte, erfuhr viele Beweise seiner Beliebtheit.

Blankenau. Zu einem Feste für weite Kreise gestaltete sich die Feier der diamantenen Hochzeit der Eheleute Ackerwirth Schlüter. Obgleich die Ehegatten bereits im 90. Lebensjahre stehen, erfreuen sie sich doch noch der größten körperlichen und geistigen Frische.

Eickelborn. Wohnhaus und Scheune auf dem Rinsche'schen Besitzthum gingen in Flammen auf.

Rheinprovinz.

Elberfeld. Ein italienischer Erdarbeiter Michele Elisei von hier versuchte sich in der Nähe des Bahnhofes Döppersberg durch einen Messerstich in die Brust zu tödten. Der Selbstmordcandidat wurde, nachdem man ihn in seinem Blute schwimmend gefunden hatte, sofort in's städtische Krankenhaus gebracht, wo der Sanitätsrath Dr. Pagenstecher zur Operation schritt, da eine Untersuchung der Brustwunde keinen Zweifel darüber ließ, daß das Herz verletzt war. Das Herz wurde bloßgelegt und die sich zeigende bedeutende Stichwunde im Herzen vernäht. Es ist alle Hoffnung vorhanden, den Verletzten am Leben zu erhalten.

Aachen. Weber Steinbusch hatte den von seiner Frau in die Ehe gebrachten zweijährigen Stiefsohn, der plötzlich gestorben war, sofort in den Sarg gelegt und diesen vernagelt. Steinbusch wurde unter dem Verdacht des Mords verhaftet. — Mit 3 Monaten Gefängniß belegte die Strafkammer den Verwalter der Ortskrankenkasse Laurensberg, Bücken, wegen Unterschlagung. Bücken, der diesen Posten seit 47 Jahren versah, trotzdem aber nur ein Einkommen von 1500 Mk. bezog, hat in den letzten Jahren nach und nach den Betrag von 6000 Mk. unterschlagen.

Bendorf. Als auf der Dampfkesselfabrik Stettner & Reuter Nachf. ein Dampfkessel im Gewicht von 100 Centner aufgeladen werden sollte, kippte derselbe um und tödtete den die Arbeit leitenden Meister Aug. Herrmann auf der Stelle. Zwei Arbeiter wurden leicht verletzt.

Provinz Hessen-Nassau.

Fulda. Bei den Ausschachtungsarbeiten für den neuen Kasernenbau wurde der Arbeiter Cäsar Kalb aus Morbes, Vater von fünf Kindern, verschüttet. Man brachte den Bedauernswerthen nur als Leiche zu Tage.

Grandenborn. Haus, Stall und Scheune der Wittwe Knieriem gingen in Flammen auf.

Jesberg. Ein 10jähriger Kaufmannssohn rettete das 2jährige Töchterchen des hiesigen Klempnermeisters Dreißigacker vom Tode des Ertrinkens im Mühlbach.

Kaub. Matrose B. Holzhäuser stürzte von seinem Schiffe in den Rhein und ertrank.

Vollmarshausen. Der Kirchenälteste und Gemeinde-Rechnungsführer Ludwig Bierwirth und seine Gattin feierten das Fest der goldenen Hochzeit.

Wiesbaden. Der Kaufmann Schlossen aus London hat sich wegen eines Nervenleidens hier das Leben genommen.

Kassel. Hier verstarb infolge Schlaganfalls Rechnungsrath Finscher im 62. Lebensjahr. — Abgängig ist der Mauerstraße 4 wohnhafte Privatmann und Portier am Schauspielhause, Friedrich Noback.

Bebra. Arbeiter Daubert aus Großensee wurde in einer Lehmgrube durch Lehmmassen verschüttet und getödtet. Der Unglückliche hinterläßt seine Familie in nothdürftigen Verhältnissen.

Eltville. Gegen den Weinhändler Heinrich Uhle ist das Konkursverfahren eingeleitet worden.

Mitteldeutsche Staaten.

Oker. Feuer zerstörte das Trockenhaus der Kahlsdorf'schen Holzstofffabrik.

Thedinghausen. Schiffer Lüers fand plötzlich seinen Tod, indem er von einem Weserbocke stürzte. Er hinterläßt Frau und mehrere unmündige Kinder.

Rudolstadt. Von der hiesigen Strafkammer erhielt der über 70Jahre alte Nachtwächter Dressel aus Großgeschwenda 3 Jahre Zuchthaus, weil er an etwa 15 schulpflichtigen Mädchen unsittliche Handlungen vorgenommen hatte.

Stadtilm. Nachts ging die unterhalb der Stadt befindliche Lohmühle in Flammen auf. Große Vorräthe von Lohe sind mitverbrannt. Die Bewohner, Lohmüller Nauber mit Frau und Kindern, konnten nur mit knapper Noth das nackte Leben retten.

Tonndorf. Nach einem ehelichen Streit erhängte sich der Landwirth Kaufmann.

Weimar. Aus dem Leben schied Geheimer Staatsrath Brueger, der frühere Chef der Justizabtheilung im Ministerium.

Wulmstorf. Lebensgefährliche Verletzungen erlitt der Handelsmann Hillmann durch einen Sturz von seinem Fuhrwerk.

Zorge. In Flammen aufgegangen ist das Wohnhaus des Modelltischlers Friedrich Busse.

Bischleben. Wegen Unterschlagung einkassirter Geldbeträge zum Nachtheile des hiesigen Ziegeleibesitzers John erhielt der Reisende Julius Holzapfel von der Strafkammer in Gotha ein Jahr Gefängniß.

Braunschweig. Auf dem Schul-Neubau an der Wendenmasch Straße fiel der Maurer Adolf Gorisch vom Gerüst in den Kellerraum und erlitt erhebliche Verletzungen.

Sachsen.

L.-Gohlis. Gegen den Kaufmann Schneider machte der czechische Schuhmachergeselle Wollrab einen Raubmordversuch. Die Verletzungen sind unbedenklich. Der Thäter ist verhaftet.

Langenstriegis. Durch Schadenfeuer wurde das erst vor zwei Jahren neuerbaute Scheunengrundstück des Gutsbesitzers Pretzsch zerstört.

Lommatzsch. Eines plötzlichen Todes verstarb hier der in weiten Kreisen bekannte Arzt Dr. med. Naumann, ein 76 Jahre alter Herr, der sein goldenes Doktorjubiläum gefeiert hatte.

Neuheide i. E. In der Bürstenhölzerfabrik von Ernst Schlesinger brach Feuer aus, welches den größten Theil der Gebäude in Asche legte.

Niederbobritzsch. Erhängt hat sich die an Schwermuth leidende Gutsbesitzersgattin Wolf.

Niederschlema. Der Großindustrielle Heinrich Toelle, 60 Jahre alt, ist gestorben, nachdem ihm wenige Stunden vorher seine Gattin Clara im Tode vorangegangen war. Toelle war einer der größten Papierfabrikanten; er stellte etwa ein Zehntel derGesammtproduktion Deutschlands an Papier her.

Nechern. In dem unbewohnten, mit Stroh gedeckten Hause des Fleischers Petzold brach Feuer aus. Das Gebäude, welches mit Erntevorräthen gefüllt war, brannte vollständig nieder.

Oschatz. Superintendent Dr. Kalich hat das Zeitliche gesegnet. Seit 1895 war er als Superintendent in der Gemeinde thätig.

Oberneukirch. Das aus 3 Gebäuden bestehende Bär'sche Bauerngut brannte total nieder.

Dresden. Der Soldat Wagner, Oekonomiehandwerker von der hiesigen Garnison, hat sich durch einen Zug der Linie Dresden-Leipzig überfahren und tödten lassen.

Cunsdorf. Seine goldene Hochzeit feierte das Gutsauszügler Höselbarth'sche Ehepaar.

Großröhrsdorf. Erhängt hat sich der Ziegeleiarbeiter Rusche.

Greifendorf. Das Ehregott Zweiniger'sche Ehepaar feierte bei bestem Wohlsein das goldene Ehejubiläum. Die Jubelbraut ist 89 Jahre, der Jubelbräutigam 79 Jahre alt.

Döbeln. Durch ein im Holzlager ausgebrochenes Feuer wurden die Lagerräume der Dampf-Holzbiegerei von Haupt & Ihrt in Kleinbauchlitz am Bahnhof Döbeln eingeäschert.

Hessen-Darmstadt.

Darmstadt. Taglöhner Peter Bauer aus Jugenheim gerieth in einer Maschinenfabrik dahier zwischen einen 24 Centner schweren gußeisernenDeckel und ein eisernes Rad und wurde an der Brust derartig gequetscht, daß er eine Stunde darauf im städtischen Krankenhaus verstarb.

Kempten. Der etwa 50jährige Einwohner Anton Kamp II. hatte sich zum Apfelbrechen in die Gemarkung begeben, dazu aber eine in sehr defektem Zustande befindliche Leiter mitgenommen; während der Hantirungen brachen die beidenLeiterbäume und der bejahrte Mann erlitt beim Fall einen Rückgratbruch.

Langgöns. Bei der Bürgermeisterwahl wurde nach hartemKampf Wilhelm Anton Rompf mit 158Stimmen zum Bürgermeister gewählt. Der Gegencandidat Conrad Wenzel erhielt 142 Stimmen.

Ober-Absteinach. Feuer zerstörte das Anwesen des Schmiedemeisters Mund.

Sprendlingen. Die Einweihung unserer katholischen Kirche ist durch Pfarrer Schönherr vollzogen worden.

Bayern.

München. Erschlagen wurde in der Buchdruckerei Schuh & Co. durch eine abstürzende Papierrolle der Hilfsarbeiter Franz Josef Stumpf. — Der ledige Bahnarbeiter Sebastian Schmid ist beim Reinigen eines Schachtes (Ostbahnhof) infolge Einathmens schädlicher Gase erstickt. — Wegen Sittlichkeitsverbrechen wurde der verheirathete Metzger Ludwig Bauhuber zu neun Jahren Zuchthaus und zehn Jahren Ehrverlust verurtheilt.

Aitrang. Der in München stationirte Wagenwärter Bauer stürzte auf hiesiger Station so unglücklich vom Wagen, daß er schwere Kopfverletzungen und Prellungen erlitt.

Altötting. Der Oekonom und vormalige Bürgermeister Sebastian Wieser von Kiefering, der mit seinem Fahrrad nach Tüßling fuhr, stürzte mit dem Rade und wurde todt im Straßengraben aufgefunden.

Aschaffenburg. Der Präsident des hiesigen Landgerichts, Nöthig, ist in Rüdesheim infolge Schlaganfalles gestorben.

Augsburg. Der Inhaber eines Auskaufs- und Inkasso-Geschäfts Rudolf wurde wegen eines Verbrechens wider die Sittlichkeit zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt.

Bad Tölz. Dem Amtsgerichtsdiener und Gefängnißwärter Georg Moosdiele wurde für ehrenvoll zurückgelegte fünfzig Dienstjahre die Ehrenmünze des kgl. Ludwigsordens verliehen.

Bamberg. Auf dem Friedhof erschoß sich unweit des Grabes seiner Tochter der Briefträger Andreas Demer. Demer, ein 60jähriger Mann, lebte in zweiter Ehe.

Drachselsried. An derHundswuth ist der 28 Jahre alte Knecht Georg Neppl aus Rehberg gestorben.

Naila. Wegen Kassendefekten wurde der hiesige StadtschreiberPfann verhaftet.

Nürnberg. Das Dampfsägewerk Forsthof ist niedergebrannt.

Neuburg a. D. Dem Pedell am hiesigen Gymnasium Kasper Braun wurde die ihm für 50jährige, mitTreue und Eifer geleisteten Dienste verliehene Ehrenmünze des Ludwigs-Ordens durch den Rektoratverweser überreicht.

Württemberg.

Stuttgart. Justiz-Referendar Dr. Link wurde von der elektrischen Bahn überfahren und erlitt so schwere Verletzungen, daß er alsbald starb. — Dr. Kapp, einer unserer hervorragendsten Rechtsanwälte, Mitglied des Staatsgerichtshofes, ist plötzlich an einem Schlaganfall gestorben.

Böblingen. Seit einiger Zeit wird der 56jährige Weber und Landwirth Jakob Ruch vermißt. — Fünfzehn Vereine aus Nachbarstaaten nahmen an der Feier des 60jährigen Stiftungsfestes des hiesigen „Liederkranzes“ Theil.

Falkenstein. In dem von fünf Familien bewohnten Hause des Salomon Hilser brach Feuer aus, welches den oberen Theil des Wohnhauses zerstörte.

Frickenhofen. Schultheiß Huberich beging sein 25jährigesJubiläum als Ortsvorsteher.

Heilbronn. In Barfeld starb der älteste Bürger, der sogenannte Amtshaus-Schüßle im hohen Alter von 100 Jahren und 5 Monaten.

Kalw. Die hiesige freiwillige Feuerwehr feierte das Fest ihres 50jährigen Bestehens.

Kannstatt. Privatier Wahl beging seinen 90. Geburtstag.

Ludwigsburg. Regierungspräsident v. Riekert, 1881 — 1882 Reichstagsabgeordneter für Ulm, ist, 58 Jahre alt, gestorben.

Mehetsweiler. In einem Anfall von Schwermuth machte der Wagner Adolf Oßwald seinem Leben durch Erhängen ein Ende.

Mönsheim. Eine Typhusepidemie ist hier ausgebrochen; zwei Personen sind bereits gestorben.

Rappach. Mit großer Majorität erfolgte die Wahl des Gemeindepflegers Erhard zum Ortsvorsteher. Der seitherige Ortsvorsteher Frank, welcher wegen hohen Alters seinen Posten niederlegte, versah dieses Amt über 30 Jahre lang.

Wildbad. Der 61 Jahre alte verwittwete Zigeleibesitzer Christian Tubach, Vater von acht Kindern, stürzte bei Verrichtung einer häuslichen Arbeit in die Enz; er fiel dabei so unglücklich auf einen spitzen Stein, daß sofort der Tod eintrat.

Baden.

Karlsruhe. Im benachbarten Knielingen ist abermals ein Blatternfall constatirt worden.

Bühl. Nach einem Wortwechsel zwischen dem Landwirth Jakob Fauth und dem Kaufmann Max Hermann Kirschner feuerte Letzterer auf der Ortsstraße gegen den Ersteren einen Revolverschuß ab, wodurch Fauth leicht verletzt wurde. Der Thäter kam in Haft.

Bittelbrunn. Der seit einiger Zeit vermißte Landwirth Julius Leiber von hier wurde bei Engen von einem Mäher auf der Markung Neuhausen erhängt aufgefunden. Leibers Ehefrau hat sich vor Kurzem ebenfalls entleibt.

Heidelberg. Der von seiner Frau getrennt lebende Möbelpacker Karl Schlör feuerte einen Schuß auf seine Frau ab, weil sie seiner Aufforderung, wieder in seine Behausung zurückzukehren, keine Folge leistete. Glücklicherweise ging die Kugel fehl. Der Thäter wurde in Haft genommen.

Käferthal. Der frühere Stadtverordnete und ehemalige Vorstand des Militärvereins F. Geis II. wurde festgenommen und nach Mannheim abgeführt. Er ist verdächtig, Gelder vom Militärverein unterschlagen zu haben.

Kabelburg. Im Anwesen des Metzgers Ruf entstand durch Selbstentzündung von Oehmd Feuer. Das Haus brannte total nieder; es konnte nur wenig gerettet werden.

Kehl. Hier grassiren Scharlach und Diphtheritis sehr heftig.

Königshofen. Der 19jährige Sohn des Ziegeleibesitzers März wurde vom Getriebe einer Dreschmaschine erfaßt und ihm der Arm buchstäblich vom Leibe gerissen; auch erlitt er sonstige schwere Verletzungen, denen er erlag.

Lichtenau. Hier explodirte beim Festschießen ein Böller, wobei ein Splitter den Taglöhner Kah am Knie so schwer verletzte, daß ihm das Bein wohl amputirt werden muß.

Lörrach. Der badische Sängerbund hielt hier seine Generalversammlung ab, auf welcher ca. 100 Bundesvereine durch Delegirte vertreten waren. Die Anzahl der Bundesvereine ist seit Jahresfrist von 345 auf 378 gestiegen, die Zahl der Mitglieder von 11,276 auf 12,439.

Waldprechtsweier. Hier brannte die gefüllte Scheuer des Landwirths A. Schindler nieder. Das Feuer wurde durch einen 5jährigen Knaben verursacht, der mit Streichhölzern spielte.

Walldürn. Oberförster Baumann hat das Forstamt Eppingen übernommen.

Rheinpfalz.

Speier. Oekonomierath C. F. Velten ist im Alter von 81 Jahren gestorben.

Böbingen. Feuer zerstörte die Scheune des Adjunkten Jakob Brauch. Auch die Gebäude von Peter Sauerbrunn und Bergdolt gingen in Flammen auf.

Edenkoben. In dem Anwesen des Küfermeisters Heinrich Gerst brach Feuer aus, welches reichliche Nahrung fand an Hobelspähnen und Daubholz. Durch das rasche Eingreifen derFeuerwehr blieb das Feuer auf seinen Herd beschränkt.

Eppstein. Durch einen mit Feuerwerkskörpern spielenden Knaben wurde das Anwesen des Bahnbediensteten Jakob Magin in Brand gesteckt und Haus, Scheune und Stallung vollständig eingeäschert.

Frankenthal. Der ledige Schlosser Bickelhaupt von Erbach hatte das Unglück, daß ihm ein eiserner Träger auf den Fuß fiel und den Knöchel zerschmetterte.

Grünstadt. Die neue Eisenbahnlinie Grünstadt-Offstein ist eröffnet worden.

Elsaß-Lothringen.

Beauregard. Der 20jährige Schmied Beske von hier hatte sich einen Revolver gekauft, den er einigen Kameraden zeigte; hierbei ging ein Schuß los und die Kugel drang einem Arbeiter unter dem Ohr in den Hals.

Forbach. Die freiwillige Feuerwehr feierte ihr 25jähriges Stiftungsfest.

Mülhausen. Wegen Ueberschreitung des Züchtigungsrechts wurde der 25 Jahr alte Lehrer Gallen von hier von der Strafkammer zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt.

Mecklenburg.

Schwerin. Bedeutenden Schaden verursachte ein Brand auf der Graf v. Schack'schen Begüterung Brüsewitz. — Unterschlagung und Urkundenfälschung brachten dem früheren Buchhalter Emil Finger 3 Jahre Gefängniß ein. Die ihm zur Last gelegten Vergehen hatte er in seiner Eigenschaft als Angestellter der hiesigen General-Agentur der Vaterländischen Feuer-Versicherungs-Gesellschaft zu Elberfeld verübt.

Boizenburg. Dingfest machte die Polizei einen geriebenen Schwindler, den 17 Jahre alten Kaufmannslehrling August Lütgert, aus Gütersloh gebürtig.

Breesen. Wohnhaus und verschiedene Nebengebäude der Erbpächterswittwe Langhof sind durch Feuer zerstört worden.

Schwanheide. Ueber das Vermögen des Gutspächters Karl Haugwitz ist der Konkurs eröffnet worden.

Langen-Brütz. Lehrer Oehmcke trat nach 45jähriger Amtsthätigkeit in den Ruhestand.

Oldenburg.

Oldenburg. Der Hofschauspieler Seyberlich ist in mysteriöser Weise verschwunden.

Beverbruch. Hier gerieth der 10jährige Sohn des Arbeiters Garde-ler in das Getriebe der Dreschmaschine, das ihm den rechten Fuß fast vollständig abriß.

Vechta. Niedergebrannt ist das vom Steuereinnehmer Röser bewohnte Haus.

Freie Städte.

Hamburg. Der wegen Betrügereien und Wechselfälschungen in der Höhe von 27,000 Mk. aus Hamburg geflüchtete KaufmannMenni Mendelssohn ist in Helsingfors verhaftet worden. — Frau P. C. Lony Wwe., die langjährige Besitzerin der vormaligen Schwimm- und Badeanstalt auf der Außen-Alster, verschied im 89. Lebensjahre in der Wohnung ihres am Steindamm wohnenden Schwiegersohnes, des Weinhändlers Karl Harms.

Bremen. Infolge unglücklicher Liebe erhängte sich der Schauspieler Gallert vom Bremer Stadttheater in seiner Wohnung. — Der Senator Dr. Ernst Ferdinand Plump, der seit 1874 dem Senat angehörte, ist im Alter von 61 Jahren gestorben.

Schweiz.

Biel. Der Zimmermann Oskar Tschäppät stürzte beim Neubau der Mädchensekundarschule ab. Er wurde mit gebrochenem Arm in's Spital gebracht.

Brunnen. Vermißt wird der 22 Jahre alte Jak. Bernhard Heuberger, Wagner, von Toos, Kt. Thurnau, welcher sich hier aufgehalten hat. Es wird vermuthet, daß der junge Mann bei einer Bergtour verunglückt sei.

Hergiswil. Auf seinem Heimwege wurde Johann Stöckli von hier zwischen Wohlhusen und Ruswil in einem Raufhandel durch Messerstiche schwer verletzt; er mußte nach Luzern in's Spital verbracht werden. Wie die Geschichte gegangen ist und wer der Urheber der Verletzungen ist, weiß man noch nicht, doch soll Eifersucht und „Weibervolk“ im Spiele sein.

Längendorf. Das dem Händler Franz Brunner gehörende, zu 15,000 Francs versicherte Ziegelhaus ist bis auf das zweite Stockwerk abgebrannt. Dasselbe war vom Eigenthümer Franz Brunner, von Ulrich Minder und Wwe. Anna Maria von Arx bewohnt.

Luzern. Der Korporal Guglielmo Pedrazzini im Bataillon 95, in seiner bürgerlichen Stellung Advokat in Luzern, Sohn des ehemaligen Nationalrathes Pedrazzini, wurde zu 8 Tagen Arrest verurtheilt, weil er die Truppen für socialistische Theorien harangirt und zum Ungehorsam angereizt hatte.

Meinesberg. Der Leichnam des Zimmermanns Nikolaus Soltermann wurde hier aus der Aare gezogen. Man glaubt, es liege Selbstmord vor.

Mühleberg. Der Landwirth Adolf Salvisberg ist beim Pflücken von Nüssen vom Baume gefallen und infolge Genickbruchs auf der Stelle gestorben.

Pfäffikon. Gestorben ist infolge Genusses von Tollkirschen ein dreijähriges Söhnchen des Joh. Jos. Oethiker auf Unterschwändi.

Schönenwerd. Die große Schuhwaarenfabrik Bally dahier verwendet ihre disponible Elektrizität zum Dörren von Obst. In besonderem Apparat werden ringförmige Apfelschnitze hergerichtet und die in Wärme umgesetzte Elektrizität besorgt eine gleichmäßige Dörrarbeit.

Oesterreich-Ungarn.

Wien. Der auf dem Schottenfeld sehr bekannte Ledergalanteriewaaren-Fabrikant Gustav Walker ist am Neubau, Schottenfeldgasse No. 11, 60 Jahre alt, an Herzlähmung gestorben. — Der Tischlergehilfe Wenzel Rehak, Landstraße, Paulusgasse No. 3, hat sich erhängt.

Arad. Hier hat sich der Lieutenant des Hausregiments Arpad Nagelholz erschossen. Finanzielle Kalamitäten und hoffnungslose Liebe waren die Ursache.

Prag. Der hiesige praktische Arzt Stanislaus Novotny vergiftete sich wegen seiner eigenen mißlichen materiellen Verhältnisse und wegen der Mittellosigkeit seiner Braut. — Der langjährige Chefredakteur der „Bohemia“ Joseph Willonitzer ist im 51. Lebensjahr gestorben.

Budapest. Erschossen hat sich der Advokat Dr. Rudolf Pollak in seiner Wohnung, Andrassystraße No. 8.

Denta. Der 20jährige Elias Lepatak dahier hat seinen 80jährigen GroßvaterChira Lepatak ermordet und nach vollbrachter That eine Brieftasche geraubt. Der Mörder wurde bald darauf verhaftet.

Gablitz. Der hiesige Gemeindediener und Feuerwächter Leopold Wöhrer, feierte mit seiner Gattin die goldene Hochzeit.

Graz. Der wegen Trunksucht entlassene Gefangenaufseher Christian Ronacher sprang vom 4. Stock des Justizpalais in den Hofraum und blieb auf der Stelle todt.

Günselsdorf. Der Spinnerei-Arbeiter Quirin Kunz feierte mit seiner Gattin die goldene Hochzeit.

Gzula. Der Geisteskranke Bela Techy wurde im hiesigen Spital von den Wärtern Johann Rath und Ladislaus Bas derartig geprügelt, daß er starb.

Innsbruck. In Schlitters wurde der Viehhändler Andreas Kirchler auf seinem Wege nach Hause mitten im Dorfe, vom Wirthshause kommend, von einem Manne plötzlich gepackt, zu Boden geworfen und seiner Geldtasche, in der sich etwa 2600 Kronen befanden, beraubt.

Luxemburg.

Bonneweg. Feuer entstand in dem zur Werkstätte des Bahnhofes gehörigen Materialienschuppen, worin Theer, Putzwolle u. s. w. lagerten; der Schuppen brannte vollständig nieder.

Merl. Dem Landwirth Leiler wurde das beste Pferd nebst einem Kutschwagen gestohlen.

Oberkorn. Der Arbeiter Michel Walsdorf wurde in einer Gallerie von einer stürzenden Steinmasse getroffen und schwer verletzt.

Die Mode.

Die abstechenden Blusentaillen bleiben beliebt; man versieht sie mit Ziernähten, Durchbrüchen, Fältchen u. s. w. Für elegante schwarze Röcke hat man Taffet mit ornamentalen Durchbrüchen aus Clunyspitze und Schnurstickerei oder weichen, gemusterten Taffet mit eingewebten Gazedurchbrüchen. Neu sind auch feinkörnige, einfarbig wirkende Seidengewebe in zwei verschiedenen Farben wie Weiß-Roth, Rosa-Roth u. dergl. Ball- und Gesellschaftskleider schmückt man mit vollen Tüllecharpes, die von der linken Seite der Brust unter einem Blumentuff herabfallen und etwa in Kniehöhe nochmals mit einem solchen befestigt sind. Auch die Prinzeß- und Empireformen sind für jüngere Damen beliebt, letztere mehr für Haus- und Gesellschaftstoiletten. Prinzeßkleider aus Tuch u. s. w. verbindet man für die Promenade mit kurzen, ganz aus Pelz hergestellten oder mit Pelz besetzten Bolerojäckchen.

Die Vorliebe für abstechende Taillen, Jäckchen, Einsätze u. s. w. hat natürlich eine Menge von Neuheiten in dazu geeigneten Stoffen hervorgerufen. Besonders beliebt dafür sind Phantasiemusterungen aus Sammet auf farbigem Satin-, atlasartigem Sammet-



oder schottischem Seidengrund, soutacheähnliche Sammetmusterung auf hellem und Petingstreifen auf geripptem Untergrund. Ferner verwendet man velours panne im türkischen und persischen Geschmack, gepreßten Sammet und moirirte, carirte und gestreifte Seide. Die letztere in den verschiedensten Farben hat oft zierlich gewebte Durchbruchmuster.

Ebenso verschieden wie die Stoffe sind auch die Besätze. Neben den breiteren und schmäleren schwarzen und farbigen Seiden- und Mohairguimpen, den Puffen- und Ziehlitzen, den verschiedensten Tressen- und Perlenborten finden wir Applikationsbordüren von Seide, Sammet, Tuch u. dergl. Ferner schwarze Krimmerbesätze, glatt oder mit abschließender Verschnürung, volle, farbige Plüschstreifen und anderes mehr, so daß sich durch die mannigfaltigsten Zusammenstellungen eine große Vielseitigkeit erzielen läßt.

Haus- und Besuchskleider arbeitet man gern mit kleinen, oft abstechenden Bolerojäckchen, mit spitzen oder passenartigen Einsätzen, breiten Gürteln, Bretellen und anderem mehr. Wie die Jäckchen sind auch die Aermel außerordentlich variationsfähig, denn während die Mode für das englische Kleid fast ohne Ausnahme den Aermel schlicht gestaltet, entwickelt sie darin bei andern Toiletten eine sehr große Vielseitigkeit. Bei abstechenden Einsätzen verbindet sie oft mit dem unten halbweiten Aermel einen kleinen, eingesetzten Unterärmel aus dem Stoff des Einsatzes, so daß das Arrangement wie ein Jäckchen mit Bluse wirkt.



Auch bezüglich der Röcke ist die Mode sehr vielseitig. Der faltenlos die Hüften umspannende Rock ist ebenso modern wie der nur theilweis oder in sogenannteBauernfalten geordnete. Man wird hier natürlich immer das Material, aus dem das Kleid gearbeitet ist, in Erwägung zu ziehen haben. Während man das weiche, schmiegsame Tuch selbst zu Bauernröcken verarbeiten kann, wird sich für Homespun und Zibeline nur der glatte, oder der hinten mit breiter Falte, sowie der mit nach innen gelegten Falten gearbeitete Rock empfehlen. Will man den Rock eleganter ausstatten, so kann man dies durch Abgrenzung eines Vordertheils oder einer Tunika thun.

Der elegante Anzug, Figur 1, hat einen Rock aus gestreiftem grauen Woll- oder Seidenstoff, der unten in Zacken ausgeschnitten und mit mehrfachen Reihen von grauen Atlasblenden eingefaßt und besetzt ist. Dieser Rock oder eigentlich muß man sagen dieses Unterkleid fällt auf einen breiten untergesetzten Serpentinevolant von einfarbig grauem Woll- oder Seidenstoff, den ein ebenso breiter Volant von gelblicher irischer Guipure bedeckt. Als Taille dient ein knapp anschließendes Schoßjäckchen von hellgrauem Tuch mit Verzierung von gelblicher Guipure, grauseidener Kurbelstickerei und weißen Steppnähten, dessen vorn zu drei Ecken



verlängerter Schos hinten in Bogen ausgezackt ist. Dem Rande des rechten Vordertheils sind Patten angeschnitten, in denen die Knopflöcher für den Schluß mit Krystallknöpfen angebracht sind. Krausfallende breite Revers aus grauem, weiß durchsteppten Sammt begrenzen den Ausschnitt der Jacke, die mit einem Latz und Stehkragen aus grauer Seide versehen ist. Den Rand der Jacke und der Aermel wie der Revers schließt eine schmale Kurbelbordüre und darüber glatt aufgenähte Guipurespitze ab; über den vorn mit weißer oder blauer Cravatte geschmückten Stehkragen fällt ein weißumrandeter Tuchkragen. Hierzu ein lichtgrauer Filzhut mit Straußfedern und Rosen.

Sehr geschmackvoll ist das Kleid aus pflaumenblauem Tuch, dessen Rock, Figur 2, sich hinten erst etwa 8 Zoll unterhalb des Taillenabschlusses in eine Tollfalte legt. Schmales Sammetband garnirt den Rock und endet vorn mit kleinen Schlingen unter emaillirten Knöpfen. Reich verziert ist die Taille, die sich vorn über einem plissirten Einsatz aus hellerer Seide öffnet und mit gleicher Seide bekleidete, von Knöpfen



gehaltene Aufschläge hat. Auf den Einsatz legt sich eine hinten in der Mitte, sowie vorn nur an den Rändern gestickte Tuchpasse. Ein gleichfalls gestickter Ueberfalltheil schmückt den Stehkragen, der wie der Gürtel aus dunklerem Sammet besteht. Außerdem ziert die Taille, wie ersichtlich schmale Stickerei und Sammetband. Die Garnitur wiederholt sich auch auf den Aermeln, denen hellseidene, mit Tuchmanschetten abschließende Unterärmel eingeheftet sind.

Schwerer, marineblauer Eskimostoff ist zu dem hübschen, überaus kleidsamen Winterpaletot, Figur 3, verwendet, der sich besonders für jüngere Damen eignet. Er ist hinten eng anliegend, vorn halbanschließend gearbeitet und mit Patten bildenden Garniturstreifen, sowie schönen Knöpfen in Altgold ausgestattet. Revers und Umlegekragen sind bis auf einen 2 Zoll breiten Rand von gleichem Stoff mit cremefarbener Seide belegt und mit schwarzem Sammetband in verschiedener Breite garnirt. Höchst apart sind die Aermel mit den angeschnittenen, mit Goldknöpfen geschmückten Patten, die mit Stoffstreifen umrandet sind. Den Hut aus schwarzem Seidensammet, der an der linken Seite aufgebogen ist, schmücken schwarze Straußfedern, die an der rechten Seite den Kopf umgeben und sich links über denselben legen; unter der Krempe sind daselbst Sammetrosetten mit Straßschnallen angebracht.

Das hübsche Kleid aus hellgrauem Wollenstoff, Figur 4, zeigt die jetzt so beliebte Garnitur aus schmalem, schwarzem Sammetband; dieses endet an dem Jäckchen und dem Kragen je unter einer kleinen, von einer Stahlschnalle gehaltenen Schleife. Die Verzierung deckt auch den Hakenschluß des hohen, grauen Crepe de Chine-Gürtels, in dem die aus gleichem Stoff gewählten Blusentheile verschwinden. Grauer Crepe de Chine ergiebt auch die mehrmals durch Sammetband zusammengehaltenen, puffigen Unterärmel und die Aermelbündchen. Der Rock ist ohne Garnitur, nur hinten mit einer breiten, doppelten Tollfalte gearbeitet.

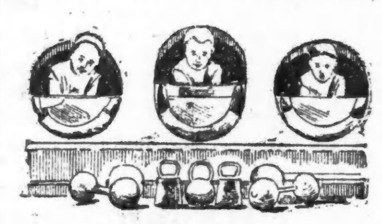
— **Sehr apropos.** Arzt: „Und wie steht es denn also mit dem Appetit?" — Patient: „Na, wenn Se jrade so recht wat Knuspriges dahaben, Herr Doctor —"

— **Katheberblüthe.** Professor (das leidenschaftliche Aufbrausen und andrerseits die leichte Versöhnlichkeit der Italiener besprechend): „Der Italiener, wenn er gereizt wird, zieht seinen Dolch, stößt seinen Gegner nieder — und hernach sind sie die besten Freunde!"

Däumlinge.

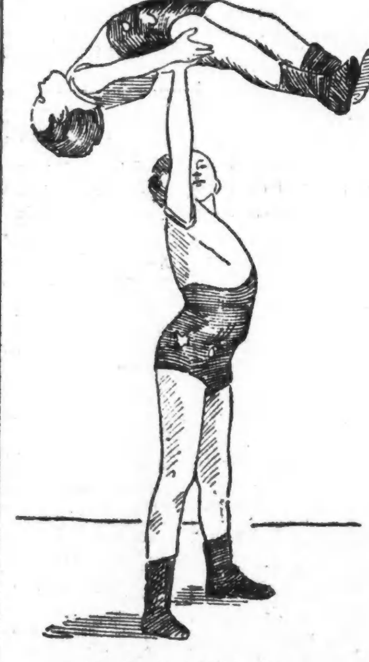
Zu den merkwürdigsten Erscheinungen in der deutschen Volksdichtung gehören die Zwerge, von denen die Sage wunderbare Dinge berichtet. Ungemein mannigfaltig ist der Märchenkranz, der sich um die Leutchen schlingt, und man könnte der Wissenschaft zürnen, daß sie den zwerghaften Wuchs auf körperliche Mißbildung zurückführt. Das muthet uns wie eine Kränkung des lieben Völkchens an, dessen Thun und Treiben, poetisch verklärt, das Ergötzen unserer Kinderzeit war. Wie viel haben wir von ihm gelesen in den sonnigen Jugendtagen, und wie tief prägten sich unserem Gedächtniß all' die heiteren oder geheimnißvollen Gestalten ein, die einen im wallenden Schleier der Romantik, die andern in der derben Realistik schlichter Volksanschauung. Fröhlich lacht uns aus dieser Gesellschaft ein keckes Bürschchen an, schmal und winzig, aber klug, gewandt und von frischem Wagemuth: Däumling heißt er im deutschen Märchen, auch Daumesdick oder Daumerling.

Wenn wir wollten, könnten wir nun von diesem drolligen Kerlchen den Ausgang zur tiefgründigsten Wissenschaft nehmen. Schon Herodot, der „Vater der Geschichte", erzählt von Zwergvölkern im dunkeln Erdtheil, und wenn man ihm viele Jahrhun-



Die drei Piccolo.

derte lang nicht recht geglaubt hat, so ist er doch durch Stanley undSchweinfurth, der aus den Urwäldern von Central-Afrika ein Akka-Zwergpärchen nach Europa brachte, glänzend gerechtfertigt worden. Desgleichen kennen wir von Homer, der allerdings als ein zuverlässiger Kriegscorrespondent nicht anerkannt ist, die Kämpfe zwischen den Pygmäen und Kranichen, auf die auch der ältere Plinius zurückgreift, — aber mit diesem würdigen Manne dürfen wir wohl unsere archäologisch-litterarische Reminiscenz abbrechen. Aus dem Bannkreise Roms gelangen wir freilich hiermit nicht, denn gerade die weltbeherrschende Stadt wurde die Förderin des Zwergencultus, der sich dann durch Jahrhunderte an den Höfen der Mächtigen fortsetzte. Kaiser Augustus, berichtet Sueton, ließ seinem Zwerg Lucius eine Bildsäule mit Augen in Edelstein errichten, seine Lieblingstochter Julia erwies ihrem Zwerge Canopas besondere Ehren, und von Tiberius wird erzählt, daß sein



Zwergathleten.

Leibzwerg auf die Justizpflege einen unheilvollen Einfluß ausgeübt habe. Domitian hielt eine ganze Anzahl von Zwergen, die miteinanderGladiatorenkämpfe ausfechten mußten, und erst Alexander Severus machte dem grausamen Unfug am römischen Kaiserhofe ein Ende.

Aber in anderer, wenngleich gemilderter Form pflanzte sich die Unsitte fort. Einen Zwerg als Hofnarren zu haben, galt als Bedingniß eines fürstlichen Haushaltes, und hierin wetteiferte das Abendland mit dem Orient. Katharina von Medici suchte sogar



Fatma und Smaun.

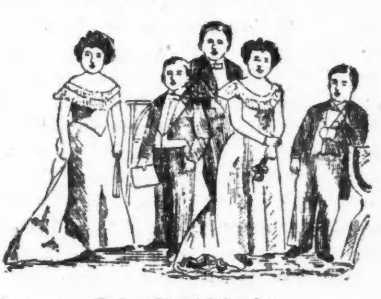
durch Verheirathung kleiner Leutchen untereinander die Fortpflanzung von Zwergengeschlechtern zu sichern. Mit großem Pomp veranstaltete im November 1710 Zar Peter der Große eine Zwergenhochzeit, zu der aus allenTheilen seines Reiches 72 „Däumlinge" herbeigebracht waren. Das Fest bildete einen Theil der Lustbarkeiten zu Ehren einer fürstlichen Vermählung, und bei dieser Gelegenheit gab auch Fürst Menschikow in seinem Palast ein Gastmahl, bei welchem als Schauessen zwei mächtige Pasteten aufgetragen wurden. Als man sie genugsam bewundert hatte, schritt der Zar zur Oeffnung der Tafelaufsätze, und einem jeden entstieg eine Zwergin. Zar Peter trug darauf das eine Däumelinchen von der Tafel des Gastgebers auf die des Brautpaares, und beide Geschöpfchen tanzten ein zierliches Menuett.

An diesen Vorgang erinnern einigermaßen die Vorführungen der Däumlinge von heute. Da sind, um aus der



Fatma und Smaun als Brautpaar.

Die Impresarien der Artistenzunft suchen ihre Kräfte aus allen Erdtheilen zu rekrutiren, und so wird uns auf weiteren Bildchen das „kleinste Ehepaar der Welt" vorgeführt, nämlich Fatma und Smaun, beide aus Indien stammend. Wie „groß" das Pärchen ist, erkennt man am Besten aus der Fülle der Erscheinungen nur das Bemerkenswertheste herauszugreifen, die drei Piccolo. Auf der Bühne gewahrt man zunächst nur eine Anzahl von Gewichten; die größeren derselben (Attrappen) öffnen sich plötzlich, und ihnen entsteigen die drei Zwergathleten, die alsbald die kühnsten Stücke zum Besten geben, wie man sie nur von ausgewachsenen Kraftmenschen verlangen kann.



Die Kolibris.

Darstellung, die es neben einer Champagnerflasche zeigt, und weiter gewahren wir es in seinem Hochzeitsstaat, wobei dem Beschauer nicht entgehen wird, daß die Schöne ihrem Herrn Gemahl ein wenig über den Kopf gewachsen ist.

Uebrigens wirkt das Pärchen nicht bloß durch seinen Anblick, sondern thut sich auch in der Vorführung heimathlicher Tänze hervor; das kleine Herrchen ist außerdem ein gewandter Arbeiter an den „römischen Ringen".

Endlich führen wir noch die „Kolibris" vor Augen — auch „internationalesMiniatur-Ensemble" genannt —, eine Liliputgesellschaft von drei Männlein und zwei Fräulein, die sich als Sänger hören lassen. Natürlich verfügen sie nicht über „große" Stimmen, aber in der Art aller Kolibris liegt es ja, daß sie weniger durch Gesang als durch zierliche Erscheinung erfreuen.

Furchtbare Drohung.





Schneider: „Herr Süffle, wenn Sie mich nicht binnen vierzehn Tagen bezahlen, heirathe ich Ihre Erbtante!"

Ungenügend.



A.: „Der Wirth ist ein sehr ordentlicher Mensch!"

B.: „Mir wäre es lieber, wenn die Portionen ordentlich wären!"

Verfängliche Frage.

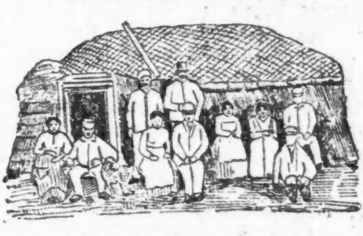


Geck: „Geben Sie mir einen blauen Shlips, der zu meinen Augen paßt."

Verkäufer: „Bedaure, blau haben wir nicht, darf es nicht roth sein, zu Ihrer Nase passend?"

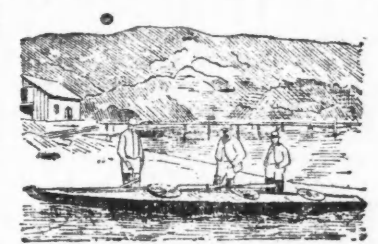
Auf den Aleuten.

Wie für viele andere Naturvölker, so bedeutete auch für die eingeborenen Aleuten die Ankunft der Weißen den Beginn ihres Untergangs. Die Naturkinder mit ihren primitiven Lebensgewohnheiten wurden nur zu leicht eine Beute des Alkohols und die Verheerungen diesesGiftes wurden noch durch die von den Weißen eingeschleppten Krankheiten verschlimmert. Durch Muth, Intelligenz und Unternehmungsgeist zeichneten sich, wie alle Entdecker einstimmig bekunden, die Eingeborenen vor allen anderen Stämmen von Alaska aus und auch der Zahl nach übertrafen sie dieselben bei Weitem. Aber sie waren für die Laster der Weißen leider zu empfänglich und wahrscheinlich wären sie längst ausgestorben, wenn ihnen nicht von Seiten der Missionäre der griechischen Kirche Rettung gekommen wäre. Mit unermüdlichem Eifer wirkten diese und ihren Bemühungen ist es zuzuschreiben, daß dieser einst mächtige Stamm sich bis auf unsere Tage erhalten hat. Auf dem Festlande unweit von der Shumagin - Gruppe befindet sich heute eine



Aleutenbewohner.

der bedeutendsten Aleuten - Niederlassungen, die den Namen Bellkofsky führt und an deren Spitze ein russischer Pope steht. Ehe die Amerikaner von dem Lande Besitz ergriffen, fanden sich in den dortigen Gewässern die See-Ottern sowie andere Pelzthiere in großer Zahl und die Jagd auf diese bildete die Hauptbeschäftigung der Eingeborenen. Da das Land keinerlei vegetabilische Nahrung hervorbringt, waren die Eingeborenen hinsichtlich dieser auf die russische Regierung angewiesen, welche ihnen allerlei Vorräthe im Austausch gegen Pelze lieferte. Die Ausrottung der Pelzthiere hat naturgemäß diese Nahrungsquelle zum Versiegen gebracht und die Eingeborenen müssen sich fast ausschließlich mit der Nahrung begnügen, die ihnen das Meer liefert. Daß ihre Existenz dadurch sehr schwierig geworden ist, liegt auf der Hand. Aber sie sind ebenso kühne wie geschickte Fischer, welche die besten Fangstellen genau kennen und während des kurzen Sommers dort ihre Vorräthe für den grimmigen Winter fangen. Insgesammt ziehen sie im Sommer an gewisse Punkte der Küste, wo sie temporäre Hütten aufschlagen und ihre Wintervorräthe sam-



Bidarka.

meln. Das als Nahrung wie Beleuchtungsmaterial dienende Lachsöl bewahren sie in Schläuchen auf, die aus ganzen Robbenfellen hergestellt sind, und die Fische werden auf Gestellen von Treibholz gedörrt. Die Häuser (soweit sich dieses Wort auf ihre primitiven Wohnungen überhaupt anwenden läßt) sind dem arktischen Klima in geschickter Weise angepaßt und recht comfortabel. Das Erdreich wird in der Tiefe von mehreren Fuß ausgegraben, ein Rahmengerüst aus Treibholz errichtet und die Wände sowie das Dach aus Rasen hergestellt. Damit die Erde nicht durch die furchtbaren Nordstürme davongeblasen werde, werden die Dächer mit Netzen aus Gras bedeckt und diese mittels starker Pflöcke befestigt. Großes Geschick bekunden die Eingeborenen bei der Herstellung ihrer Boote, Bidarkas genannt. Eine Bidarka besteht aus einem Rahmen von Holz, der mit Seelöwenfellen überzogen wird, und als Fortbewegungsmittel dienen Doppelruder; solch ein primitives Fahrzeug, in dem sie selbst dem furchtbarsten Unwetter Trotz bieten, ist für zwei oder drei Mann eingerichtet. Die Oeffnungen zum Einsteigen sind rund und derartig construirt, daß die Insassen des Bootes sich die Haut des Verdecks fest um die Taille binden können, so daß kein Wasser eindringen kann. Von der frühesten Jugend auf werden die Kinder in dem Gebrauch der Bidarka un-



In der Piratenbucht.

terwiesen und die höchsten Ehren eines Häuptlings werden dem besten Ruderer zu Theil. Die Thatsache, daß die Aleutenbewohner von Kindheit an einen großen Theil ihres Lebens in dem engen Raume der Bidarka sitzend zubringen, ist nicht ohne Folgen auf ihre körperliche Entwickelung geblieben. Oberhalb der Hüften ist ihr Körper kräftig und muskulös, wogegen ihre Beine mißgestaltet sind. Trotz der kümmerlichen Lebenslage der Eingeborenen befinden sich unter ihnen zahlreiche Weiße, die vollständige Stammesmitglieder geworden sind. Von besonderem Interesse von allen Aleuten - Niederlassungen ist die Piratenbucht auf Popor - Eiland, wo sich eine Kabeljaufisch - Station befindet. Ihren Namen hat die Bucht von einem historischen Ereigniß erhalten, das sich vor etwa 100 Jahren zugetragen hat. Damals hatte dort eine Bande Aleuten - Indianer ihre Schlupfwinkel und viele Jahre lang unternahmen diese Wilden von dort ihre Raubzüge, bis sie von einer russischen Expedition bis auf den letzten Mann niedergemetzelt wurden. Noch heute findet man an der Piratenbucht Gebeine und andere Ueberbleibsel der erschlagenen Piraten.

Oskar II. und sein Sohn.

Vorgerücktes Alter und andauernde Kränklichkeit haben den König Oskar II. von Schweden und Norwegen genöthigt, die Regierung seinem Sohne Gustav Adolf anzuvertrauen. Oskar II., der am 21. Januar 1829 geboren wurde und seinem Bruder Karl IV. am 18. September 1872 folgte, ist nicht mit Unrecht der Gelehrte auf dem Throne genannt worden. Er hat seine Studien in Upsala gemacht und sich viel mit geschichtlichen Forschungen



Oscar II.

sowie literarischen Studien beschäftigt. Außer trefflichen Uebersetzungen von Herder's „Cid" und Göthe's „Tasso" verfaßte er eine Serie von Abhandlungen über Schwedens Heer und Flotte unter dem Titel: „Einige Beiträge zu Schwedens Geschichte während der Jahre 1711—13". Im Jahre 1857 gewann er den Preis der schwedischen Akademie für seinen Gedichtcyklus „Aus den Erinnerungen der schwedischen Flotte". Später folgten Sammlungen von „Gedanken und Gedichten" sowie Prosaarbeiten. Wissenschaft, Kunst und Industrie haben in



Kronprinz Gustav Adolf.

ihm stets einen wirksamen und theilnehmenden Förderer gefunden. Sein zukünftiger Nachfolger, der jetzige Regent, ist am 16. Juni 1858 geboren und seit dem 20. September 1881 mit der badischen Prinzessin Victoria vermählt. Der Kronprinz scheint von seinem gelehrten Vater die Vorliebe für die Wissenschaften nicht geerbt zu haben; er gilt vielmehr als großer Freund der Jagd und des Sports und ist Ehrenpräsident aller derartigen Gesellschaften in Schweden und Norwegen.

Speculativ.



Tante: „Aber, Fritz, warum bringst Du mir denn immer die kleine Elsa, wenn ich singen will, sie schreit doch nur?"

Fritz: „Ja, aber Du hörst dann zu singen auf, und ich bekomme von Papa 5 Cts.!"

Unangenehm.



Fritz: „Du hast Prügel gekriegt und lachst?"

Franz: „Freilich, das ist ja zu komisch, wenn mich mein Papa prügeln will, haut er sich immer selbst auf den Bauch!"

Bestrafte Neugier.

1.



— Die hat was Feines im Korbe, das wie mein — — —

2.



Pfui Spinne! So'ne Gemeinheit!

Vorschlag zur Güte.



„Nein, Arthur, spar Dir die Mühe, bei Lebzeiten gibt es keinen Pfennig! Wenn ich allerdings 'mal die Augen zudrücke...."

„Na, so drück' doch vorläufig erst 'mal eins zu!"

Pech.



Strohwittwer (der auf dem Bahnhof seine Frau erwartet): „Donnerwetter, das fehlte noch! Jetzt habe ich während der ganzen Sommersaison, die meine Frau verreist war, den Ehering nicht angehabt .... inzwischen ist er mir zu klein geworden!"

Vom Kasernenhof.



Unterofficier: „Na Meier, Sie machen ja so ein trauriges Gesicht wie Jupiter Pluvius, der auf dem Trocknen sitzt!"

Egoistisch.

Baron: „Wenn Sie mich lieben, Emma, so geben Sie den Diamantschmuck, den ich Ihnen versprochen, für die Ueberschwemmten."

Fräulein: „Das wäre schön, Herr Baron, dann geben Sie lieber den Diamantschmuck mir und lieben Sie die Ueberschwemmten."

Von den hawaiischen Inseln.

Hawaii meist ungerecht verurtheilt ohne Rücksicht auf seine wunderbare Vergangenheit. — Gottesgnadenthum des Königs und Priesterherrschaft im alten Hawaii. — Die Satzungeen des Tabus. — Begründung des Königreichs und Anbruch der neuen Zeit.

Man war im Abendlande wohl zu sehr daran gewöhnt, die Stellung des hawaiischen Inselreiches im Rathe der Völker nach dem Eindruck zu beurtheilen, den König Kalakaua persönlich auf seine nähere Umgebung machte. Zwar wußte dieser braunhäutige Machthaber bei einer Reise um die Welt, und gerade auch in Deutschland durch sein gemessenes und würdevolles Auftreten die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen und den Glauben zu erwecken, daß er ein ernster, von der Verantwortlichkeit seiner Stellung erfüllter Mann sei. Gelegentliche Erzählungen von Weltreisenden, die sich kürzere oder längere Zeit in Honolulu aufgehalten haben, ließen aber starken Zweifel aufkommen an der Richtigkeit des Bildes, das man sich von der kanakischen Majestät gemacht hatte, und als nun gar die amerikanischen Zeitungen ganz rückhaltlos die Geheimnisse des Honoluluer Hofhalts ausplauderten, da verkehrte sich die günstige Meinung der Welt über Kalakaua und Hawaii in schärfste Verurtheilung. In den Ver. Staaten z. B., wo man doch mehr Nachrichten von den Inseln bekommt, als in irgend einem anderen Lande, spricht man heute gerade in amtlichen Kreisen von Kalakaua nur als einem gewissenlosen Völler und blutdurstigen Barbaren, und selbst seine Schwester Liliuokalani, die bis vor Kurzem in Washington lebte, mußte sich ähnliche Ehrentitel gefallen lassen. Es sei nur nebenbei bemerkt, daß unsere Regierung die letzte Königin Hawaiis nicht nur ihres eigenen Privatvermögens beraubt, sondern ihr auch jede Entschädigung oder Pensionirung verweigert hat, während doch England selbst in solchen Fällen von Entthronung eingeborener Fürsten, wo es mit der rechtlichen Begründung bedenklich hapert, stets ein sehr reichlich bemessenes Jahrgehalt als heilendes Pflaster auf die Wunde legt. Wenn auch gar keine Veranlassung vorliegt, sich für die Kanaken und ihren Volkscharakter zu begeistern, so schießt die gegenwärtige Verurtheilung der hawaiischen Wirthschaft in Bausch und Bogen doch auch weit übers Ziel hinaus. Um gerecht urtheilen zu können, muß man sich vor Allem die wunderbare Entwickelung vergegenwärtigen, die Hawaii und viele Bewohner durchgemacht haben, den plötzlichen Uebertritt aus der abgeschlossenen Eigenart ihres polynesischen Volksthums in das bunte Interessenspiel moderner Großmächte, den ganz unvermittelten Uebergang von einfachst barbarischen Herrscherformen zu dem verwickelten Organismus einer neuzeitlichen Staatsverfassung. Von höherstehenden Völkern haben bisher nur die Japaner eine solche Erschütterung durchgemacht und überwunden. Aber auch bei diesem bewundernswerthen Volke bleibt abzuwarten, ob die plötzliche Aufgabe der ganzen nationalen Vergangenheit nicht doch noch einmal das Land in seinen Grundvesten erschüttern wird. Bei den Kanaken Hawaiis sehen wir dieselbe Entwicklung — mutatis mutandis — zum Untergang führen, wenn auch manche andere Faktoren schon vorher an dem Verderb des Volkes und seines Staatswesens mitgearbeitet hatten.

Leider sind ja die Ueberlieferungen der Hawaiier sehr spärlich. Kein polynesisches Volk, außer den geheimnißvollen Bewohnern der Osterinsel im südostpacifischen Meer hat es zur Erfindung einer Schrift gebracht, und die alten, mündlich fortgeerbten Sagen und Gesänge sind von den ungebildeten, übereifrigen Missionären ausgerottet worden oder gar durch christliche Beimengsel und Namenseinschmuggelungen aus der jüdisch-alttestamentlichen Gotteslehre gefälscht worden. Wenn wir von den alten Schöpfungsliedern, die Adolf Bastian gesammelt hat, absehen, wissen wir eigentlich nichts von den Hawaiiern vor ihrer ersten Berührung mit den Weißen. Was James Cook und sein Nachfolger, Kapitän King, und später Vancouver von ihnen berichten, ist eigentlich unser ganzes Quellenmaterial. Die kleinen Beiträge, die zum Beispiel Chamisso als Naturforscher der Romanzowschen Entdeckungsreise und Andere geliefert haben, verlieren sehr an Werth durch ihre verhältnißmäßige Neuheit. Von der ersten Bekanntschaft der Hawaiier mit Europäern im 16. Jahrhundert wissen wir gar nichts, obwohl es wohl außer allem Zweifel steht, daß Juan de Gaetano, der schon 1542 als Lootse von Ruiz López de Villalobo die Karolinen entdeckt hatte, mit seinen Islas de Mesa oder Islas del Rey die hawaiischen Inseln gemeint hat. Die eigenthümlichen Helme in römischer Form, wie sie Cook als Kopfbedeckung der Könige und der hohen Häuptlinge fand, entsprechen genau den damals bei den romanischen Völkern üblichen. Auch der Fund einzelner eiserner Geräthschaften weist auf frühere Berührung mit Fremden hin, da auf den rein vulkanischen Inseln ja keine Metalle vorkommen. Jedenfalls hat die fast vollkommene Absperrung, unter der Hawaii bis zu Cook's Landung gelebt hat, aber dazu beigetragen die Ausbildung jener starren Formen des öffentlichen Lebens zu ermöglichen, unter denen wir zu Cooks Zeit das hawaiische Volk schmachten sehen. Zur Zeit bieten wohl nur noch Lhassa mit seiner geheimnißvollen Herrschaft des Dalailamas und Peking mit seinem uralten Hofhaltungs-Zeremoniell in der verbotenen Stadt Gegenstücke zu einer so ungestörten Entwicklung. Das Volk verehrte in seinen Häuptlingen leibhaftige Nachkommen der Götter. Ein solches Dogma konnte natürlich nur aufrecht erhalten werden mit der Beihilfe einer völlig autokratischen Priesterschaft, die, klüger als je die Jesuiten, alle kleinen Schwächen ihrer Mitmenschen ausbeutete, um die Lehre von der göttlichen Abstammung zu schützen und nebenbei ihre eigene Herrschaft über das Volk zu festigen. Man kann wohl dreist behaupten, daß keine Körperschaft oder sonstige staatliche oder geistliche Genossenschaft bei irgend einem Volke der Geschichte eine so unbedingte Unterwerfung der Massen zustande gebracht hat, wie die Kahuna, die Priesterschaft Hawaiis. Der Aberglaube, der natürlich bei einem einfachen, im innigen Zusammenhange mit der Natur lebenden Volke besonders üppige Blüthen treibt, erscheint als systematisch von den Priestern ausgeschlachtet zur Erfindung immer alberner Glaubenssätze und drückender Religionsgesetze, deren Verletzung in den meisten Fällen kaltblütig mit dem Tode bestraft wird. Das ist der Kern der berüchtigten Satzung vom Tabu. Tabu (nicht Tabú oder Taboo) heißt im hawaiischen einfach „verboten." Und verboten waren bestimmte Dinge für immer, andere konnten zeitweilig mit dem Tabu belegt werden. So war die größte Schärfe des Gesetzes gegen die Frauen gerichtet, die bei den Kanaken im Gegensatz zu ihren polynesischen Stammverwandten auf Tahiti, Samoa und Tonga nur als eine minderwerthige Abart der Gattung Mensch angesehen wurden. Kein weibliches Wesen durfte ein Kanoe benutzen, keine Frau mit ihrem Manne zusammen essen oder nur dessen „Männerhaus" betreten. Ja, die gesuchteren Nahrungsmittel, wie Bananen, Kokosnüsse, Schildkröten und die vornehmeren Fischarten, waren den Frauen überhaupt verboten. Ueberdies galt die Frau, ja, das unreife Mädchen, als selbstverständliche Beute des Manns — und jedes Mannes. Der König in seiner Göttlichkeit stand so unermeßlich hoch über seinem Volk, daß Niemand in seiner Gegenwart sprechen oder aufrecht stehen durfte. Selbst sein Schatten war heilig und durfte nicht berührt werden. Dem König nicht viel nach stand die Sippe der Häuptlinge, die ebenfalls übernatürlichen Ursprung für sich in Anspruch nahm. Auf Mataainana, der misera plebs, ruhte die ganze Last des Getriebes, sie mußten alle Bestimmungen des Tabus gewissenhaft beobachten, sie lieferten die Mittel zum Unterhalt des Königs und seiner Großen, und sie waren die Leidenden, wenn es den Priestern einmal beifiel, einen Sondertabu zu verhängen, z. B. für eine bestimmte Frist alle Bootsfahrten zu verbieten oder einem ganzen Landstrich, zur Versöhnung der Götter, ein vierundzwanzigstündiges Schweigen aufzuerlegen. In solchem Falle mußte sogar den Hunden das Maul verbunden und den Hühnern im Käfig ein Tuch übergehängt werden, damit die Götter nicht gestört würden.

Wie plötzlich, gleich einem Gaste aus einer anderen Welt, James Cook am 18. Januar 1778 in das verwunschene Land einbricht und von den erschrockenen Eingeborenen als menschgewordener Gott verehrt wird, das ist eines der romantischsten Kapitel der geographischen Entdeckungsgeschichte und bekannt genug, als daß es hier nacherzählt zu werden brauchte. Daß Cook in seiner Nüchternheit als englischer Seefahrer sich nicht in diese Rolle zu schicken wußte und daß seine Mannschaft alles andere eher als göttliche Eigenschaften aufwies im Verkehr mit den arglosen Eingeborenen, kann ja nicht wunder nehmen. Nur muß eben der Tag, da Cook in der Bucht von Kealakekua auf der Hauptinsel landete, als der Anfang des Unterganges Hawaiis angesehen werden. Als die rohe und durchaus überflüssige Verletzung der Tempel — von dem größten Nationalheiligthum wurden alle Holztheile als Feuerung fortgeschleppt — die Ermordung des mittlerweile als recht menschlichen Menschen erkannten Kapitäns Cook zur Folge hatte, schienen alle Spuren dieses ersten Besuches der Außenwelt verwischt. Aber die Besatzung der beiden englischen Schiffe hatte jene schreckliche Krankheit unter den Eingeborenen zurückgelassen, die seitdem hunderttausende hinweggerafft hat. Nicht minder folgenschwer, und womöglich noch abstoßender, ist die Geschichte der ersten Berührung mit den Amerikanern. Ein Pelzjäger Namens Metcalfe war auf dem Wege nach China mit zweien seiner Schiffe, „Eleanor" und „Fair American", 1789 nach Hawaii gekommen. Den Diebstahl eines seiner Beiboote, bei dem die Eingeborenen wegen der heißbegehrten eisernen Nägel und Klammern zertrümmert hatten, rächte er durch ein plötzliches furchtbares Blutbad unter den Kanaken, nachdem er die Nichtsahnenden zu sich an Bord geladen hatte. Die Eingeborenen ihrerseits üben blutige Rache durch völlige Zerstörung der Schiffe und Niedermetzelung der Besatzung. Nur zwei Mann wurden am Leben erhalten und in Gefangenschaft abgeführt, der Erste Maat des einen und der Bootsmann des anderen Fahrzeugs. Diese beiden Männer, Davis und Young, haben später eine große Rolle in der hawaiischen Geschichte gespielt. Sie wurden in ihrer Gefangenschaft sehr gut behandelt und fanden Gelegenheit, den Eingeborenen den Gebrauch der Feuerwaffen zu zeigen und eine ganze Truppe in der Handhabung der von den Schiffen eroberten Musketen und Mörser auszubilden. Dank dieser überlegenen Bewaffnung war es dem ehrgeizigen Häuptling Kamehameha von Hawaii möglich, die Fürsten von Maui zu unterwerfen und schließlich in einer furchtbar blutigen Schlacht den stärksten seiner Gegner, den König von Oahu, zu besiegen. Das Gefecht, das im April 1795 in dem berühmten Paß Nuuanu Pali stattfand, legte den Grund zur Vereinigung der hawaiischen Inseln unter einem Herrscher. Wie jeder Besucher Honolulus pilgert auch der herrliche Thal von Nuuanu hinauf zur Paßhöhe, die den einzigen Weg zur Nordküste Oahus öffnet, und schaut von der steilen, etwa 480 Fuß hohen, völlig senkrechten Klippe hinab in die schaurige Tiefe, in die Kamehameha die Geschlagenen von Kalanikupule von Oahu hinabstürzen ließ. Noch heute werden am Fuße des Steilabsturzes gelegentlich gebleichte Gebeine der vor 100 Jahren dort gefallenen Krieger gefunden. Ein prächtiger Fernblick bietet sich von der Höhe des Passes, die Nordhälfte der Insel liegt vor unseren Augen ausgebreitet, und in unübersehbarer Weite dehnt sich die grüne Korallensee jenseits der weißen Brandungslinie. Neben dem schlichten Denkmal, das die Engländer Hawaii zum Gedächtniß Cooks an der Stelle errichtet haben, wo er seinen Tod fand, ist der Palipaß der einzig geschichtlich merkwürdige Punkt, ein wirklicher Denkstein in der Geschichte des hawaiischen Volkes, das nun mit Riesenschritten einer Umwandlung entgegenging.

Pulver und Blei hatten durch jene beiden Amerikaner ihren Einzug auf den Inseln gehalten, große Fahrzeuge mit regelrechter Takelung wurden nach dem Muster der zertrümmerten amerikanischen Segler gebaut und Küstenbefestigungen von so ansehnlicher Stärke angelegt, daß Kamehameha den Russen das Land zu räumen befehlen konnte, die 1815 auf Anregung Baranows, des Statthalters von Alaska, sich auf Hawaii festzusetzen versucht hatten. Bei aller Hilfe aber, die sich der König von den abenteuernden Weißen seines Landes leisten ließ, war er doch sehr darauf bedacht, sich nicht in ihre Macht zu begeben. In allen innern Angelegenheiten ließ er sich nicht drein reden. Erst gegen Ende seines Lebens begann er über die Gründe der Ueberlegenheit der Weißen zu grübeln, und als alter Mann von 80 Jahren neigte er mehr und mehr dazu, alle Einrichtungen der Fremden für nachahmenswerth zu halten. So konnte nach seinem Tode seine Wittwe, die für den Thronfolger, den spätern Kamehameha II., die Geschäfte führte, es wagen, den entscheidenden Schritt zu thun und die alten Götter für abgesetzt zu erklären. Im Laufe von Kamehamehas großen Unternehmungen hatten sich die alten Götter doch als recht unzuverlässig herausgestellt, und so konnte der kühne Versuch gemacht werden, einmal ohne sie zu wirthschaften. Gleichzeitig hob sie die Gesetze vom Tabu auf, verbrannte alle Tempel und Götterbilder und feierte den Bruch mit dem Alten durch ein großes Festmahl, bei dem sie zum Entsetzen der Priester in Gemeinschaft mit den Häuptlingen ihrer Sippe einnahm. Und der Himmel fiel nicht ein. Der Zorn der Götter, wenn er erregt war, fand keine wahrnehmbaren Aeußerungsmittel. Das alte Hawaii war wie durch ein Wort fortgefegt, und ohne Uebergang setzte die neue Zeit ein.

Eine Beethoven-Erinnerung.

In seinen „Erinnerungen" erzählt Heinrich Anschütz, der große Burgschauspieler, folgende Begegnung: „Eine interessante Bekanntschaft brachte mir der Sommer 1822. Ich hatte meinen Aufenthalt in Döbling genommen. Die beständige Witterung dieses außerordentlichen Weinjahres lockte mich natürlich oft nach den romantischen Partien des nahen Hügellandes. Ich hatte eines Tages ganz in der Nähe Heiligenstadts eine Einsattlung gefunden, die von zwei Hügelreihen gebildet wurde und welche nebst einem Fußsteig nur noch Raum für ein geschwätziges Bächlein gewährte. In Gedanken versunken durch Gebüschen und Baumgruppen dahinschlendernd, weckt mich plötzlich ein unerwarteter Anblick. Auf einem Wiesengrunde des Hügelabhanges zwischen Bäumen und dem Bache sehe ich einen Mann gelagert, in etwas ungeordneter Kleidung, den gedankenschweren, geistreichen, wildschönen Kopf in die linke Hand gestützt, und den Blick auf ein Notenblatt geheftet, in das er mit der Rechten mystische Runenzüge eintrug, während er in den Zwischenpausen mit den Fingern trommelte. „Ah, Beethoven!" rief ich in Gedanken aus. Ich hatte ihn eine Weile mit dem höchsten Interesse beobachtet und wollte mich soeben, um ihn in seinen Künstlerträumen nicht zu stören, der Richtung, woher ich gekommen, wieder zurückziehen, als er plötzlich das Haupt erhob und unsere Blicke sich begegneten. Ich grüßte ihn, was er kurz erwiderte. Unwillkürlich entschuldigte ich mich, daß ich ihn gestört hätte. „Der Weg ist für jedermann." „Darf ich wissen, was da gerade im Entstehen ist?" „Dummes Zeug, ein Orchesterstück, das ich hier aufführen will, um die Gelsen (Mücken) und Ameisen zu vertreiben." Hiermit war die Unterhaltung aus. Er starrte in das Notenblatt, trommelte, schrieb und vergaß ganz und gar seinen Nachbar. Endlich entfernte ich mich leise, und er war so verloren, daß er's nicht bemerkte. Ich begegnete ihm nun öfter. Obwohl damals schon sehr schwerhörig, war er doch beim Umgang mit Menschen noch nicht ganz abgeschlossen. Wir wurden bald näher bekannt. Eines Tages begleitete ich ihn eine Strecke. Wir sprachen über Kunst, Musik und endlich über Lear und Macbeth. Wie zufällig warf ich die Bemerkung hin, daß ich schon öfter an ein Seitenstück zur Egmont-Musik gedacht, daß er Macbeth musikalisch illustriren sollte. Der Gedanke schien ihn zu elektrisiren. Er blieb wie angewurzelt stehen, sah mich mit einem durchdringenden, fast dämonischen Blicke an und sagte hastig: „Ich habe mich auch schon damit beschäftigt. Die Hexen, die Mordszene, das Geistermahl, die Kesselerscheinungen, die Nachtwandlerszene, Macbeths Todesraserei." Es war im höchsten Grade interessant, seinem Mienenspiel zu folgen, in welchem sich die blitzschnellen Gedanken jagten. In wenigen Minuten hatte sein Genius das ganze Trauerspiel durchgearbeitet. Bei der nächsten Frage, die ich an ihn richtete, drehte er sich um und rannte nach einer flüchtigen Begrüßung davon. Leider aber war ein fester stürmischen Erregung nicht lange, als ich einer Zeit das Thema noch einmal berühren, fand ich ihn verdrießlich und schwieg."

Hamburgisches.

Die Erwerbung des Hamburgischen Bürgerrechts war bis zum Jahre 1896 an die Entrichtung einer Abgabe von 30 Mk. geknüpft. Infolge dessen ging die Zahl der Bürger immer mehr zurück. Im Jahre 1892 betrug bei einer Einwohnerzahl von 500,000—600,000 Menschen die Zahl der Hamburger Bürger nur 26,068. Das war ein unhaltbarer Zustand, der sich für die „privilegirten" Bürger namentlich darin bemerkbar machte, daß sie unter der großen Zahl von Ehrenämtern, welche sie ausschließlich zu tragen hatten, schwer litten. Infolge dessen wurde allgemein eine Erweiterung des Bürgerrechts für wünschenswerth gehalten. Die Gebühr von 30 Mk. fiel, aber eine allgemeine Ertheilung des Bürgerrechts an alle Steuerzahler stieß auf heftigen Widerspruch, da man sich vor einem Eindringen der Sozialdemokratie in die Bürgerschaft fürchtete. So wurde festgestellt, daß Jeder Bürger werden kann, der 5 Jahre hinter einander ein Einkommen von 1200 Mk. versteuert hat. Dadurch ist die Zahl der Bürger allerdings bedeutend gehoben worden, 1897 zählte die Bürgerrolle schon 33,854, 1899 37,785 Bürger. Aber das Gros der Arbeiter ist immer noch ausgeschlossen. Die Vermehrung der Bürger ist im Ganzen den kleinen Beamten und Kleinhändlern zugute gekommen. Infolge dessen zählt die durch 3 sozialdemokratische Abgeordnete im Reichstag vertretene Stadt Hamburg in der aus 160 Abgeordneten bestehenden Hamburgischen Bürgerschaft noch keinen einzigen Vertreter der Sozialdemokratie. Wohl aber sind bei den letzten Einzelwahlen 2 Antisemiten, darunter der Abg. Raab, in die Bürgerschaft eingezogen. Bei den im nächsten Frühjahr stattfindenden Erneuerungswahlen zur Bürgerschaft hoffen die Antisemiten eine Verstärkung der Fraktion Raab durchzusetzen. Allmählich beginnt man in immer weiteren Kreisen einzusehen, daß die Aufstellung des Zensus von 1200 ein Fehler war, und daß nur dann eine richtige Vertretung der Hamburger Bevölkerung zu erzielen ist, wenn jeder Steuerzahler das Bürgerrecht erhält.

Pantoffelhelden in Kamerun.

Von richtigen Pantoffelhelden unter den Schwarzen erzählt der Missionar Fr. Autenrieth in seinem jüngst veröffentlichten Buche „Ins Inner-Hochland von Kamerun" aus eigener Erfahrung ein ergötzliches Stückchen. Als er in Nyasoso mit Hilfe des Häuptlings Dschebe ein „Europäerhaus" baute, ließ dieser durch den Ortsbüttel dreimal vorher austrommeln: „Morgen früh hat sämmtliches Weibervolk, groß und klein, zum Erdetragen für's Europäerhaus dazustehen; wer nicht kommt, dem geht's schlecht". Schmunzelnd sagte er zum Missionar: „Wenn man den Weibern nicht angst macht, sind sie nicht herzubringen." Obwohl die Schönen von Nyasoso anfangs großen Eifer zur Schau getragen hatten, um sich auch ihren Tabak zu verdienen, erschien doch trotz der energischen öffentlichen Aufforderung des Häuptlings keine von ihnen auf dem Platze, so daß der Missionar die Arbeit des Erdetragens, die eigentlich den Weibern zukam, durch Männer ausführen ließ. Lassen wir ihn selbst weitererzählen: „Doch was sollte ich da erleben! Kaum war die Erdarbeit eine Zeit lang im Gange, da drang ein wildes Geschrei vom Dorfe her an unser Ohr. Erschrocken standen die Männer da, spitzten die Ohren und riefen: „Wä, wä — unsere Weiber!" Ich hatte keine Ahnung, was das Gebrüll der Weiber bedeuten sollte, verstand auch nicht die angstvolle Haltung der Männer. Das Geschrei der Weiber kam jedoch näher, und es war kein Zweifel mehr, daß sie stürmend im Anlauf waren. Aber o Wunder! Im selben Augenblick packte denn auch meine ganze sprunggewandte Männerschaar auf und stob athemlos rennend jählings nach allen Richtungen auseinander; selbst mein langbeiniger Häuptling Dschebe setzte gestreckten Laufes in kühnsten Sprüngen über Hecken, Steinhaufen und Dornen hinweg, und ehe ich es mich versah, stand ich allein auf weiter Flur. Verblüfft stand ich da, nicht wissend, soll ich auch springen — soll ich nicht. Zu springen schämte ich mich, und so drückte ich mich seitwärts in die Büsche, um nicht von den Weibern über den Haufen gerannt zu werden. Letztere waren inzwischen auf dem Bauplatz angekommen, auf welchem sie sofort in wildester Freude und Ausgelassenheit einen großartigen Reigen-Tanz aufführten. Was sollte das alles bedeuten? Erklären konnte ich mir die ganze Geschichte noch nicht, ich ging deshalb von dannen, um nach Dschebe zu fahnden und von ihm des Räthsels Lösung zu hören. Ich fand den guten Dschebe in einer Hütte versteckt, und gleich flüsterte er mir zu: „Wä, wä, Sango, wir haben gefehlt — unsere Weiber sind wüthend." Durch diese Aeußerung noch mehr überrascht, ließ ich mir dann von ihm den seltsamen Fall erklären. Dschebe machte mir nun klar, daß das Erdetragen seit alters eine Arbeit der Weiber sei, und ein Mann dürfe nie eine Arbeit thun, die den Weibern gehöre, sonst würden diese wüthend und traktirten sie unter Umständen mit Steinwürfen. So wär's ihnen auch diesmal schlecht ergangen, wenn sie nicht eilends geflohen wären. Als ich ihn aber bestimmen wollte, die Weiber heimzujagen und die schwere Erdarbeit den Männern zu überlassen, that er mit überzeugter Miene den sehr bedeutsamen Spruch: „Sieh Vater, der Wille unserer Weiber übertrifft uns Männer an Stärke, gegen sie kann der größte Häuptling nichts machen." — Gerade wie bei uns! —

— Die Macht der Gewohnheit. — Richter: „Könnten Sie mir wenigstens den Namen des Burschen nennen der sich an Ihnen vergriff?" — Schauspieler (mit Pathos): „In der That — Franz heißt die Canaille!"